Wilhelm Kammeier

# Die Wahrheit der Geschichte des Spätmittelalters

# Die Fälschung der deutschen Geschichte

## Band II

### Die Wahrheit der Geschichte des Spätmittelalters

von

Wilhelm Kammeier

# Die Wahrheit der Geschichte des Spätmittelalters

Von

Wilhelm Kammeier

1940

Adolf Klein Verlag / Schkeuditz bei Leipzig

# Die historischen Welträtsel

## Antworten an meine Kritiker

Von

Wilhelm Kammeier

1940

Adolf Klein Verlag / Schkeuditz bei Leipzig

# Inhalt.

# Vorbemerkung.

Es war meine Absicht, nach Herausgabe der „Fälschung der deutschen Geschichte" und der „Neuen Beweise für die Fälschung der deutschen Geschichte" (beide im Verlag Adolf Klein, Schkeuditz bei Leipzig) meine Arbeit an der Beweisführung, daß die Geschichte des abendländischen Mittelalters infolge einer von Rom aus geleiteten Aktion von Grund auf umgefälscht wurde, gradlinig fortzusetzen. Auf Kritiken wollte ich nur dann eingehen und antworten, wenn ein Kritiker mit triftigen, sachlichen Gegenbeweisen hervortreten würde, wenn seine Ausführungen also im Wesen etwas anderes seien als der bloße Ausdruck einer Mißbilligung. Kritik ist der direkte Gegenangriff auf bestimmte, vom „Gegner" ausgebaute Stellungen; Mißbilligung ist Nörgeln über den unbequemen Gegner. Gut zu mißbilligen versteht zum Beispiel Armin Tille (in „Rasse" 1936, S. 72, 73). Er sieht in mir, der ich um die geschichtliche Wahrheit ringe, einen falschen Propheten, vor dem er warnen muß! Wie mögen wohl seine wahren Propheten beschaffen sein? Sollte es wirklich einmal dahin kommen, daß auch der Deutsche, der wahrhaftigste Mensch auf dieser Welt, keine Wahrheit mehr annehmen wollte oder nicht mehr ertragen könnte? Wo soll denn die gehetzte Wahrheit noch eine Zuflucht finden, wenn nicht unter den Deutschen?

Vorher war bereits im „Volk im Werden" (1935, S. 433 ff.) eine Besprechung von Günther Franz erschienen. Sie war nur insofern bemerkenswert, als ich an ihr demonstrieren konnte („Neue Beweise", S. 16, 17), wie eine Kritik meiner These nicht sein sollte. Franz schießt nämlich seinen Pfeil dahin ab, wo ich noch gar nicht stehe. Franz widerlegt mich nicht, sondern wirft mir nur allerlei vor, was ich angeblich vergessen hätte. Ich habe ihm geantwortet, daß das „Vergessene" zu gegebener Zeit schon zur Sprache kommen würde; in-

zwischen könne er ja die von mir bis jetzt gelieferten Beweise widerlegen.

Prof. Heimpel hat dann in der Folge 4/36 des „Offenen Visiers" den ersten Versuch unternommen, einzelne meiner Thesen durch sachliche Gegengründe womöglich zu erschüttern. Wie nicht anders zu erwarten stand, ist der Versuch mißglückt. Erschüttert hat mich nur, daß sich Heimpel zur Verstärkung seiner Stellung genötigt gesehen hat, ausgerechnet auf die „vernichtende Besprechung" von Franz empfehlend hinzuweisen. Welche Anschauung muß doch Heimpel von einer „vernichtenden Kritik" haben, wenn ihm diese unschuldige Besprechung bereits als eine solche erscheint, sagte ich mir kopfschüttelnd.

Ich hätte nun auch wohl auf den gescheiterten Widerlegungsversuch Heimpels nicht so schnell geantwortet, wäre nicht von verschiedenen Seiten der Wunsch geäußert worden, meine Meinung über das von Heimpel Vorgebrachte zu hören. Ein Fachwissenschaftler hatte sich zur Sache geäußert, eine Autorität hatte gesprochen und verurteilt! Man weiß ja, welchen Eindruck die Rede eines Fachmannes hinterlassen kann. Ich durfte nicht länger schweigen und nahm daher in der Zeitschrift „Die völkische Schule" das Wort zu einer Entgegnung auf den Artikel Heimpels. Des Raumes wegen konnte meine Antwort nur kurz ausfallen; vieles, was ich noch hätte vorbringen sollen, mußte an jener Stelle verschwiegen werden. Für die Leser meiner Schriften ist es jedoch wichtig, mehr über den Charakter und die Stichfestigkeit der gegnerischen Kritikversuche zu erfahren, und daher habe ich mich zu den folgenden, ausführlichen Darlegungen entschlossen.

---

## I.

# Fachmann, hilf!

Meine Kritiker zählen zu den sogenannten Fachleuten, von Amts und Herkommens wegen; ich bin Autodidakt. Der Charakter des Fachmanns gibt meinen Kritikern in den Augen mancher Leser von vornherein und gleichsam automatisch ein Übergewicht ihrer Äußerungen. Es gilt zu prüfen, ob dies Übergewicht ausnahmslos, also zum Beispiel auch in meinem Falle, seine Berechtigung hat.

Hat der Fachmann, denken wir mal an Prof. Heimpel, gesprochen, so gilt damit für manche Leser die zur Diskussion stehende Angelegenheit als erledigt. Der beschlagene Fachmann muß ja wohl wissen, was an der Sache stichfest ist, denkt dieser oder jener Leser. Aber so mancher Leser weiß nicht, daß es gerade mit den historischen Autoritäten eine ganz eigene Bewandtnis hat. Einen „Fachmann" im Bezirk der geschichtlichen Wissenschaft (des Mittelalters), wie ihn der Leser sich vorstellt, gibt es nämlich gar nicht: es existieren nur historische Spezialisten. Das riesige Ackerland der mittelalterlichen Geschichtsforschung wurde im Laufe des vergangenen Jahrhunderts in verschiedene Parzellen aufgeteilt. Solche Parzellen heißen zum Beispiel Diplomatik (Urkundenwissenschaft), Paläographie (Altschriftenlehre), Rechtsgeschichte, Geschichte der Karolinger. Jede Parzelle wird nun von bestimmten Spezial-Fachleuten bearbeitet, und dadurch wird zweifellos eine rationelle Bewirtschaftung der Teilgebiete gewährleistet. Jedes Spezialistentum hat aber aus naheliegender Ursache seine Schattenseiten: es engt das Blickfeld ein. Aus den abgezirkelten wissenschaftlichen Einzelarbeiten erhebt sich selten und mühsam der Blick hinauf und hinaus in die Weite der historischen Gefilde. So ein echter und rechter Spezialist wagt es kaum, über den Zaun seines wissenschaft-

lichen Schrebergärtchens beratend und bestimmend hinweg auf die Arbeit der Nachbarn Einfluß zu gewinnen; er würde als Eindringling zurückgewiesen werden Auf seiner eigenen Parzelle, ja, da gilt er mit der Zeit und unter Umständen als der anerkannte Fachmann, zumal wenn er die Befunde seiner Parzellen-Kollegen bestätigen kann. Auf den anderen Parzellen wird er allenfalls, wenn er sich bescheiden aufführt, als Gast geduldet.

Th. Mommsen hat einmal diese „banausische Beschränkung der Arbeit auf die nächsten Handwerksgenossen", die es „für sündhaft halten", sich um andere Gebiete zu bekümmern, mit Recht gebrandmarkt. („Neues Archiv" 5, S. 56.) Uns geht solch nachbarlicher Neid und Zwist der historischen Spezial-Fachleute hier weiter nichts an. Wir stellen nur fest: Fachleute im Sinne einer intensiven Beherrschung der mittelalterlichen Universalhistorie gibt es nicht. Es existieren Fachleute für die einzelnen Spezialgebiete, aber nicht für das Gesamtgebiet.

Was hat aber diese Feststellung beispielsweise mit der Heimpelschen Kritik meiner Thesen zu tun? Sie hat vorläufig und an dieser Stelle mit jener Kritik eigentlich nichts zu tun, wohl aber mit der Einstellung der Leser zu diesem Kritikversuch. Obige Feststellung vermag nämlich zu verhüten, daß meine Leser sich ins Bockshorn jagen lassen, einfach deshalb, weil ein Geschichtsprofessor zu reden anfängt. Die Feststellung gibt zu bedenken, daß keineswegs den kritischen Anläufen eines historischen „Fachmanns", wenn er sich über das Gesamtgebiet der mittelalterlichen Historie ausläßt, automatisch die Bedeutung eines endgültigen Richterspruches beigemessen werden darf. Es steht aber andererseits nun einmal so: meine Forschungen erstrecken sich über das ganze Gebiet der mittelalterlichen Geschichtsquellen, und wer mich als „Fachmann" kritisieren will, der muß notgedrungen auf dem Gesamtgebiete als Fachmann zu Hause sein! Dieser Universalfachmann muß erst noch geboren werden; Franz, Tille und Heimpel heißt er jedenfalls nicht. Man wird mich nicht falsch verstehen. Es liegt mir fern, den Historikern, die durch die gewaltige Fülle des Stoffes zum Spezialistentum gezwungen sind, aus dieser Notlage einen Vorwurf zu machen. Ich will nur meinen Lesern — und nebenbei den Geschichtsprofessoren selbst — andeuten, daß sich ein Kritisieren meiner Thesen,

zumal ein „vernichtendes“, in der Ausführung bedeutend schwieriger gestaltet, als man es sich gemeinhin doch noch vorzustellen scheint.

Man sollte auch bei einer Kritik nicht darauf sehen, wer sie geschrieben hat, sondern was sie an innerem kritischen Gehalt birgt. Eine Kritik ist nicht schon deshalb von durchschlagender oder gar „vernichtender“ Wirkung, einfach, weil sie von einer Autorität verfaßt wurde, denn gerade die Autorität steckt manchmal in methodischen und sachlichen Vorurteilen rettungslos verstrickt und gefangen. Besonders schön tritt das des öfteren in Erscheinung, wenn ein historischer Fachmann einen andern Fachmann kritisiert. In solchen Fällen kann man die lehrreichsten Studien machen. Beispielsweise ist meinem Kritiker G. Franz das Verhängnis überkommen, daß er selbst auf seinem ureigensten Gebiete (Geschichte des Bauernkrieges) von einem andern Fachkollegen scharf kritisiert worden ist. Er hat dabei Federn fahren lassen müssen. Sein Gegen-Fachmann und Kritiker hält ihm vor: „Dies Werk bringt das Wesen des deutschen Bauern in einer Verengung, um nicht zu sagen Verzerrung, die weder ihm selbst noch seinem ‚Kriege‘ gerecht wird.“ (Rezension des Buches von Franz in „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“ 1936, S. 208 f. von W. Stolze.) Ich weiß nicht, ob Franz diese Kritik tragisch genommen hat, ich seine Besprechung meines Buches jedenfalls nicht.

## Fachmann hilf!

Nach diesen notwendigen Vorbemerkungen über die kritischen Kraftgrenzen bei geschichtswissenschaftlichen Fachleuten im allgemeinen wende ich mich nun dem Sonderproblem zu: in welcher eigenartigen Lage sich die historische Fachkritik angesichts meiner Forschungsergebnisse befindet. Das ganz aus dem gewohnten Rahmen fallende Neuartige ist ja, daß ich kein Spezialgebiet beackere, sondern das gesamte mittelalterliche Quellenmaterial auf meinen Untersuchungstisch lege. Natürlich nicht mit einemmal, sondern hübsch der Reihe nach. Laßt uns also einmal sehen, wie sich meine Kritiker bisher mit dieser neuartigen Situation abgefunden haben.

In der ersten Bestürzung über die von mir entdeckte wahre Natur,

richtiger Unnatur der mittelalterlichen Überlieferung wurde sogleich der Hilferuf nach dem Fachmann laut. Man richtete an die allmächtigen Fachleute die Aufforderung, „den über das Ziel hinausschießenden Kritiker in seine Schranken zu verweisen!" (M. D. Johannes in der Oktobernummer 1935 des „Hammer".) Dieser Hilferuf offenbart recht eindringlich das rührende Zutrauen in die kritische Machtfülle der Fachwissenschaft. Johannes stellt sich die Fachwissenschaftler so vor, als seien diese im Besitze einer feinkonstruierten, absolut zuverlässigen kritischen Waage. Auf ihr werden seiner Ansicht nach meine Thesen abgewogen. In der Tat halten die Fachleute eine solche Waage in der Hand: es ist das die klassische Relativmethode. Sie funktionierte auch bisher immer tadellos — das heißt, die Fachleute lebten bis gestern in diesem Glauben —, und an den Wiegeergebnissen wurde kein Zweifel laut. Aber was dann, wenn gezeigt werden könnte, daß die üblichen und ererbten Gewichtsstücke nichts taugen? Daß ihre Eichung keine absolute, feste, sondern eine immerfort schwankende, relative ist? Dieser Nachweis der Relativität aller bisherigen Forschungsergebnisse ist von mir geführt worden. Und damit ist aber nun den Historikern die kritische Waage aus der Hand gefallen. Völlig hilflos stehen sie jetzt meiner Beweisführung gegenüber. Sie sind gar nicht mehr in der Lage, mit ihrer klassischen Relativmethode meine Thesen zu kritisieren, geschweige sie zu widerlegen. Wollen sie kritisieren, so müssen sie sich wohl oder übel nach einer neuen Waage umsehen, so müssen sie sich zur Handhabung meiner absoluten Methode bequemen. Ich kann den Fachhistorikern nachfühlen, daß diese Situation für sie sehr peinlich ist. Meine Leser dürfen also beruhigt sein: Angst vor den Fachleuten brauche ich nicht zu hegen, im Gegenteil, seelenruhig erwarte ich ihre Urteilssprüche. Wer mich kritisieren will, muß sich zwangsläufig der absoluten Methode bedienen, und tut er das, so wird ebenso zwangsläufig jeder Kritikversuch zu einer ungewollten Bestätigung meiner These führen. Ich wage zu hoffen, daß den Einsichtigen unter den Fachwissenschaftlern diese merkwürdige Sachlage bereits klar zu werden beginnt. Ich schließe das aus der Feststellung Heimpels: meine kritische Methode wirke tödlich! (Tödlich auf gefälschte Geschichte allerdings!)

## Nur ein Sammler von Lesefrüchten?

Einige Geschichtsprofessoren sagen denen, die es hören und nicht hören wollen, meine Thesen seien schon deshalb schlecht fundiert, weil mir — ihrer unmaßgeblichen Ansicht nach — die erforderliche „gründliche Kenntnis" der Quellen mangele. K. ist kein siebenmal geprüfter Fachmann, versichern sie, woher soll also bei ihm „gründliche" Quellenkenntnis kommen? Kenntnisse kann der Mensch nach diesem Argument also nur durch die so segensreiche Einrichtung der Prüfungen erwerben. Wirklich nur? Sollte es unmöglich sein, daß auch ein Autodidakt ganz ohne Prüfungen, einfach durch intensive Beschäftigung mit der Sache, sich bis zu jener geistigen Hochebene emporarbeiten kann, wo die Hütten der examinierten Fachleute stehen? Vielleicht kommt er dann oben nicht mit soviel vorschriftsmäßigem „Wissen" an wie die amtlich geeichten Fachleute, aber das schadet gar nichts, denn es ist fast immer der große Fehler der historischen Fachwissenschaftler, daß sie — zuviel wissen! Vor lauter Wissen und Kenntnissen kommen sie oft genug nicht mehr vom Fleck, die Masse ihrer „Wissenschaft" erstarrt und verholzt. Zu den Grundproblemen haben sie sich mit lauter Wissen den Weg verrammelt. Albert Schweitzer hat diese Gefahr des „retardierenden Wissens" bei den geschichtsforschenden Theologen sehr treffend gekennzeichnet. Was er sagt, trifft genau die „weltlichen" Historiker: „Öfter aber leistet das Wissen der Geschichte den ‚Dienst', daß es neue historische Erkenntnis, solange es geht, niederhält, alle Möglichkeiten gegen die einzige Wirklichkeit ins Feld führt . . . Dieses retardierende Wissen ist der Vorzug der Theologie [der Geschichtswissenschaft], wo, bis auf den heutigen Tag, bewundernswerte Gelehrsamkeit oft nur dazu dient, sich über elementare Erkenntnisse hinwegzutäuschen und das Künstliche an die Stelle des Natürlichen zu setzen." (A. Schweitzer, Geschichte der Leben-Jesu-Forschung, 1926, S. 25). Ich habe in meinen Schriften an soundso viel Stellen auf das alles Natürliche überwuchernde Unnatürliche und Künstliche in der Geschichtswissenschaft ebenso hinweisen müssen wie hier Schweitzer im theologischen Raum. Auf möglichst vieles Einzelwissen, auf einen möglichst großen Rucksack voll isolierter Einzelkenntnisse und Wissensbruchstücke kommt

es in erster Linie nicht an, sondern auf das helle Bewußtsein der allem Einzelwissen nötigen Untermauerung durch granitne Grundbegriffe.

Und hier muß ich nun — selbst auf die Gefahr hin, als unbescheidener Mensch verschrien zu werden — bekennen: worauf es bei den Geschichtsquellen des Mittelalters im Hinblick auf meine Aufgabe wesentlich ankommt, das weiß ich, und zwar sehr gründlich.

Es gibt noch eine Variation von Quellenunkenntnis, welche man mir vorhält. A. Tille ist der Mann, der hierüber dem Publikum die nötige Aufklärung verschafft hat. („Rasse" 1936, S. 72/73.) Er ließ sich wie folgt vernehmen: „Zum Nachweis seiner Behauptung hat er das geschichtswissenschaftliche Schrifttum ausgebeutet, aber davon, daß er selbst eine solche Untersuchung unter Beobachtung des Schriftvergleichs je ausgeführt oder wenigstens auszuführen versucht hätte, ist nichts zu merken" So, so, Tille hat nichts gemerkt. Er wird mir aber trotzdem oder gerade deshalb gestatten, daß ich — und jeder aufmerksame Leser meines Buches — diese seine Feststellung ein ganz klein wenig merkwürdig, um nicht zu sagen komisch finde. Nämlich: die von Tille trotz emsiger Lektüre meines Buches so sehr vermißten „Untersuchungen unter Beobachtung des Schriftvergleichs" habe ich nicht nur auszuführen versucht, sondern wirklich (auf den Seiten 33 bis 43 des 1. Heftes) ausgeführt. Tille ist dieser ausgeführte Versuch der Schriftvergleichung aus irgendwelchen Gründen beim emsigen Lesen leider nicht ins Bewußtsein gekommen, er hat nichts gemerkt. Vielleicht nimmt er daher, nachdem er mich so tapfer gescholten hat, in absehbarer Zeit doch noch eine Gelegenheit wahr, mein Buch aufmerksam durchzulesen.

Nicht ganz ausgeschlossen wäre dann vielleicht auch, daß infolge nachgeholter gründlicher Lektüre die schlechte Meinung, die Tille von meinen Leistungen und von meiner Arbeitsweise hegt, sich ein wenig bessern könnte. Worin besteht nämlich nach Tille das Charakteristische meiner Arbeitsweise? Ich „beute das geschichtswissenschaftliche Schrifttum aus"! Ich hole mir also aus der Bibliothek 100 Bände geschichtswissenschaftlichen Schrifttums, mache aus jedem Buche Auszüge und stelle dann diese Lesefrüchte zu einem Buche zusammen. Wie man hat munkeln hören, sollen tatsächlich auf diese Weise schon Bücher das

Licht dieser Welt erblickt haben! Angeblich mache ich es also auch so. Aber wo bleibt da meine eigene Leistung?? Tille hat solche nicht entdecken können; nur ab und zu sind ihm in meinem Buche gewisse monströse Behauptungen unangenehm aufgefallen, die wohl von mir selbst herrühren müssen, denn in dem „ausgebeuteten Schrifttum" sind sie nicht aufzustöbern. Nun ist Bescheidenheit gewiß eine schöne Zier, zumal bei Leuten, die sonst keine Verdienste aufzuweisen haben. Wenn man mich aber als einen bescheidenen Sammler von geschichtswissenschaftlichen Lesefrüchten hinstellen möchte, der an eigenen Leistungen gar nichts aufzuweisen habe, so bin ich nicht gesonnen, zu dieser kaum noch zu überbietenden Bescheidenheit und Eintaxierung den Mund zu halten. Es ist zwar bitter, auf seine eigenen Leistungen aufmerksam machen zu müssen, aber im Hinblick auf meine Leserschaft bin ich leider hierzu gezwungen. Schwiege ich still, so könnte mein Stillschweigen womöglich als Eingeständnis der Wertlosigkeit meiner Schriften ausgelegt werden.

Zu einer minimalen Anerkennung wenigstens hat sich G. Franz bereitgefunden mit den Worten: „K. macht manche Bemerkung, der wir Fachwissenschaftler nachgehen können." („Volk im Werden" 1935, S. 435.) Das ist eine sehr bescheidene Anerkennung, und ich frage mich erstaunt, sollten die Fachleute denn wirklich in meinen Schriften nichts mehreres an eigener Leistung als ein paar beiläufige Bemerkungen finden können? oder finden wollen?? Tatsache aber ist folgendes: ich habe den Fachhistorikern schon jetzt in meinen Schriften einen ganzen Berg neuer Probleme — und die Lösung dazu — geschenkt, von deren Dasein sie bisher keine Ahnung hatten, und zwar handelt es sich hierbei nicht um jene Miniaturprobleme, wie solche sich rudelweise auf der Weide der geschichtlichen Quellenforschung herumtummeln, sondern um Probleme von fundamentaler Bedeutung. Ich habe aber noch etwas geleistet: ich habe das Fundament der Geschichtswissenschaft selbst erneuert, indem ich bezüglich der Echtheitsforschung die klassische Relativmethode als eine scheinkritische erwies, die durch die von mir begründete absolute Methode zu ersetzen ist. Das ist denn doch etwas anders und etwas mehr als Lesefrüchte sammeln. —

Halt, so sind meine vorherigen Worte gar nicht gemeint! vernehmen

wir jetzt Tilles Stimme aus dem Hintergrunde. Gemeint habe ich vielmehr folgendes, ruft er: Kammeier stützt sich ausschließlich auf die Ergebnisse seiner Vorgänger, ohne selbst in den Archiven die Handschriften und Urkunden geprüft und verglichen zu haben. Ein Recht zur „Ausbeutung“ des vorliegenden Schrifttums hat man nur dann, wenn man die Urkunden oder Chroniken in den Archiven selbst in der Hand gehalten hat. Ja, ja, Tille hat recht! So muß es sein, stimmen alle Fachleute erleichtert und begeistert bei.

Kammeier hat die Diplome und Codizes nicht selbst geprüft. Diese Feststellung wollte Tille anscheinend seinem Publikum mit auf den Weg geben, als er in seiner Besprechung seinen Unwillen über meine Ausbeuterei kundtat. Auf diesem Punkte habe ich nun folgende grundsätzliche Ausführungen über die Besonderheit meiner Aufgabe und meiner Arbeitsweise zu machen.

Erstens: ich bin nicht in der „glücklichen“ Lage, Bebauer eines kleinen geschichtswissenschaftlichen Schrebergartens, d. h. Spezialist auf einem abgezirkelten Teilbezirke der historischen Quellenforschung zu sein. Ich habe vielmehr den ganzen gewaltigen Umkreis der mittelalterlichen Quellen kritisch zu überprüfen, mag es sich dabei um Diplome oder Chroniken, um die Rechts-, Münz- oder Kunstgeschichte oder sonst was handeln.

Zweitens: meine Aufgabe besteht nicht darin, durch relative Vergleichung die mutmaßlichen Beziehungen der Quellen untereinander festzustellen (wie die historischen Relativisten tun), sondern meine Aufgabe fordert, die Quellen im einzelnen und insgesamt mittels der absoluten Methode auf ihre Reaktion in dem Medium der lebendigen Gegenwartserfahrung zu prüfen. Da, wo die Relativisten aufhören, beginnt erst für mich die Arbeit. Ich habe zum Beispiel nicht zu untersuchen, welches Datum von den überlieferten zehn verschiedenen Daten eines mittelalterlichen „geschichtlichen“ Ereignisses denn nun das „richtige“ ist, sondern ich habe den Grund ausfindig zu machen, warum dies Ereignis rätselhafterweise von angeblichen Zeitgenossen und Augenzeugen unter zehn verschiedenen Daten überliefert werden konnte. Im Beispiel gesprochen: meine Rolle ist die des Richters einer Hauptver-

handlung, der auf Grund des von den Untersuchungsrichtern ermittelten Tatsachenmaterials das Endurteil (über Echtheit bzw. Unechtheit) zu fällen hat. Die Herbeischaffung der tatsächlichen Unterlagen ist meine Sache nicht! Ich brauche mich auch gar nicht um die Herbeischaffung zu kümmern, denn das Material wurde bereits geliefert: in ausreichender Fülle liegt es in den zahlreichen Fachzeitschriften der historischen Wissenschaft für meine Untersuchung bereit. Seit hundert Jahren haben die Quellenforscher mit einem Eifer, dem ich hiermit nicht zum ersten Male das höchste Lob spende, immer wieder von neuem die Chroniken und Urkunden durchforscht und ihre Befunde in wünschenswertester Ausführlichkeit dargelegt. Diese so emsig geleistete vorbereitende Aufklärungsarbeit ist, wie schon oft betont, ihrem Wesen nach eine relative. Wertlos ist diese Relativarbeit und damit die klassische Relativmethode auf keinen Fall. Die klassische Relativmethode hatte und behält sogar immer ihre Sonderberechtigung, nämlich im Hinblick auf die vorbereitende (relativistische) Erforschung der Quellen. Nur leistet diese Methode gerade das nicht, was alle Forscher bisher von ihr erwarteten: die Feststellung der Echtheit. In dem Augenblicke, wo die Relativmethode über ihre (relative) Aufgabe hinaus für die Entscheidung der Echtheitsfrage gehandhabt werden soll, versagt sie und muß durch die absolute Methode ersetzt werden.

Wenn man mir also vorhält: Sie betreiben in den Archiven nicht selbst die (relativistische) Untersuchung der Quellen, so erwidere ich: ich denke gar nicht daran, meine Zeit mit Arbeiten zu vertrödeln, die bereits von anderen Männern mit viel Fleiß und besten Erfolg geleistet worden sind. Und wenn man mir entgegnet: aber die bisher gewonnenen Vergleichsergebnisse widersprechen sich doch fast alle, so habe ich darauf zu erwidern: gerade das ist ja die rätselhafte Erscheinung, die ich untersuchen und auf ihre Ursachen zurückführen will. Hat man es denn wirklich noch nicht begriffen, daß meine Aufgabe von der der Fachhistoriker alten Stils grundverschieden ist? Aber einmal angenommen, ich käme dem gestellten Verlangen nach und gäbe mich daran, in den Archiven die Chroniken und Urkunden noch einmal — zum hundertsten Male vielleicht — auf ihre Beschaffenheit und ihre gegenseitigen Beziehungsverhältnisse hin (vermittels der relativen Methode)

zu überprüfen — wann, meine Herren, sollte ich mit dieser Riesenarbeit überhaupt fertig werden?? Ich steckte noch mit 100, mit 200 Jahren mitten in der Arbeit! Warum? Weil ich nicht wie andere „Glückliche“ einen kleinen geschichtswissenschaftlichen Schrebergarten zu beackern habe, sondern weil ich den Gesamtbestand der mittelalterlichen Quellen forschend ins Auge fassen muß. Daß aber eine Überprüfung aller vorhandenen Diplome und Chroniken ein Ding der Unmöglichkeit ist, darüber braucht man kein Wort zu verlieren. Da mir also für meinen Zweck das Material in Hülle und Fülle zur Verfügung steht, so gehe ich frisch an meine so notwendige Arbeit und denke nicht entfernt daran, meine Zeit und meine Kräfte mit Untersuchungen zu vergeuden, die bereits von so vielen anderen bestens erledigt worden sind.

---

## II.

# Fälschung der deutschen Geschichte!

Eine Entgegnung auf den Artikel des Herrn Prof. Dr. Heimpel, Leipzig, in Folge 4/36 des „Offenen Visiers“.

(Zuerst erschienen in Folge 7/1936 der „Völkischen Schule“.)

Herr Prof Heimpel hat, einem Wunsche der Herausgeber des „Offenen Visiers“ entsprechend, zu den Ergebnissen meiner Schrift „Die Fälschung der deutschen Geschichte“ und des kürzlich erschienenen Ergänzungsheftes „Neue Beweise“ kritische Stellung genommen. Aus Rücksicht auf den beschränkten Raum hat er es sich versagen müssen, einen „Gegenbeweis“ anzutreten, glaubt aber in der Lage zu sein, mit Leichtigkeit, sozusagen auf Grund einiger Stichproben, für jedermann einleuchtend zu zeigen, daß meine Arbeit eine durchaus verfehlte und meine Sache eine schon jetzt verlorene sei. Den guten Willen freilich will mir Prof. Heimpel nicht absprechen, und dafür danke ich ihm. Dem Charakter eines wissenschaftlichen Kritikers müssen zwei unerläßliche Eigenschaften angeboren und selbstverständlich sein: Wahrhaftigkeit und Konsequenz. Durch nichts darf er sich beirren und davon abhalten lassen, eine gefundene Grundwahrheit so rund und plastisch herauszustellen, wie es ihm mit seinen kritischen Mitteln möglich ist. Jede Grundwahrheit ist lebensnotwendig und volksfördernd, und wo man eine solche unterdrücken wollte, erwüchse der gesunden Entwicklung eines Volkes und letztlich der Menschheit der schwerste Schaden. Diese Erkenntnis ist heute dank des Sieges der nationalsozialistischen Weltanschauung, die die systematisch solange verschüttet gehaltenen Grundwerte des Blutes und der Rasse wieder ins Zentrum des völkischen Selbstbewußtseins gestellt hat, gedankliches Gemeingut geworden. „Die Wahrheit“, sagt Albert

Schweitzer, „ist unter allen Umständen wertvoller als die Nichtwahrheit. Dies muß auch von der geschichtlichen Wahrheit gelten." Ist nun sogar die Geschichte eines ganzen Weltzeitalters systematisch verfälscht, so gebietet mir, der ich diese Fälschungsaktion aufgedeckt habe, die Pflicht der Wahrhaftigkeit, in unerbittlicher Konsequenz dies Verbrechen an der Menschheit bis in seine letzten Beweggründe und Auswirkungen klarzustellen und zu brandmarken. Ich darf daher die Hände nicht in den Schoß legen, wenn eine fachwissenschaftliche Autorität, von deren lautrer Gesinnung ich überzeugt bin, meine Ergebnisse als „unsinnige Thesen" in Verruf bringen will. Ich werde also im folgenden auf die von Prof. Heimpel vorgebrachten Einwendungen kurz und bündig die notwendigen Antworten erteilen, wobei sich zeigen wird, wie hilflos die hergebrachte Fachwissenschaft meiner These gegenübersteht und wie die vorgeblichen „Widerlegungen" sich mühelos allesamt als zum Erbarmen schwach und hinfällig erweisen lassen. Das leichtfertige Gerede von einer „vernichtenden" Kritik meiner Ergebnisse dürfte dann schon durch diese wenigen Zeilen bei allen ehrlich die Wahrheit suchenden Lesern meiner Schriften künftig jeden Kredit endgültig verloren haben.

## 1. Das axiomatische Fundament meiner Kritik. Relative und absolute Methode.

Prof. Heimpel spricht eingangs seines Artikels von den „falschen Voraussetzungen", aus denen ich meine Folgerungen herleite; aber diesen Punkt streift er nur eben, so ganz flüchtig im Vorbeihuschen, und das ist sehr schade. Voraussetzungen sind doch die Fundamente eines Gedankengebäudes. Gerade über meine angeblich „falschen Voraussetzungen" hätte er einige prägnante Sätze sagen sollen und müssen. Ich weiß jedoch sehr gut, was Prof. Heimpel veranlaßt hat, diesen wunden Punkt nicht herzhaft zu berühren, denn um eine wunde Stelle handelt es sich — allerdings nicht im Unterbau meines kritischen Gebäudes, sondern in dem leider ach! so brüchigen Fundament der historischen Fachwissenschaft. Kurz gesagt, es handelt sich um die kritische Methode im Bezirke der Echtheitsforschung. Ich will das leidige Versäumnis nachholen, denn mit der Frage der Methode steht

das axiomatische Fundament meiner Kritik zur Diskussion, und hat der Leser hierin einmal eine klare Einsicht gewonnen, so wird es ihm hinsichtlich vorgeblich „vernichtender“ Kritiken meiner Generalthese an einem Mittel sachgemäßer Grundbeurteilung ferner nicht fehlen.

Wenn der Leser vermutet, daß meine kritische Methode von der gängigen klassischen Methode verschieden sei, so hat er recht: die hergebrachte Methode ist nämlich ihrem Wesen nach eine relative und meine Methode eine absolute. Mit einigem Gruseln hat der Leser von Prof. Heimpel gehört, meine Methode wirke tödlich. Das ist sehr richtig. Allerdings liegt die tödliche Wirkung nicht in der Wesensart meiner an sich unschuldigen Methode beschlossen, sondern sie ist bedingt von der Beschaffenheit des Objektes der Methode, nämlich von der pseudohistorischen Substanz. Auf eine gefälschte Überlieferung angewendet wirkt meine Methode absolut vernichtend, und das ist ihr großer Vorteil und Segen. Um nun zu zeigen, worin der Unterschied zwischen meiner und der klassischen Methode besteht, will ich mich hier nicht in philosophisch verbrämte Erörterungen einlassen, sondern an einem konkreten Beispiel ihr beiderseitiges Wesen aufhellen.

Nehmen wir also an, ich fabrizierte mit geeigneten Hilfsmitteln künstliche Perlen — das heißt also, ich stellte gefälschte her — und zwar 100 Stück. Das Ergebnis meiner Fälscherbemühungen sei folgendes: 75 Perlen erweisen sich als tadellos geglückt, sie gleichen sich in der Substanz wie ein Ei dem andern. 15 der fabrizierten Perlen weisen gewisse kleine Mängel und Abweichungen auf, und 10 Stück sind total verunglückt. Diese 100 Perlen fülle ich gut gemischt in eine Schale, gehe damit zu Prof. Heimpel und bitte ihn, mir doch behilflich zu sein, die „echten“ Perlen auszusortieren, dem Anschein nach seien nämlich einige unechte darunter. Das werden wir gleich haben, sagt Prof. Heimpel und begibt sich mit Eifer daran, durch sorgfältige Vergleichung (relative Methode!) die „echten“ Stücke ausfindig zu machen. Bald ist er mit seiner Sortierung fertig und zeigt auf drei Haufen, die er aufgestapelt hat. Sehen Sie, sagt er, diese 75 Stück sind zweifellos echt — vergleichen Sie nur sorgfältig! Diese 10 Stück da sind ebenso zweifellos gefälscht — vergleichen Sie bitte mit den ech-

ten! Und für diesen Haufen von 15 Stück, sagt er weiter, muß ich mein Urteil in der Schwebe lassen; diese können zwar unecht, sie können aber auch nur eigenartige Varianten der zweifellos echten Stücke sein. Durch Aufklärung über den wahren Sachverhalt meines Schaleninhaltes muß ich dann leider Prof. Heimpel eine arge und unerwartete Enttäuschung bereiten. Er sieht nun auch bald ein, daß er, um die Echtheitsfrage zu lösen, einen ganz andern Weg einschlagen muß: er muß seine kritische Aufmerksamkeit überhaupt von der Schale weglenken und einen ganz andern Vergleichsfaktor aufsuchen! Er muß die lebendige Natur befragen! Er muß wirklich echte, d. h. naturgewachsene Perlen zum Maßstab seiner kritischen Begutachtung des Schaleninhaltes nehmen! Mit einem Worte: von der Schale weg zur lebendigen Natur! (Absolute Methode.)

Genau so wie bei unserm Schaleninhalte liegen die Verhältnisse bezüglich der uns gegebenen „historischen" Gesamtüberlieferung des Mittelalters. Was ist uns denn hier eigentlich gegeben? Papiermassen in Form von Urkunden und Codizes, d. h. Literatur. Gegeben ist Literatur und nichts als Literatur! Daß wir diese Literatur für Niederschlag ehemaliger Geschichte halten, beruht auf „gutem Glauben", auf uns einsuggerierter Annahme, die unserer Glaubensfähigkeit zwar ein rührendes Zeugnis ausstellt, aber mit wissenschaftlicher Gewißheit durchaus nichts zu schaffen hat. Daß diese Literatur wirklich Niederschlag ehemaligen historischen Geschehens sei, das muß nämlich erst noch bewiesen werden! Es ist aber noch gar nicht bewiesen, weil mit relativen Methoden der Kritik ein solcher Beweis einfach nicht geführt werden kann. Und wer in der Schale der „historischen" Perlen-Masse gebannt bleibt, der treibt unabweislich relative Scheinkritik. Seitdem ich in meinen Schriften gezeigt habe, daß die uns gegebene Literatur-Überlieferung des Mittelalters bis ins Mark durchsetzt ist von offenkundigen Fälschungsherden, ist es eine Sünde wider Wahrhaftigkeit und Wissenschaftlichkeit, weiterhin auf bloßen ererbten guten Glauben hin die uns gegebene Literaturmasse für Geschichtsniederschlag anzusehen. Von nun an steht diese angebliche Geschichtsüberlieferung in ihrer Gesamtheit unter dem Verdacht der künstlichen

Entstehung, also der Verfälschung. Es geht nun nicht mehr an, vermittels der hergebrachten Methode die Frage der Echtheit durch relative Vergleichung der historischen „Perlen"-Fakten untereinander entscheiden zu wollen, sondern wie in dem Perlenbeispiele müssen wir uns auch hier von der Schale, d. h. von Papier und Überlieferung hinweg an die lebendige Natur wenden. Unsere kritischen Maßstäbe dürfen wir nicht mehr innerhalb der Papierschale suchen, sondern in einer außergeschichtlichen Gegebenheit. Diese Gegebenheit aber ist die lebendige Gegenwartserfahrung! Nur vermittels dieser von mir formulierten absoluten Methode sind wir in der Lage, die Frage nach der wahren Natur der mittelalterlichen Überlieferung (ob echt oder unecht) objektiv gewiß zur Entscheidung zu bringen. Die klassische relative Vergleichskritik hat sich als blinde Scheinkritik entpuppt; wer sie heute noch handhabt, kann füglich auf wissenschaftlichen Charakter seiner Ergebnisse keinen Anspruch mehr erheben.

## 2. Substantielle oder akzidentielle Verfälschung?

Prof. Heimpel wirft mir vor, ich „starre nur auf meine Schwierigkeiten", d. h. ich stoße mich an den Urkunden mit Datierungs- und anderen Fehlern, stelle aber die „einwandfreien" Stücke nicht in die Rechnung ein. Ich frage ihn: wie? sollten es denn die humanistischen Fälscher gar nicht fertiggebracht haben, auch solche Stücke zu fabrizieren, die so vorzüglich ausgefallen sind, daß die klassische Relativkritik einfach außerstande ist, in diesen Fällen mit ihren blinden Methoden die Verfälschung zu konstatieren? Die ganze Hilflosigkeit der relativen Vergleichskritik wird auf diesem Punkte grell offenbar. Ich richte hiermit an Prof. Heimpel und alle Diplomatiker die Aufforderung, mir zu bestätigen, daß sie in der Tat mit ihren Relativmethoden grundsätzlich nicht imstande sind, sorgfältig fabrizierte Fälschungen als solche zu erkennen! Meine Methode bietet auch hierfür Handhaben, beispielsweise von der Seite des „Itinerar"-Komplexes her. Warum ich nun so energisch auf die Fälschungsbrandmale der mittelalterlichen „historischen" Substanz starre, will ich wieder an

einem konkreten Beispiele verständlich machen. Wir verlangen vom Wirt einen Schoppen Wein, schmecken aber schon beim ersten Schluck, daß dieser „Wein" mit Wasser gründlich vermanscht ist. Nun wird auch Prof. Heimpel bei sich heftige Zwerchfellerschütterungen nicht verhindern können, wenn ihm der Wirt händeringend beteuert: aber lieber Herr Professor, in dem Becher ist wahrhaftig nicht bloß Wasser drin, es ist wirklich auch etwas Wein dazwischen! Dieser „Wein" ist eben durch die Vermanschung kein Wein mehr, und genau so verhält es sich mit der mittelalterlichen Geschichtssubstanz. Auch diese ist durch eine gründliche Vermanschung substantiell verändert worden. Es ist nämlich nicht so, daß etwa nur ein kleines Fälschungsaktiönchen stattgefunden hätte, dessen oberflächliche verunreinigende Bestandteile vermittels relativer Aussortierung leicht wieder entfernt werden könnten, sondern eine systematische Generalaktion hat die historische Substanz im Wesen verwandelt. Wie man beim vermanschten „Wein" energisch auf die wässerigen Bestandteile starrt, so starrt man auch bei der verfälschten mittelalterlichen „Geschichte" ebenso unwillkürlich wie selbstverständlich auf die alles durchseuchenden Fälschungsherde. Wirkliche Geschichte darf nämlich die von mir aufgedeckten wesensverändernden Fälschungsbestandteile nicht haben und birgt solche in ihrer Substanz auch nicht.

### 3. Prof. Heimpel bezieht eine rückwärtige Verteidigungsstellung.

Um darzutun, wie oft ich auf Schwierigkeiten „starre", die eigentlich gar keine seien, oder die doch spielend leicht zu erklären wären, weist Prof. Heimpel zum Beispiel bei den gerügten Datierungsfehlern auf die „Lösung" hin, die sich darin darbiete, daß man im Mittelalter verschiedene Jahresanfänge kannte und anwandte. Dieser Hinweis auf „verschiedene Jahresepochen" ist sehr interessant, denn Prof. Heimpel zieht sich hiermit auf eine Verteidigungsstellung zurück, die einst vor zweihundert Jahren von den Benediktinern (Maurinern) höchst notdürftig gezimmert wurde, die aber von der Fachwissenschaft selbst längst wieder geräumt worden ist. Die Benediktiner haben sich einst die größte Mühe nicht verdrießen lassen, möglichst alle Urkunden

als echt zu retten. So erklärten sie die ungeheuerliche Verworrenheit in den Datierungsangaben der Regierungsjahre eines Herrschers mit dem Mute der Verzweiflung aus der Annahme, die Urkundenschreiber hätten eben die uns freilich sehr rätselhaft anmutende Gepflogenheit gehabt, für die Regierungszeit ihrer Könige zwei und sogar mehrere verschiedene Anfangsepochen gelten zu lassen. Beispielsweise habe König Robert von Frankreich mindestens 5 (!) verschiedene Anfangstermine für seine Regierungszeit aufzuweisen! („Neues Lehrgebäude", 9. Teil, S. 31). Nach Meinung der Benediktiner sollen demzufolge die Urkundenschreiber nach Gutdünken und persönlichem Geschmack (!) bunt durcheinander (!) heute diese, morgen jene Anfangsepoche ihrer Datierung zugrunde gelegt haben!! Und zwar — ohne daß ihre Urkunden uns verraten, welche Epoche denn nun im einzelnen Falle maßgeblich war!! Was dabei an Datierungsunsinn herausgesprungen ist, kann sich jeder vorstellen. Prof. Heimpel weiß nun so gut wie ich, daß schon vor 100 Jahren J. Fr. Böhmer diese „genialische Lösung" der Mauriner mit Hinweis auf den gesunden Menschenverstand scharf abgelehnt hat. „In dieser Beziehung", sagt Böhmer (Regesta Imperii I, Vorrede), „erkläre ich mich gegen die Ansicht aller meiner Vorgänger, und namentlich gegen die französischen Benediktiner. Es hätte doch einleuchten sollen, daß, wenn derselbe Regent zu derselben Zeit seine Regierungsjahre (ohne dies äußerlich merken zu lassen) nach zwei, drei oder gar vier verschiedenen Epochen gerechnet hätte, hierdurch alle Jahresrechnung nach Regierungsjahren aufgehoben worden wäre". Mit Böhmer haben dann auch die anderen Diplomatiker noch bis gestern auf die maurinische „Lösung" gern verzichtet — heute greift plötzlich die ertrinkende diplomatische Wissenschaft sogar wieder nach diesem Strohhalm!

## 4. Das Rätsel Einhard ist psychologischer Natur.

Daß es Prof. Heimpel gar nicht so leicht geworden ist, meine Thesen „vernichtend" zu widerlegen, bezeugen seine matt atmenden Ausführungen an der Stelle, wo er einen Spezialfall, nämlich Einhard, zur Sprache bringt. Töne der Resignation klingen durch den Raum,

und der etwas enttäuschte Leser muß sich von Prof. Heimpel aufmuntern lassen: nicht verzagen! Wenn wir, ermuntert Prof. Heimpel, nur „eine vernünftige Behandlung des Textes im Zusammenhalt mit der Unzahl anderer Nachrichten" walten lassen, so kann man beispielsweise das Todesjahr Karls zweifellos bestimmen. Aber hier ist Prof. Heimpel unbewußt eine Vertauschung des vorliegenden Problems unterlaufen! Es handelt sich bei der Vita Karoli ganz und gar nicht darum, daß man etwa unter Heranziehung aller möglichen anderweitigen (!) Nachrichten Karls Todesjahr oder Dauer seiner Regierungszeit bestimmen könne, sondern das Problem liegt fest im Rahmen der Vita selbst beschlossen. Um die Angaben der Vita selbst, bzw. um das rätselhafte Fehlen von gewissen Angaben in der Vita handelt es sich! Das Problem heißt mit anderen Worten klipp und klar: Einhard als Schriftsteller, genauer: seine Psychologie. Diese Psychologie ist ein Rätsel. Und dieses Rätsel besteht in Einhards grandioser Unwissenheit. Unwissenheit in bezug auf Daten und Dinge, von denen die Spatzen auf den Dächern der Kaiserpfalz sachverständige Weisen pfiffen. Daß Einhard nicht bis hundert zählen konnte, sei ihm verziehen, er befindet sich diesbezüglich in lauter guter Gesellschaft, denn bekanntlich gab es im Mittelalter eine merkwürdige Krankheit, die noch dazu epidemisch grassierte: partielle arithmetische Gehirnlähmung! Aber Einhard hätte sich doch wirklich nicht so entzückend dumm stellen sollen, daß er jammert: trotz aller erdenklichen Nachforschungen habe er, Gott sei's geklagt, über Jahr und Ort von Karls Geburt nichts — rein gar nichts in Erfahrung bringen können. Das schlägt dem Faß den Boden aus. Als Karl geboren wurde, brauchten wirklich keine Astronomen und Kalendermacher mit Sextanten, keine Geographieprofessoren mit Atlanten und keine Uhrmacher mit Chronometern an seiner Wiege versammelt zu sein, um im Schweiße ihres Angesichts festzustellen, in welchem Jahre und an welchem Orte unseres Planeten das bemerkenswerte Ereignis der Geburt des erlauchten Königssohnes erfolgte. Prof. Heimpel meint zwar, so hätte es sein müssen, damit Einhard bei seinen krampfhaften Nachforschungen etwas erfahren hätte; ich bedauere, mit unzähligen meiner Mitmenschen anderer Ansicht zu sein.

5. Die Frage der „materiellen“ Möglichkeit einer universalen Fälschungsaktion.

Prof. Heimpel will anscheinend vor allen Dingen deshalb an die Möglichkeit einer systematischen Geschichtsfälschung nicht glauben, weil es ihn physisch unmöglich dünkt, daß abertausende von Urkunden und Codizes fabriziert sein könnten. Diese Möglichkeit will nicht in seinen Verstand hinein; so etwas geht ihm denn doch über das Menschenmögliche hinaus, denn man bedenke, wirft er ein, alle diese Fabrikate mußten doch auch mit den Spuren des Alters versehen werden. Prof. Heimpel darf versichert sein, Papier und Pergament kunstvoll mit „Spuren des Alters und der Zerstörung“ zu schmücken, ist eine kinderleiche Arbeit, für einen diesbezüglichen „Fachmann“ natürlich. Hat sich andererseits Prof. Heimpel noch niemals über die erstaunliche Jugendfrische gewundert, die so viele „tausendjährige“ Urkunden sich bis in unsere Tage hinein bewahrt haben?? Was nun die Zeitdauer der Verfälschungskampagne anbetrifft, so ist es wirklich unsinnig, sich vorzustellen, eine solche Aktion könne in zehn bis zwanzig Jahren gleichsam als Nebenbeschäftigung erledigt werden. Die Kurie arbeitete damals auf lange Sicht, wie sie es übrigens immer tut. Ich habe daher schon immer betont, daß die humanistische Aktion sich über einen Zeitraum von mindestens einem Jahrhundert erstreckte. Im einzelnen kann ich mich an dieser Stelle über den Anlaß und den Verlauf der Aktion leider nicht auslassen, ich muß dafür auf ein künftiges Ergänzungsheft verweisen. Am Strande des Tiberflusses haben also nicht gelegentliche Zusammenkünfte von etwa zehn bis zwanzig Fälschergenossen stattgefunden, sondern eine dauernd neu aufgefüllte gelehrte Armee von rund tausend Mann, die sich auf die einzelnen Klöster und sonstige Fälschungsfilialen des gesamten Abendlandes verteilte, hat die von Rom geleitete Riesenaufgabe der Umfälschung der mittelalterlichen Geschichte bis ins Kleinste und Nebensächlichste zu bewältigen gehabt.

Ist nun meine Sache eine schon jetzt verlorene? Prof. Heimpel behauptet es frischweg. Nur schade, daß der wissenschaftliche Weltlauf in einer unbegreiflichen Eigensinnigkeit auf solche diktatorische Behaup-

tungen gar nichts gibt. Als Historiker sollte Prof. Heimpel diese Eigensinnigkeit bekannt sein. Von Behauptungen läßt sich der wissenschaftliche Weltlauf also nicht beeinflussen, er steht vielmehr unter der vorwärtstreibenden Dynamik gewisser fundamentaler Energien. Daß solche Energien (Grundwahrheiten) in meinem System tatsächlich vorhanden sind, dürfte Manchem, der meine Schriften oder vielleicht nur diese kurze Entgegnung gelesen hat, eingeleuchtet haben. Noch kämpfe ich, unter schwierigen Verhältnissen, diesen Kampf ganz allein. Ich warte auf den ersten Fachmann, der sich entschlossen zu meiner Sache stellt. Vielleicht lebt er jetzt noch als Student in einer deutschen Universitätsstadt; ihm reiche ich im Geiste die Hand.

---

## III.

# Die historischen Welträtsel.

Wer mich kritisieren will, muß notgedrungen die von mir aufgestellten Hauptbeweise widerlegen, und zwar nicht nur einen, sondern alle. Das habe ich schon in dem Heft „Neue Beweise" (S. 17 nachdrücklichst betont. Meine Kritiker gehen aber am liebsten um den heißen Brei herum. Ich erkenne an, daß Heimpel einigermaßen bemüht gewesen ist, an der Stange zu bleiben und versucht hat, mich dort anzugreifen, wo ich wirklich stehe. Man darf versichert sein, daß ich nichts übersehen werde, was irgendwie mit der römischen Fälschungsaktion wesentlich in Verbindung steht. Auch das Rätsel der mittelalterlichen Schrift und Sprache, das mir sowohl von Franz als auch vom Heimpel als „Gegenbeweis" vorgehalten ist, wird noch seiner Lösung zugeführt werden. Was die genannten Kritiker gar nicht glauben und fassen können, wird dann als Tatsache erwiesen: daß nämlich die mittelalterliche Schrift- und Sprachentwicklung, so wie sie heute in der papiernen Überlieferung vorliegt, eine nachträgliche Konstruktion erfahren hat. Dann wird auch das Runenproblem seine Klärung finden: ob die Runen- oder die Lateinschrift älter ist. Dann wird der an den Germanen verübte große Kulturdiebstahl endlich an den Tag kommen. Ich muß es hier bei Andeutungen bewenden lassen, da ich sonst wieder „monströser Behauptungen" beschuldigt werden könnte, die ich leider nicht mit ein paar Sätzen beweisen kann. Daß ich für meine Behauptungen aber regelmäßig auch den Beweis antrete, diese Gepflogenheit wird man mir, wie ich hoffe, bereits angemerkt haben.

## Nur kleine Schwierigkeiten oder historische Welträtsel?

Bereitwillig geben die Historiker zu, daß die „geschichtliche" Überlieferung des Mittelalters hier und da gewisse „Schwierigkeiten" biete. Ihrem ererbten unerschütterlichen Vertrauen in die kernhafte Echtheit der Überlieferung vermögen jedoch derartige kleine Schwierigkeiten und Schönheitsfehler keinen Abbruch zu tun. Spielend leicht sogar werden sie — meistens — mit ihnen fertig, denn gottlob! an Erklärungsmöglichkeiten leidet der Fachwissenschaftler keinen Mangel. Wenn da einmal neun Erklärungen versagen, hat man immer noch eine zehnte und wenn es sein muß, noch zwanzig weitere. Tut's keine vernünftige, so schafft man's eben mit einer unsinnigen Erklärung, beispielsweise mit der nicht von mir, sondern von den Fachleuten bei den mittelalterlichen Notaren entdeckten partiellen arithmetischen Gehirnlähmung. „Viele dieser Schwierigkeiten", tröstet Heimpel, „lösen sich einfacher, als Kammeier meint" — selbstverständlich, man braucht nur die Urkundenschreiber für Halbidioten einzutaxieren. „Viele", gesteht aber dann Heimpel kleinlaut weiter ein, „werden Rätsel bleiben." Also doch: die mittelalterliche „Geschichte" birgt Rätsel!

Kein Fachmann hat sich bisher die Frage vorgelegt, ob die nicht wegzuleugnenden „Schwierigkeiten" und Überlieferungsrätsel vielleicht untereinander in Beziehung stehen könnten, ob sie vielleicht Merkmale einer verwandtschaftlichen Herkunft an sich tragen? Die Erkenntnis, daß dies in der Tat der Fall ist, daß sich die Schwierigkeiten in Verwandtschaftsgruppen zusammenfassen lassen, verdankt die Fachwissenschaft mir. Ich nenne diese einzelnen „Schwierigkeitsgruppen" die historischen Welträtsel, denn sie stellen im Überlieferungsweltraum des Mittelalters die letzten Grundprobleme dar. So ballt sich aus tausenden Schwierigkeiten der mittelalterlichen Urkundenfälschungen ein großes Welträtsel.

Welches sind nun die historischen Welträtsel? Es sind die folgenden: 1. das psychologische Rätsel der mittelalterlichen Fälscher; 2. das psychologische Rätsel der „echten" Urkundenschreiber; 3. das Rätsel der Verluststatistik mittelalterlicher Handschriften; 4. das Rätsel des

Mangels weltlicher Register und Archive; 5. das psychologische Rätsel der mittelalterlichen Chronisten; 6. das Rätsel der mittelalterlichen Rechtsgeschichte; 7. das Itinerar-Rätsel.

Diese Rätsel kann man noch einmal zusammenballen: in das Rätsel des absichtlichen Widerspruchs, dieses Generalcharakteristikums aller mittelalterlichen Überlieferung. Von ihm soll zuerst kurz die Rede sein.

## Der absichtliche Widerspruch als Generalcharakteristikum.

Was es mit diesem Rätsel auf sich hat, wie der absichtliche Widerspruch sich gleichsam wie ein Keil in jedes „Faktum" hineinschiebt und es in zwei oder mehrere sich widersprechende Teile spaltet, darüber muß man sich in den „Neuen Beweisen" Aufklärung holen. Diese Taktik ist von den Fälschern mit einer Konsequenz und Unverfrorenheit angewendet, die Bewunderung erregt. Mitten in dieses Widerspruchsverfahren hineingestellt sieht man sich in dem schönen Musterbeispiel der auf Seite 55—66 angeführten Feiertagtabelle. Während eines fünfzigjährigen Zeitraums berichten uns „echte" Quellen, wo die Könige damals vom Jahre 1025 bis 1073 die hohen kirchlichen Feiertage verlebt haben sollen. Natürlich können sie das betreffende Fest nur an einem Orte gefeiert haben. Unsere „echten" Quellenschreiber wissen es aber „aus eigener Anschauung" als „Zeitgenossen" besser: das Ungeheuerliche ist nämlich, daß zu jedem der verzeichneten Jahre die eine Quelle berichtet, der König sei zu Weihnachten (oder Ostern) in X gewesen, während die andere Quelle meldet, er habe vielmehr an jenem Tage in Y geweilt! Wie solche Märchendinge von Zeitgenossen erzählt werden konnten, darüber sollten sich meine Kritiker doch einmal ihre Köpfe zerbrechen. Ich habe gezeigt, daß und warum bei diesen kontrastierenden Angaben kein Versehen oder Irrtum der Schreiber vorliegen kann, sondern daß solcher Widerspruch in den Quellen bewußt angelegt wurde. Aber meine tapferen Kritiker werden hier den Kopf hängen lassen und ergebungsvoll bekennen: diese Schwierigkeiten werden ewig ein Rätsel bleiben.

Nicht nur verschiedene Quellen berichten bewußt Widerspuchvolles, auch die nämliche Quelle zeigt in ihren einzelnen

Handschriften die Erscheinung des absichtlichen Widerspruchs. Ja, man hat, wie ich schon früher zeigte, deshalb von einem Werke verschiedene Rezensionen fabriziert, um solche Widersprüche in gehöriger Menge anbringen zu können. Solche Operation ist zum Beispiel in zwei eng verwandten Handschriftengruppen (AI und AII) der „Sächsischen Weltchronik" unternommen. A I hat: „Friderich, des keiser Friderichs sun" — A II: „Vrederich, des keiser Henriches sun". Nun ja, rufen die Fachleute, hier liegt ein entschuldbares Versehen von A I vor. Meine Herren, das stimmt nicht, denn dieser „kleine Irrtum" kommt in 8 Handschriften von A I vor, und von 8 Schreibern sollte keiner den gewaltigen Bock gemerkt haben?? Es kommt nämlich hinzu, daß A I sich auch sonst noch schwer „geirrt" hat, in Zahlen diesmal. A II setzt das Ereignis zu 1218, A I aber zu 1210. Und alle Handschriften der Gruppe A I haben 1210! In demselben Satze steht aber noch ein Widerspruch zwischen AI und AII. A II hat: „inde was da an XXX jar"; während A I meldet: „und waz dar an XXXVII jar". Daß es sich aber hier wirklich um bewußte Lavierungstaktik handelt, beweist die Tatsache, daß in den Rezensionen B und C für die letzte Jahrzahl eine Lücke gelassen wurde! Kurz und gut, unsere Fälscher waren sich einmal wieder nicht ganz im Klaren mit ihren vermaledeiten Jahreszahlen und lavierten auch hier eben, so gut sie konnten. Eckhardt meint bei seiner Untersuchung dieser Probleme („Abhandlungen der Gesellsch. d. Wissenschaft z. Göttingen", Bd. 23, 1931), die „Versehen" in den Handschriften von A I erklärten sich wohl daher, daß sie von einem verlorenen (!) Stammexemplar X abgeschrieben seien, welches „durch Fehler und große Auslassungen" sehr verderbt (!) gewesen sein müßte. Merkwürdig: eine Schwierigkeit ist für die Fachleute dann schon „erklärt", wenn man sie von Punkt a auf Punkt b schiebt! Das Rätsel lautet ja in unserem Falle: wie kommen die Fehler in das „Stammexemplar X"?? Schweigen der Fachwissenschaft. Über den hilfreichen deus ex machina der „verlorengegangenen gemeinsamen Vorlage X", dieser unentbehrlichen Allerwelts-Fiktion unserer Quellenforscher muß man in „der Fälschung der deutschen Geschichte" das Weitere nachlesen.

Ich wende mich nunmehr zu einer kurzen Darstellung der historischen Welträtsel, indem ich, wenn sich Gelegenheit bietet, bei jedem Rätsel die angeblich „vernichtenden" Gegenargumente meiner Kritiker auf ihre Durchschlagskraft prüfe.

## 1. Das psychologische Rätsel der mittelalterlichen „praktischen" Fälscher.

Nach herrschender Annahme sollen die bisher schon so zahlreich von der Forschung aufgedeckten Urkundenfälschungen aus aktuell-materiellen Beweggründen der Fälscher in den verschiedensten Jahrhunderten und unabhängig von einander getätigt worden sein. Ich habe an zahlreichen Beispielen den Beweis geliefert — und kann diese Beispiele beliebig vermehren —, daß diese bisher unangezweifelte Ansicht falsch ist. Die Fälschungen sind vielmehr „gelehrte" Fabrikate aus der spätmittelalterlichen Fälschungszentrale. Meine Beweisführung fußt auf dem Fundament der lebendigen Erfahrung. Diese lehrt folgendes: ein Urkundenfälscher, der mit seinen Falsifikaten praktisch-aktuelle Zwecke verfolgt, wird sich, gezwungen durch die Natur der Sache, bei Ausführung seiner Fälschungen eng an seine echten Vorlagen halten. Wenn es für diesen Erfahrungssatz überhaupt einer autoritativen „Bestätigung" bedarf, so habe ich für diesen Fall das Zeugnis Fickers zur Hand (Siehe „Neue Beweise"). Es bedarf aber leider vorläufig noch der „Autorität" zur Bestätigung der Erfahrung für die Mehrzahl der Diplomatiker, die eben diese Binsenwahrheit noch nicht eingesehen haben und nicht zugeben wollen.

Meine Untersuchungen, die sich mit der Vergleichung der Fälschungen mit ihren „echten" Vorlagen befaßten, haben in allen Fällen ein unerwartetes Resultat gebracht. Es ergab sich nämlich, daß die Fälscher durchgehends Bestandteile ihrer „echten" Vorlagen mit voller Absicht ignoriert haben. Bewußt und konsequent haben diese angeblichen praktischen Fälscher nach Belieben bestimmte Teile der Vorlagen verleugnet und statt dessen mit gleicher Konsequenz hinsichtlich des Schriftcharakters andere, fremde graphische Elemente hingesetzt. Ein derartiges Verfahren kann, wie ich unwiderleglich zeigte,

nicht auf Nachlässigkeit und Zerstreutheit der Fälscher beruhen, sondern setzt ein waches Bewußtsein, eine dauernde Anspannung der Aufmerksamkeit voraus, offenbart also Absicht! Bewußtes Mißachten der Vorlage seitens der Fälscher, die praktische Zwecke mit ihren Falsifikaten erstreben, widerspricht jedoch aller Erfahrung. Der Fälscher würde mit dieser Taktik jeden Erfolg im wirklichen Leben bewußt und gewollt in Frage stellen! So handelt kein normaler Mensch. Nach Ansicht der Urkundenforscher sollen nun aber die mittelalterlichen Fälscher fast durchgehends diese Verräter-Taktik des bewußten Abgehens von der Vorlage geübt haben. Damit wird diesen Menschen ein Geisteszustand unterschoben, der — vollends als Allgemeinerscheinung — nach aller Erfahrung, die wir in diesen Dingen täglich machen, eine Fiktion ist. Woraus folgt: die in Frage stehenden Fälschungen können nur „gelehrte" Fabrikate sein. Des Langen und Breiten habe ich („Neue Beweise") dargetan, daß und warum schon das bloße Dasein solcher Machwerke ihren gelehrten Ursprung verrät.

Meine Kritiker, die bei mir angeblich immer nur unsinnige Behauptungen entdecken, dürfen mir nicht verübeln, wenn ich ihnen mit gleicher Münze heimzahle: die Vorstellung, die sie, wie ihre Fachkollegen überhaupt, sich hier von der Psychologie normal veranlagter Menschen gebildet haben, ist wirklich eine unsinnige. Um das einsehen zu können, braucht man gar nicht im Besitze eines großen Fachwissens zu sein; im Gegenteil, das sonst so nützliche Wissen verhindert hier die richtige Einsicht. Jeder Laie, der offen ins Leben geschaut hat, vermag in diesem Punkte richtiger zu urteilen als der in Vorurteilen gefangene Fachmann. Hier entscheidet allein die lebendige Erfahrung, nicht papiernes Wissen.

Es könnte aber auch sein, daß die richtige Einsicht bei den Fachwissenschaftlern zwar vorhanden wäre, aber noch im Kampfe mit einer anderen Einsicht läge. Mit der peinlichen Einsicht nämlich, daß bereits die leiseste Zustimmung zu diesem Teilergebnis meiner Untersuchungen auf das Eingeständnis hinauslaufen würde, daß tatsächlich eine universale Geschichtsfälschungsaktion stattgefunden hat. Gegen dieses Eingeständnis wehrt man sich aber — vorläufig noch — mit Händen und Füßen.

2. Wäre die papierne Überlieferung des Mittelalters geschichtliche Wirklichkeit, dann besteht das zweite historische Welträtsel in der merkwürdigen Psychologie der mittelalterlichen „echten" Urkundenschreiber.

Die Forschung hat in unzähligen Diplomen, die auf Grund der üblichen Relativmethode für „unzweifelhaft echt" gelten müssen, auffällige Fehler beispielsweise in den Datumsangaben festgestellt. Solche geradezu ungeheuerlichen Mißgriffe in der Datierung beruhen, wie uns die Forscher berichten, nicht etwa auf Versehen der Kanzleibeamten, sind also keine aus Flüchtigkeit begangenen Schreibfehler. Man hat vielmehr die ganz erstaunliche Entdeckung gemacht, daß die Ursache solcher unglaublichen Datierungsfehler in einer ganz eigentümlichen geistigen Minderwertigkeit der Notare jener Zeit zu suchen sei. Man hat bei diesen Kanzlisten eine neue Krankheit entdeckt, die man am treffendsten mit der Diagnose: partielle arithmetische Gehirnlähmung kennzeichnen kann. Wohlbemerkt: nicht ich habe dieses Leiden entdeckt, sondern die Urkundenforscher; ich habe dieser Krankheit nur den Namen gegeben. Nach Angabe der Fachleute trat nun diese Krankheit im Mittelalter nicht vereinzelt auf, sie grassierte vielmehr epidemisch. Fast ausnahmslos befallen wurden davon die Notare und Kanzlisten. Ein Heilmittel dagegen gab es leider nicht. Wie äußerte sich das Leiden bei den davon Befallenen?

Um es kurz zu erklären: die Urkundenschreiber, sonst völlig normal veranlagte Menschen, nach dem Maßstabe damaligen Wissens in Schulen hochgebildet, vermochten in dem Augenblicke, wenn sie unter ein Diplom die Datumsangaben setzen wollten, plötzlich nicht richtig von 1 bis 100 zu zählen! Also nicht, daß sie komplizierte Rechenaufgaben zu bewältigen hatten! Nein, ganz und gar nicht. Sie mußten nur so viel arithmetische Verstandestätigkeit entwickeln, daß sie bemüht waren, ausfindig zu machen, welche Zahl beispielsweise auf 12 folgt. Und das konnten sie nicht!! In der Kanzlei nämlich konnten sie es nicht! Trotzdem es, wie gesagt, Leute waren, die in den Schulen auch Rechenunterricht genossen hatten. Differentialrechnung natürlich nicht, aber das, was man so elementare Rechenkunst nennt. Das, was die Kinder im ersten Schuljahre lernen. Also nochmals: das Aller-

Allerelementarste im Rechnen beherrschten diese bedauernswerten Kanzlisten nicht — wenn sie Datumsangaben machen sollten. Das Wunderbarste aber ist noch, daß diese Leute außerhalb der Kanzlei, beispielsweise beim Einkauf auf dem Markt oder bei Abhebung ihres Gehalts doch wieder richtig von 1 bis 100, ja darüber hinaus, rechnen konnten. Denn, wie gesagt, die Krankheit hing irgendwie mit den verflixten Diplomen zusammen.

Der Leser darf nun nicht ärgerlich werden und glauben, ich triebe meinen Spaß mit ihm. Das sei ferne von mir. Ich habe diese wunderbaren Entdeckungen ja nicht gemacht, sondern die Fachdiplomatiker. Alle bezeugen es, daß „tatsächlich" diese Notare an dieser sonderbaren arithmetischen Krankheit gelitten hätten. Hören wir beispielsweise P. Kehr: „Ich glaube, daß [dieser Kanzlist in der Kanzlei Ludwigs des Deutschen] Hebarhard . . . nicht bis 40 zu zählen imstande gewesen ist." Oder vernehmen wir Breßlau: „Und so auffallend die Tatsache ist, daß ein Mann . . . [der Notar G B] sich mit so einfachen arithmetischen Operationen nicht abzufinden wußte, wie sie die korrekte Rechnung nach Regierungsjahren erforderte — für die Zählung reichten die Finger beider Hände aus —, wir müssen diese Tatsache als feststehend hinnehmen." (Siehe mehr darüber in „Fälschung der deutschen Geschichte", Heft 1, S. 55 ff.) Da sagen es uns also Autoritäten: die Kanzlisten konnten nicht richtig von 1 bis 20 oder bis 40 zählen! Wer brächte hier den Mut auf, an solcher Dummheit zu zweifeln? Abgesehen davon, daß die Historiker jeden Zweifel überhaupt schlecht ausstehen können, dokumentieren sie: wir müssen diese Tatsache als feststehend hinnehmen!

Ich habe als Erster gewagt, an dieser Halbidiotie mittelalterlicher Urkundenschreiber zu zweifeln. Die Strafe ist nicht ausgeblieben. Man stellt mich als einen Mann hin, der nur „unsinnige Behauptungen" in die Welt setzt! Mancher würde sich ob solch schlechten Zeugnisses beschämt in die Ecke stellen. Ich nicht. Ich weiß nämlich, daß es gar nicht darauf ankommt, was die Fachleute aus diesem oder jenem naheliegenden Grunde heute über meine Ergebnisse für eine Meinung haben, sondern was die Fachwissenschaft in zehn oder dreißig Jahren für ein Urteil fällt. Wie das Urteil dann lauten wird, das ist mir

nicht zweifelhaft, vorausgesetzt, daß auch dann noch die Wahrheit wertvoller ist als die Lüge, und das wird der Fall sein, solange noch Deutsche auf der Welt leben. Auch dieses Welträtsel löst man nicht mit papiernem Fachwissen, sondern mit Einsicht in die Lebenserfahrung.

## 3. Das Rätsel der Verluststatistik mittelalterlicher Handschriften.

Um dieses Rätsel sind meine Kritiker bisher merkwürdig scheu im weiten Bogen herumgegangen. Sie werden selbst wissen, warum?

Nehmen wir einmal an, die papierne Literatur sei wenigstens im großen und ganzen Niederschlag geschichtlichen Geschehens, so müßte eine Statistik der verlorenen mittelalterlichen Handschriften natürlich das Charakteristikum des Zufalls — ein blindes Walten — hinsichtlich Erhaltung bzw. des Verlustes dartun. Niemand wird das bezweifeln, ausgenommen, er sei ein historischer Fachwissenschaftler von gestern und heutzutage. In gleichem Maße, unterschiedslos, müßten Handschriftenoriginale wie Abschriften im Laufe von vielen Jahrhunderten der Verschollenheit anheimgefallen sein.

Aber die Fachwissenschaftler haben eine sonderbare Entdeckung gemacht. Die Durchmusterung der erhaltenen Bestände an literarischen Geschichtsquellen ergab nämlich das Resultat, daß die Originale (Urschriften, Archetypen) fast aller bedeutenden Chroniken fehlen und daß ferner von den unzähligen Abschriften ebenso regelmäßig solche Exemplare „verlorengegangen" sind, die von den Historikern mit dem Ausdrucke „gemeinsame Vorlage" bezeichnet werden. Also mit anderen Worten: es stellte sich heraus, daß der sonst so blinde Zufall mit verblüffender Treffsicherheit und Konsequenz eine Auslese getroffen hat!! Fast noch merkwürdiger als bei den Originalen mutet diese einzigartige „Zufalls"-Erscheinung bei den sogenannten gemeinsamen Vorlagen an. (In „Fälschung der deutschen Geschichte" erfährt der Leser hierüber Mehreres.)

An solche planmäßige Ausleseärbeit des „Zufalls" glaubt kein Mensch. Nur die heutigen Historiker glauben mit geradezu kindlicher Unbefangenheit oder besser Befangenheit an dies Märchen — weil sie daran zu glauben gezwungen sind. Würden sie nur etwas zu zweifeln

anfangen, so wäre das Verhängnis da: die Erkenntnis, daß eine gewaltige Aktion die Quellen planmäßig gesiebt hat. Dann aber wäre leider die Tatsache einer systematischen Geschichtsfälschungsaktion nicht mehr abzuleugnen.

Ich habe die Historiker hier in einer Schlinge gefangen, aus der es für sie kein Entrinnen mehr gibt. Eine Zeitlang werden sie noch zappeln. Schließlich werden auch sie einsehen, daß es recht töricht ist, sich gegen die Vernunft und Erfahrung mit untauglichen Mitteln wehren zu wollen. Ich lade die Quellenforscher herzlich ein, alle ihre kritischen Künste spielen zu lassen, um mir zu beweisen, daß ich mit meinen Ausführungen über die sogenannten gemeinsamen Vorlagen „auf dem Holzwege" bin. Dann werde ich nicht verfehlen, ihnen bezüglich ihrer famosen Handschriftenstammbäume eine Antwort zu erteilen, die ihnen die Lust zu weiterem Kritisieren in dieser Sache merklich dämpfen dürfte.

### 4. Das Rätsel des gänzlichen Mangels weltlicher Register und Archive.

Während dem Überlieferungsbefunde nach die römische Kurie seit den frühesten Zeiten sowohl Register führte als auch Archive anlegte, während sogar alle geistlichen Anstalten überhaupt seit altersher wenigstens Archive besaßen, konnten sich angeblich die weltlichen, insbesondere die deutschen Herrscher erst ganz spät von der Wichtigkeit, ja Unerläßlichkeit dieser Verwaltungseinrichtungen überzeugen. Von Anläufen seit dem 13. Jahrhundert abgesehen, wurden erst in der Kanzlei Heinrichs VII. Register geführt. Auch die Historiker müssen zugeben, daß solcher Umstand höchlich befremdet, aber sie wissen sich zu trösten, denn die „Geschichte" beweist halt, daß es so war. Der Überlieferung muß man vertrauen, versichern uns die Fachleute, wohin sollten wir kommen, wenn wir zu zweifeln anfingen? Leider gibt es nun Menschen, auch ich gehöre zu ihnen, die in der papiernen Überlieferung durchaus keine Glaubenssätze erblicken, die nicht bezweifelt werden dürften. Schließlich ist ja auch die Vernunft deshalb auf der Welt, damit sie angewandt werde. Wenden wir sie demnach getrost einmal auf den hier zur Diskussion stehenden Befund an.

Da ist eins sicher: wenn die weltlichen Fürsten fast alle mittelalterlichen Jahrhunderte hindurch die für eine geordnete Verwaltung ganz unentbehrliche Registerführung und Einrichtung von Archiven gleichsam grundsätzlich außer acht ließen, so würde das bedeuten: diese Könige sind allesamt geistesbeschränkt gewesen. Der große Gegner, die Kurie, pflegte ja diese nützlichen Einrichtungen seit altersher, und nicht aus Zeitvertreib, sondern um den Königen mit solchen Waffen dauernd schwere Wunden zu schlagen! Wenn die Könige und Kaiser solche Hiebe niemals parierten, so können wir nicht anders, wir müssen sie für kindische Toren und Flachköpfe erklären. Nach allem, was uns die „Geschichte" aber sonst von diesen Herrschern meldet, waren es durchaus keine Dummköpfe! Die „Tatsachen" der Überlieferung widersprechen sich hier!

In seiner Kritik hat mir Heimpel auch vorgehalten: „daß weltliche Register und Archive nicht vorhanden gewesen seien, ist nicht richtig; wir kennen Fragmente [!] der Register Friedrichs II., Heinrichs VII., Ludwigs des Baiern, Karls IV. usw." Mancher Leser hat baß gestaunt, als er diesen Satz in seiner „vernichtenden" Durchschlagskraft las. Dieser Heimpelsche Kunstsatz kann nämlich so aufgefaßt werden, ich hätte mal wieder mit meiner Behauptung des gänzlichen Mangels weltlicher Register und Archive den sattsam bekannten Unsinn in die Welt gesetzt. Nun habe ich, was auch Heimpel zugibt, gar nicht geleugnet, daß tatsächlich im Ausgange des Mittelalters auch weltliche Register geführt sind. Worauf ich aber mit Nachdruck hinwies und worauf es ankommt, unser viertes Welträtsel nämlich, lautet: wie konnte es geschehen, daß die Kurie schon so frühzeitig, die weltlichen Herrscher aber erst so spät die ungeheuere Wichtigkeit der Registerführung begriffen haben? Das Problem lautet: wie kommt es, daß wir vor dem Jahre 1240 (in der Reichskanzlei erst im 14. Jahrhundert!) nichts von weltlicher Registerführung hören, während die Kurie bereits jahrhundertelang diesen unentbehrlichen Verwaltungsbrauch pflegte?

Über dies Welträtsel hätte Heimpel das erlösende Wort verlauten lassen sollen. Er nimmt tatsächlich einen Anlauf zur Lösung, aber siehe da, wieder einmal mißglückt das Vorhaben. Mit federnden Schritten

setzt er zum Sprung über die Latte der Kritik wie folgt an: Die Laien (also hier die Könige) waren „trotz aller ritterlichen Kultur größtenteils Analphabeten." Nun, meinetwegen sollen sie, was aber gar nicht stimmt, bei ihrer ritterlichen Kultur Analphabeten gewesen sein. Aber nun Achtung! Wie? Sollten denn die Könige etwa die Register selber schreiben?? Hatten sie nicht für diesen Zweck ihre hochgebildeten geistlichen Kanzler und Notare? Mein Kritiker sogar kann dies nicht bezweifeln, und damit springt er nicht über, sondern gegen die Latte. Ein Wort nur von so einem analphabetischen König: Legt mir Register an, wie es die Kurie tut! Und schon wurden auch in Deutschland genau wie in Rom frühzeitig genug Registerbücher geführt. Wodurch also offenkundig wird: auch in dieser kritischen Kategorie hat mein Kritiker nur einen Schlag ins Wasser geführt.

**5. Das psychologische Rätsel der mittelalterlichen Chronisten-, Nekrologien- und Registerschreiber.**

Wenn, woran bereits gar kein Zweifel mehr bestehen kann, eine universale Geschichtsfälschung stattgefunden hat, so muß selbstverständlich außer der urkundlichen auch die literarische Reihe der mittelalterlichen Quellen von Grund auf gefälscht sein. Dann muß also auch der Bestand dieser literarischen Quellengattung (Chroniken) gewisse charakteristische Merkmale aufweisen, die die künstliche Geburt verraten. Das ist in hervorragendem Maße der Fall. Solche in Frage kommenden verräterischen Merkzeichen bestehen zum Beispiel in Widersprüchen der Quellen untereinander, und zwar in bewußt angelegten absichtlichen Widersprüchen. Beispiele dieser Taktik habe ich in der „Fälschung der deutschen Geschichte" genugsam angeführt. Die herkömmliche Kritik freilich erblickt in solchen Verstößen und Widersprüchen, ohne Argwohn, lediglich leicht entschuldbare Irrtümer und Versehen, die der Flüchtigkeit und Gedankenlosigkeit der Chronisten zur Last zu legen wären. Solche Erklärung klingt in ihrer unbestimmten Allgemeinheit durchaus annehmbar, und es fällt mir nicht ein, von mittelalterlichen Chronisten zu verlangen, daß sie sich niemals irren oder niemals nachlässig arbeiten sollen. Irren war auch im

Mittelalter recht menschlich. Nehmen wir nun aber die einzelnen „Irrtums"-Fälle unter die kritische Lupe, so machen wir fast ausnahmslos die überraschende Entdeckung, daß gar kein Irrtum und Versehen vorliegt, sondern der Chronist mit voller Absicht Widersprechendes und anscheinend sogar Unsinniges berichtet.

Vergessen Sie nicht, rufen mir die Historiker zu, daß viele derartige Fehler und Widersprüche sich aus dem Parteistandpunkte der Chronikenschreiber erklären lassen. Nichts erscheint einleuchtender als diese Erklärung. Ein Parteischriftsteller kann allerdings aus Liebe zu seinem Helden oder zu einer bestimmten Sache die Ereignisse modifizieren, aber die Historiker vergessen, daß solche Modifikationen im wirklichen Leben ihre Grenzen haben! So ein Parteischriftsteller versteht allerdings die Kunst, eine Niederlage in einen halben Sieg, ja in einen vollständigen Sieg zu verwandeln und die Charaktereigenschaften des Gegners in allerschwärzesten Farben zu malen. Aber ein Parteischriftsteller, der Ereignisse seiner Zeit behandelt, die also allen Zeitgenossen bekannt sind, wird sich hüten, aus Parteinahme beispielsweise den Ort einer allbekannten Schlacht willkürlich zu verlegen oder gar ein angeblich zeitgenössisches bedeutendes Ereignis sich einfach aus den Fingern zu saugen. Er würde mit solchen Manipulationen seiner Sache nicht nützen, sondern schaden und sich überdies selbst lächerlich machen. Die Modifikation der Ereignisse bei einem Parteischriftsteller hat also im wirklichen Leben Grenzen! In der gefälschten Überlieferung freilich braucht der angebliche Parteimann solche Grenzen nicht zu respektieren; hier kann er der Mitwelt die faustdicksten Lügen und Märchen auftischen. Im Schattenreich der Dichtung nimmt kein „Mensch" Anstoß daran!

Man merke also wohl: es kommt bei den Chronikenschreibern immer auf den berichteten konkreten Einzelfall an. Dieser muß daraufhin untersucht werden, ob ihm wirklich ein „Versehen" oder Absichtlichkeit zugrunde liegt. Mit allgemeinen Redensarten wie: dieser Schriftsteller arbeitet nun einmal gerne „nachlässig" wird nichts ausgerichtet.

Wunderliche, ja magische Dinge ereigneten sich bei den mittelalterlichen Menschen, wenn sie Chroniken schrieben. Irren ist, wie gesagt, so menschlich wie Essen und Trinken. Zwei Menschen und gleich-

zeitige Chronikenschreiber, nämlich Nithard und der sogenannte Astronomus sollen da angeblich zu Zeiten Ludwigs des Frommen auf unserem Planeten gelebt haben. Beide „Zeitgenossen" berichten in ihren Werken auch über die Lebensdauer Ludwigs. Der Zeitgenosse Nithard hat das Pech, daß er sich über Ludwigs Lebensjahre „irrt". Warum sollte ihm ein Irrtum nicht mal unterlaufen sein, beruhigen uns die Historiker. Nithard irrte sich also, als er statt der richtigen 62 Lebensjahre Ludwig 64 Jahre beilegte. Aber nun ereignet sich das magische Wunder: aus Sympathie nämlich „irrt" auch der Zeitgenosse Astronomus haarscharf mit dem nämlichen Resultat! Auch er meldet falsch: 64 Jahre Ludwigs! Zwei Zeitgenossen irren sich übereinstimmend. Fast sollte man annehmen, solche Zeitgenossen hätten Witterung von den Irrtümern anderer Leute besessen. Der Astronomus irrte sich noch ein ander Mal. Eine Versammlung der Bischöfe zu Aachen setzt er zum Jahr 837; es gehört aber „richtig" zum Jahr 836. Ein Anderer, „der sonst so genaue Prudentius" diesmal, hat magische Witterung und macht denselben Fehler, „diese Synode um ein Jahr zu spät anzusetzen". (Siehe Meyer v. Knonau, Nithards vier Bücher Geschichten, 1866, Anmerkung 73.) So also sehen die kleinen, unschuldigen Versehen mittelalterlicher Chronisten aus, wenn man sie bei Licht betrachtet.

Über die bedenklich nahe an Verrücktheit rührende Geistesbeschaffenheit der Nekrologienschreiber wollen wir uns hier kurz fassen. Diese Leute hatten die Gepflogenheit, in ihren Totenbüchern die Sterbetage eines Abtes usw. anzumerken, um am Wiederkehrtage der Toten im Gebete zu gedenken. Wie machten sie nun ihre Eintragungen? „Besonders häufig ist es, daß die Namen einen Tag vor oder nach dem Todestage eingetragen sind, nicht selten sind sie auch um eine Woche, einen Monat verrückt." Ich kann mir nicht helfen und muß erklären: solche Namenverrückung ist wirklich eine Verrücktheit. Ich darf das ruhigen Gewissens erklären, denn die Fachleute haben sogar die Entdeckung gemacht, daß sich auch irrige Einträge in den Totenbüchern finden, „die ganz willkürlich gemacht erscheinen." Unsere Fachleute haben den grenzenlosen Mut, hier von „Nachlässigkeit der Schreiber" zu reden. Wenden wir uns von solcher Weltfremdheit ab!

Ein ebenfalls mißglückter Erklärungsversuch Heimpels zwingt mich, die mittelalterlichen Registerschreiber etwas vorzunehmen. Heimpel meint nämlich, viele Fehler und Lücken in den Registern (der Päpste) fänden darin eine zureichende Erklärung, daß die Einträge nach Konzepten gemacht wurden. Wenn ich gestehe, daß ich ob dieser „Erklärung" geschmunzelt habe, so wird das der Leser nicht so ohne weiteres verständlich finden, vielleicht mein Kritiker selbst nicht. Die Registerspezialisten verstehen mich hier aber sehr gut. Sie führen nämlich einen immer heftiger entbrennenden Kampf unter der Parole: hie Konzept — hie Original! Das heißt, „sie sind sich über die Frage ob bei diesem oder jenem Registerband bzw. Teilregister denn nun nach Konzept oder nach dem Original eingetragen wurde, so uneinig wie Hund und Katze. Wenn der eine Spezialist „beweist": hier ist nach Konzepten eingetragen worden, so rückt der andere mit dem „Beweise" an: im Gegenteil, nach den Originalen sind die Einträge erfolgt! Das Sonderbare an dieser Sache ist, daß beide Teile recht haben, aber immer nur zu 50 Prozent. Wie gesagt, ich habe geschmunzelt, als ich Heimpels Erklärung vermittels Konzeptvorlage erblickte. Er hat also aus eigener Machtvollkommenheit den gewaltig tobenden Kampf kurzerhand zugunsten der einen Partei „entschieden". Mit anderen Worten: mein Kritiker erklärt ein Problem durch — Problematik!

## 6. Das Rätsel der mittelalterlichen Rechtsgeschichte.

Dies historische Welträtsel ist eins der interessantesten aber auch eins der unheimlichsten. Um das recht einzusehen, muß der Leser das betreffende Kapitel der „Fälschung der deutschen Geschichte" nachdenklich durchlesen und sich besonders in die „rechtsstummen" Jahrhunderte versenken. Die mittelalterliche Rechtsgeschichte hat sich vor zwanzig Jahren etwa den Forschern plötzlich als ein gefährliches Pulvermagazin entpuppt. Im fränkischen Altenteil des Rechtsgebäudes erfolgte damals eine gewaltige Explosion, so daß die Rechtswissenschaftler entsetzt auseinanderstoben und seitdem recht betrübt von ferne auf den Trümmerhaufen starren. Den Stand der Dinge auf der Trümmerstätte vermittelt uns eindringlich Krusch in seinen „Neuen Forschun-

gen über die drei oberdeutschen Leges: Baiwariorum, Alamannorum, Ribuariorum" (Abhandlungen der Gesellsch. d. Wissenschaften zu Göttingen, Neue Folge, Bd. 20, 1927.) „Babylonische Methodenverwirrung" soll Schuld an der Explosion tragen. Oberflächlich gesehen stimmt das, aber die Forscher haben vergessen, sich die Frage vorzulegen, welches die inneren und innersten Gründe sind. Die Explosion erfolgte durch Selbstentzündung einfach deshalb, weil diese Gesetze, wie sie heute in den Handschriften vorliegen, übelgeratene Kunstprodukte aus der großen Fälscherwerkstatt darstellen. In der Tat: die mittelalterliche Rechtsgeschichte ist erledigt! Kein historischer Doktor Eisenbart vermag diesem Patienten wieder auf die Beine zu verhelfen. Man will das unter den Fachgelehrten noch nicht wahrhaben, aber nur Geduld: die Einsicht wird sich nicht allzu lange mehr aufhalten lassen.

Wie urteilt doch Krusch über einige rechtshistorische Fachleute? „Überhaupt kann man seine Freude daran haben, wie Beyerle aus seinem Kopfe heraus ohne jede reelle Unterlage den Faden unentwegt weiterspinnt, immer einen Irrtum auf den andern häufend" (a. a. O. S. 70). Oder: Über Sohms Ausgabe der Lex Ribuariorum habe ich das vernichtende Urteil aussprechen müssen, daß alles, was er über die Entstehung des Lex geschrieben hat, in ein Nichts zerfällt" (a. a. O. S. 142). Es steht verzweifelt um die Rechtsgeschichte, denn das Fundament, das Krusch aufgemauert hat, wird ebenfalls in sich zusammenstürzen, sobald man mit dem kritischen Hammer der absoluten Methode daran klopft. Das ist gar nicht anders zu erwarten, denn diese Gesetze sind gefälscht, und zwar in recht plumper Art und Weise.

Für eine lange Untersuchung steht hier der nötige Raum nicht zur Verfügung, ich begnüge mich daher, nur e i n e n „genialen" Fälscherkniff aufzudecken.

Von der L e x A l a m a n n o r u m existieren in den Handschriften zwei Gesetzesformen: die Hlothariana und die Lantfridana, die im Inhalt ungefähr (!) übereinstimmen. „Die eine trägt den Namen des Frankenkönigs Chlothar an der Spitze und ist das Erzeugnis einer fränkischen Reichsversammlung, die andere die des Alamannenherzogs Lantfrid . . . und ist laut Eingang in einer alamannischen Stammesversammlung zum Beschluß erhoben worden." (Krusch, a. a. O.

S. 107.) Uns fällt hieran auf, daß diese „beiden“ Gesetze „ungefähr im Inhalt übereinstimmen“, aber zwei verschiedene Gesetzgeber haben sollen. Die zünftige Rechtsforschung nahm auch im Gegensatz zur obigen Meinung von Krusch an, daß beide Gesetze, eben weil sie übereinstimmen, eins wären und daß dies eine Gesetz daher „auch nur einen einzigen Gesetzgeber haben könnte“. Entweder Chlothar oder Lantfrid!

In der Tat liegt hier der Hase in Pfeffer. Es handelt sich um ein und dasselbe Fabrikat aus der Fälschungsaktion, nur waren sich die Fälscher bei dieser Fabrikation aus verschiedenen Gründen nicht klar, von welchem der beiden Herrscher (Chlothar oder Lantfrid) sie das Gesetz als dem Gesetzgeber ausgehen lassen sollten. Sie mußten wieder einmal lavieren, und wieder griffen sie zur bewärten Taktik des absichtlichen Widerspruchs und Dunkelmunkels. Doch diesmal trieben sie es an einer Stelle so offenkundig, daß ein Blinder die Sachlage mit dem Stocke herausfühlt: sie schmissen Chlothar und Lantfrid zusammen in einen Topf! Sie schufen einen Menschen mit zwei Gesichtern! Sie fabrizierten ein mythisches Doppelwesen! Und zwar folgendermaßen:

Die Handschrift A 9 zeigt vier Bildnisse von Personen. (Siehe Faksimile auf Tafel 8 am Schluß des oben zitierten Aufsatzes von Krusch.) Darunter links oben eine jämmerlich gezeichnete Gestalt, versehen mit danebenstehender Inschrift: Lodh: anrirex dux Alamannorum. Diese Inschrift ist ein zusammengewürfelter Mischmasch aus Chlotharius rex und Lantfrid dux Alamannorum. Die fragliche Figur stellt also demnach den Doppelmenschen Lodhanri=Chlothar und Lantfrid dar. Der absichtliche Widerspruch diesmal zur Abwechslung bildlich gedacht! Mag der Leser dieser Handschrift später selbst herausfinden, wen ich mit diesem Lodhanri meine, dachte der pfiffige Zeichner. Krusch meint, „schon das lang herabwallende Haar verrät, daß der Maler den König und nicht etwa den Alamannenherzog Lantfrid hat darstellen wollen. Der Zusatz „dux Alamannorum“ auf der Inschrift ist also eine schlechte Interpolation eines Schreibers . . .“ Eine sehr schlechte „Interpolation“ allerdings! Aber der „Interpolator“ hat durchaus nicht nur den Zusatz dux Alamannorum angehängt,

wie Krusch es hinstellt, er hat bewußt im Anfang schon durcheinandergewürfelt, nämlich Chlothar und Lantfrid in den Unsinn Lodhanri! Daß hier nicht etwa ein „Versehen“ vorliegt, sondern Absicht waltet, bezeugt zum Überfluß noch eine Stelle im Text dieser Handschrift. Hier im Text steht nämlich auch: temporibus Lodhanri rege. Also nochmals der Doppelmensch Lodhanri.

7. **Das Itinerar-Rätsel.**

Daß die vielen Unstimmigkeiten der sogenannten Königsitinerare nicht etwa nur leicht zu verbessernde Schönheitsfehler sind, sondern daß sie sich zu einem großen historischen Welträtsel verknoten, diese Erkenntnis hat den Historikern große Überraschung und Verlegenheit bereitet. Gegen die von mir erbrachte Lösung dieses Rätsels sträuben sie sich mit aller Macht, wissen sie doch nur zu genau, was die Anerkennung meiner Lösung in Hinsicht auf die wahre Natur der mittelalterlichen „Geschichte“ bedeuten würde. Was es mit den Itineraren für rätselhafte Bewandtnisse hat, darüber kann der Leser in den „Neuen Beweisen“ Aufklärung finden. An dieser Stelle sollen nur einige nicht gerade von tiefer Einsicht zeugende Bemerkungen meiner Kritiker über das Itinerarproblem abgefertigt werden.

Wir haben alle in der Schule gelernt, daß die mittelalterlichen Kaiser und Könige auf ihren Rossen beständig die Lande durchreisten, daß sie auf ewiger Wanderschaft von Stadt zu Stadt, von Pfalz zu Pfalz unterwegs waren. Warum diese ewige Wanderung der Könige im Mittelalter? Auch darüber erhielten wir in der Schule Aufklärung: die Herrscher hatten k e i n e n f e s t e n W o h n s i t z, wurde uns bedeutet. Das leuchtete ein. Wer keinen festen Wohnsitz hat, muß ja wohl oder übel herumziehen, sagten wir uns. Wir gaben uns also zufrieden, beachteten aber in unserer Zufriedenheit nicht, daß die Kernfrage des ganzen Problems erst noch zu stellen und zu beantworten war. Die Frage nämlich: warum hatten denn diese Herrscher während des ganzen Mittelalters keinen festen Wohnsitz?? Kein Geschichtsprofessor hatte sich diese Frage jemals vorgelegt. Warum grübeln? Die „Geschichte“ lehrte ja, daß es „tatsächlich“ im Mittelalter sich so verhielt.

Ich habe in den „Neuen Beweisen" gezeigt, daß diese angebliche Tatsache des Mangels eines festen Wohnsitzes und damit einer festen Residenz ein Märchen ist. Dies Märchen stammt selbstverständlich aus der spätmittelalterlichen Fälscherzentrale, wurde aber nicht zur Ergötzung der nachkommenden Geschlechter erdacht, sondern aus dem Zwange der Notwendigkeit geboren. Aus mehr als einem fälschungstaktischen Grunde m u ß t e n die mittelalterlichen Kaiser und Könige auf die ewige Wanderschaft geschickt werden. Gott sei Dank haben diesmal die Fälscher, durch die heikle Natur der Sache genötigt, eine Arbeitsweise anwenden müssen, die so plump und ungeschickt ist, daß sie sich auf den ersten kritischen Blick ganz von selbst verrät. Sie arbeiten diesmal mit dem absichtlichen Widerspruch so offenkundig, daß zum Beispiel die in diesem Hefte (S. 31) erwähnte F e i e r t a g s t a b e l l e den ganzen Schwindel ihrer Itinerare allein schon aufs schönste enthüllt. Mit Recht lautete demnach das Ergebnis meiner Untersuchung: Die „historische Tatsache" der ewigen Wanderschaft der Könige, ihrer Residenzlosigkeit sowie überhaupt einer fliegenden Reichsregierung während aller mittelalterlichen Jahrhunderte ist eine Lüge. In Wahrheit haben auch die Herrscher des Mittelalters einen festen Wohnsitz und damit festen Residenzsitz gehabt. (R e i s e n unternahmen sie natürlich auch!)

Als mein Kritiker Heimpel d a s gelesen hatte, entrangen sich zuerst die Worte: „Hier wird denn doch der Unsinn zur Methode" seinem Munde, aber dann wurde er heiter gestimmt: „In einem uns unbekannt gebliebenen Schlosse sitzt Kammeiers König inmitten einer garantiert echten Registratur." Dieser Gedanke belustigte ihn so, daß er sich vor Lachen ausschütten wollte. Der König in einer festen Residenz?! Solcher „Unsinn" war noch von keinem Menschen erdacht worden. Direkte Unnatur, solcher Gedanke! Ein mittelalterlicher Herrscher mit einer festen Residenz?! Eher fließt noch der Rhein die Alpen aufwärts!

Das fröhliche Lachen eines heiter gestimmten Menschen sollte man eigentlich nicht stören, ich will deshalb meinen Kritiker auch nur eben kurz unterbrechen, damit er weiterlachen kann. Mir ist da eingefallen, daß damals im residenzlosen Mittelalter eine Kategorie von Herrschern lebte, die r ö m i s c h e n P ä p s t e nämlich, die ja auch wohl

„ganz selbstverständlich und natürlich" dauernd auf der Wanderschaft begriffen waren!! Oder sollte ich mich da vielleicht gar irren?? Lauthals erschallt wirklich das Gelächter meines Kritikers von neuem. Die Päpste ohne feste Residenz? Die Kurie auf immerwährender Wanderschaft!! Solchen Unsinn hat noch kein Menschenhirn ausgedacht. Hier wird denn doch der Unsinn zur Methode, ruft Heimpel. Die Päpste auf Wanderschaft — ha! ha! Nun wollen wir aber der Heiterkeit des Kritikers fürderhin ihren Lauf lassen und uns inzwischen die Sachlage einmal ernst überlegen.

Also: was Heimpel bei den Päpsten so natürlich findet, das findet er bei den Kaisern und Königen unnatürlich! Meinen ergebensten Respekt vor diesem logischen Dualismus (um keine treffendere Bezeichnung zu gebrauchen). Dabei hätten gerade die Päpste tausendfältige Ursache gehabt, beständig von Kirche zu Kirche, von Kloster zu Kloster zu reiten, denn wie männiglich bekannt, gab es nicht nur täglich Zwistigkeiten unter der Geistlichkeit zu schlichten, sondern galt es auch, etwa alle zehn Jahre eine Anzahl Klöster zu „reformieren". Arbeit also für den wandernden Papst in Hülle und Fülle. Aber siehe da: die Päpste hatten ihre feste Residenz — in Rom bzw. in Avignon. Und sie wußten, warum so eine feste Residenz (Regierung) zweckmäßig und wozu sie nützlich war. Die Kaiser und Könige sahen so etwas mal wieder nicht ein; sie waren eben — — Analphabeten und Dummköpfe! Das ist das Wunderbare: während des ganzen Mittelalters hatte die Vernunft ihren Wohnsitz jenseits der Alpen in Rom aufgeschlagen. Ansonsten behauptete in Europa die Unvernunft das Feld. Beugen wir mitsamt den Historikern unser Haupt unter dieser „Tatsache".

Verhehlen kann ich jedoch nicht, daß nunmehr ich und viele meiner Leser ungemein heiter gestimmt sind. Verdanken wir doch meinen Kritikern die wertvolle Erkenntnis, daß meine Ergebnisse unangreifbar und unwiderleglich sind.. Heimpel redete zwar noch von Unsinn! ein neuerer Kritiker (im „Literarischen Zentralblatt" 1936, S. 656) hat aber bereits herausgemerkt, daß ich „Halbwahrheiten" bringe. Ich darf also Mut schöpfen. Nur Geduld; über kurz oder lang werden sich die Halbwahrheiten als volle, runde Wahrheiten entpuppen.

Völkisches Erwachen
Herausgegeben von Gustav von Reinkirch

Heft 13

# Rätsel Rom im Mittelalter

Von

Wilhelm Kammeier

1937

Adolf Klein Verlag, Leipzig C 1

Druck: Buchdruckerei H. Eschenbacher, Leipzig

# Inhaltsverzeichnis.

## Einleitung: Der Humanismus als Kulisse der Fälschungsaktion.

Das vorliegende Heft bietet eine Fortsetzung meiner früheren Arbeiten über die spätmittelalterliche universale Fälschungsaktion. (1. Die Fälschung der deutschen Geschichte; 2. Neue Beweise für die Fälschung der deutschen Geschichte; 3. Die historischen Welträtsel. Alle drei Werke erschienen im Verlag Adolf Klein, Leipzig.)

Meine Beweisführung, die auf unbedingt sicherem Fundamente, nämlich auf der absoluten Methode fußt, hat nicht verfehlt, viele Leser meiner Schriften von der Tatsache, daß eine gewaltige Geschichtsfälschungsaktion am Ende des Mittelalters stattgefunden hat, zu überzeugen. Die vielen historischen Welträtsel im mittelalterlichen Überlieferungsraum finden alle nur *eine* Lösung: eben die Tatsache der Fälschungsaktion. Die Geschichte aller mittelalterlichen Jahrhunderte wurde systematisch und von Grund auf durch Rom umgefälscht; an diesem Endergebnis meiner Untersuchungen zweifeln viele Leser nun nicht mehr. Aber eine sehr wichtige und brennende Frage steht bis jetzt noch unbeantwortet vor meinen Lesern. *Es ist die Frage nach dem Anlaß jener römischen Aktion.* Ein so ungeheures Fälschungsunternehmen muß doch eine zwingende Ursache gehabt haben. Gründe schwerwiegender Art müssen vorgelegen haben, als sich Rom zur Durchführung jenes überaus kostspieligen und schwierigen Unternehmens entschloß. Für jene gewaltige Aktion muß eine gewaltige Ursache als auslösendes Moment wirkend gewesen sein. Aber was war die Ursache? Besteht überhaupt die Möglichkeit, die Beweggründe für jene Aktion zu ermitteln? Darf man vielleicht vermuten, die gesuchten Be-

weggründe an den Spuren zu entdecken, welche die Tätigkeit der Fälscher in der neu fabrizierten Überlieferung trotz aller Vorsicht hinterlassen hat? Zur Beantwortung aller dieser Fragen wurden vom Verfasser Untersuchungen angestellt, deren Ergebnisse in diesem Hefte vorgelegt werden.

Nicht nur die Ursache der Aktion liegt unter einem dichten Schleier verborgen, auch die Aktion selbst spielte sich im Schatten einer sehr geschickt aufgebauten Kulisse ab. „Die universale Geschichtsfälschungsaktion geht in der Gestalt der Geistesbewegung einher, die wir mit dem Namen Humanismus (Renaissance) belegen. Beide Bewegungen (Fälschungsaktion und Humanismus) sind eins.“ Mit dieser Formulierung habe ich in meinem Buche „Die Fälschung der deutschen Geschichte“ aus den dort angeführten Gründen den Zeitpunkt der Aktion an die Schwelle der Neuzeit gelegt und gleichzeitig die sogenannte humanistische Bewegung als die nach außen hin in Erscheinung tretende harmlose Kulisse des Fälschungsdramas gekennzeichnet. In dem langen Zuge der Humanistengenerationen des 15. Jahrhunderts ziehen die verkappten Akteure des Dramas: die Leiter, Organisatoren und Handlanger, die Wissenden und die ahnungslosen Helfershelfer an unserm Auge vorbei. Der Humanismus ist nicht, wie es den Anschein hat, eine beschauliche Angelegenheit innerhalb der spätmittelalterlichen Studierstuben, nicht bloß eine gelehrte Sache weltabgewandter Bücher- und Wissenschaftsliebhaber, der Humanismus ist vielmehr seiner Entstehung und seiner Aufgabe nach eine eminent kirchen- und profanpolitische Bewegung. Der Humanismus stellt den Versuch dar, ein weltpolitisches System, nämlich die römische Hierarchie, auf dem Untergrunde von Papier und Tinte zu errichten. Er stellt den Versuch dar, einen geistigen Organismus, nämlich die Kirche, statt mit lebendigem Herzblut mit Tinte zu speisen und am Leben zu erhalten. Und dieser wahnwitzige Versuch ist geglückt! Aber wie kann es möglich sein, daß Papier und Tinte den haltbaren Untergrund und das ideelle Kraftwerk einer geistigen Weltmacht abgeben? Das Ungeheuerliche wird dann und dadurch möglich, daß Pergament und Tinte

in der Form von „Geschichte" dargeboten werden. „Geschichte" und „Überlieferung" als geheiligte „Tradition" sind der Wunderquell, aus dem die Romkirche ihren Lebenssaft schöpft. Aber die Geschichte muß auch die Eigenschaft der „Tradition" haben, und diese Tradition muß ganz bestimmte Tendenzen verkünden, sonst kann man Geschichte und Tradition nicht gebrauchen. Man kann und konnte einstmals nur eine Geschichte brauchen, die etwas „bewies", die ganz bestimmte Tatsachen, Lehren und Anschauungen bewies. Eine Geschichte, eine Vergangenheit, die das Geforderte nicht bewies, die vielleicht Gegenteiliges und Unerwünschtes bewies, konnten die Fälschergenossen nicht brauchen. Zeigte sich nun die Vergangenheit leider Gottes neutral oder sogar widerspenstig, so mußte sie in Korrektur genommen werden; sie mußte so bearbeitet und zurechtgestutzt werden, daß sie wirklich „bewies", was nun einmal durch ihre Hilfe bewiesen werden sollte. Rom brauchte die Geschichte für seine Theologie; und da sich die wirkliche Geschichte des Mittelalters als für die angestrebten Zwecke durchaus untauglich erwies, so wurde sie kurzerhand ausgelöscht und durch eine „Überlieferung" ersetzt, die den gestellten Forderungen gehorsamst nachkam. Die „Geschichte" wurde die Magd der Theologie, ja sie verwandelte sich direkt in Theologie. Man kann den Tatbestand auch mit umgekehrter Formel kennzeichnen: Theologie ist Geschichte!

Mit dieser Formel haben wir nun bereits auf die versteckte Ursache der geschichtlichen Fälschungsaktion hingedeutet. Wir gewahren in weiter Ferne Anzeichen dafür, daß diese Ursache gleichsam im Wesen und im Kern der römischen Kirche weiterschlummert. Wie das zu verstehen ist, werden die Ausführungen dieses Heftes klarlegen.

## I.

## Das religionspsychologische Rätsel des babylonischen Exils der Kirche.

Warum ist die Geschichte des Mittelalters gefälscht worden? Wäre ich als Geschichtsforscher Relativist, so würde ich mich nun, um die versteckte Ursache der Aktion ausfindig zu machen, auf die Suche nach Akten begeben. Was nicht in den Akten steht, existiert bekanntlich nicht als historisches Faktum in der Welt — sagen die Historiker. Das stimmt auch, betreffs wirklicher (unverfälschter) Geschichte nämlich. Aber im Überlieferungsraum der gefälschten mittelalterlichen Geschichte verliert dieser Satz seine Gültigkeit; in den Bezirken gefälschter Historie herrschen andere Gesetze, sind andere Maßnahmen erforderlich, um die Wahrheit zu finden. Denn das Wesen gefälschter Historie äußert sich ja gerade darin, daß die „Akten" gefälscht sind. Gar annehmen zu wollen, über die heimlichste aller heimlichen Tatsachen der Geschichtsfälschungsaktion, das heißt über die Ursache des Unternehmens, schön angelegte Aktenstücke in den Archiven aufstöbern zu können, das wäre reichlich naiv gedacht. Der Akten-Beweis scheidet also für unser Thema völlig aus. Die relativistischen Historiker werden angesichts solcher fatalen Sachlage die Achsel zucken, die Hände resigniert in den Schoß legen und uns versichern: in diesem Falle kann man nichts unternehmen, ohne Aktenbasis ist jede Suche nach der Ursache der Aktion aussichtslos.

Nun ist es allerdings klar: eine Basis für die Untersuchung muß vorhanden sein. Ganz ohne Unterlage, in freier Luft, kann nur die Phantasie spazierengehen; der kritische Geist dagegen muß einen festen Boden unter den Füßen haben. Auch meine Un-

tersuchungen über den Anlaß der Aktion müssen sich irgendwo und irgendwie auf der Ebene einer objektiv gegebenen Realität bewegen. Mögen mir die Historiker auch immer bereitwilligst meine angeblich „monströsen Behauptungen“ vorhalten, ich kann ihnen — wenn sie es selbst noch nicht gemerkt haben sollten — versichern, daß ich mindestens ebenso kritisch und unerbittlich objektiv denke wie sie. In ihrer absoluten Neuartigkeit mögen meine Behauptungen manchem Ohre monströs klingen, doch man darf versichert sein, daß ich kein Ergebnis aufstelle, das nicht durch das Feuer härtester Kritik hindurchging. Die Relativisten gebärden sich zwar so, als herrsche in dem Ofen ihrer herkömmlichen Vergleichskritik eine ungeheuer große „kritische“ Hitze, die am historischen Untersuchungsmaterial alle unechten Bestandteile dahinschmelzen lasse; aber dies kritische Hitzegefühl beruht, wie ich gezeigt habe, auf purer Einbildung. Wer Echtes vom Unechten scheiden will, muß notgedrungen die blinde Vergleichskritik verabschieden und sich der absoluten Methode bedienen. Diese Methode, deren Wesen bekanntlich in der Konfrontierung des historischen Materials mit der lebendigen Erfahrung besteht, wird auch in den folgenden Untersuchungen angewandt werden.

Oben wurde gesagt: Akten, die uns über die Ursache der Fälschungsaktion Klarheit verschaffen könnten, werden wir vergeblich aufzustöbern hoffen. Nichtsdestoweniger gibt es Möglichkeiten, der tief verborgenen Ursache auf die Spur zu kommen, genug: Diese Möglichkeiten stecken in der Quellenmasse der gefälschten Überlieferung. *Da die Fälschungsaktion zeitlich in der Epoche von etwa 1400 bis 1500 stattfand, so müssen die Ursachen der Aktion zeitlich unmittelbar vor der Aktion wirksam gewesen sein. Das heißt, die Ursachen müssen in der (gefälschten) Geschichte der Zeit von etwa 1300 an gesucht werden.* Meine Aufgabe besteht also darin, den Scheinwerfer der absoluten Kritik auf die Geschichte um das Jahr 1300 einzustellen.

Ins erste Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts fällt nach Aussage der Quellen ein kirchenpolitisches Ereignis von einzigartiger Bedeutung. Etwas Merkwürdiges und Ungeheuerliches geschah in der Christenheit: eines Tages nämlich stand der päpstliche Stuhl in der christlichen Welthauptstadt Rom leer! Er stand nach einem Jahre noch leer und blieb sogar viele Jahre, ja Jahrzehnte hindurch leer stehen. Was war vorgefallen? Gab es denn keinen Statthalter Christi, keinen Nachfolger des Apostelfürsten Petrus, keinen Papst mehr? Sonderbar, es gab wirklich noch immer einen Papst. Aber die Christenheit sah jetzt den Papst weit ab vom ewigen Rom in einer südfranzösischen Stadt, in Avignon residieren. Was war vorgefallen? Was hatte diesen Wechsel der päpstlichen Residenz verursacht? Man stelle sich vor: der römische Bischof in der französischen Stadt Avignon! War denn so etwas überhaupt vorstellbar? Um Gottes willen, ihr Christenleute, was war eigentlich vorgefallen? Aber fragen wir doch einmal die Historiker nach der Ursache des aufsehenerregenden päpstlichen Wohnungswechsels.

Die Historiker belehren uns: Der am 5. Juni 1305 gewählte Papst Klemens V. hat die Verlegung der päpstlichen Residenz von Rom nach Avignon verschuldet. Klemens war von Geburt Franzose. „Der Gewählte, der sich [als Erzbischof von Bordeaux] auf einer Visitationsreise befand, nahm die Wahl an; anstatt aber der Bitte der Wähler gemäß nach Italien zu kommen, beschied er dieselben [nämlich die Kardinäle] zu seiner Krönung nach Lyon ... der Papst entschloß sich nach der Krönung, nicht nach Italien zu reisen, sondern in Frankreich zu bleiben. Damit begann die Zeit der Residenz der Päpste in Frankreich, das siebzigjährige Exil, die babylonische Gefangenschaft der Nachfolger Petri ..." (1) Klemens wollte also nicht nach Rom reisen. Warum nicht? „Aus Furcht vor den politischen Parteiungen Italiens und aus Vorliebe für Frankreich." Furcht und Vorliebe — für einen so folgenschweren Entschluß, wie die Aufhebung der Romresidenz der Päpste, eine etwas matte Motivation. Der Ansicht sind auch die Historiker. Man forschte daher nach „tieferliegenden" Mo-

tiven und entdeckte solche in der Machtsphäre des damaligen französischen Königtums. König Philipp IV. von Frankreich, der Schöne zubenannt, soll bei der ganzen Umwälzung als treibende und bestimmende Kraft hinter Klemens V. gestanden haben. Dieser schlaue König wußte Klemens zu bestimmen, im Jahre 1309 seine Residenz in Avignon aufzuschlagen. Letzten Endes hat also schnöde Anwendung von List und Gewalt das babylonische Exil der Kirche herbeigeführt.

Daß die Sache mit dem Residenzwechsel sich so zugetragen habe, wissen die Historiker aus dem Studium der zeitgenössischen Quellen. Ein Zeitgenosse der Ereignisse ist beispielsweise Giovanni Villani; er hat uns über die Vorgänge vor und bei der Wahl Klemens V. höchst anschauliche und detaillierte Schilderungen gegeben, worüber man in A. von Reumonts Geschichte der Stadt Rom nachlesen kann. (2) Für die Leser meiner früheren Schriften bedeutet es nun gar keine Überraschung mehr, wenn er betreffs dieser Darstellung des Zeitgenossen Villani folgendes hört: „Es liegt kein Grund vor, zu bezweifeln, daß Giovanni Villani schrieb, wie das Volk damals glaubte, und wie die Regierung Klemens V. und seine unselige Philipp dem Schönen gegenüber bewiesene Schwäche es zu bestätigen schienen. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß die Geschichte wenigstens in ihren wesentlichen (!) Teilen erfunden ist." (R. S. 719.) Also, unser Villani hat sich vieles, und gerade alles Wesentliche, aus den Fingern gesogen, bzw. es sich von alten Leuten aus dem Volke vorschwätzen lassen; nur in den nebensächlichsten Dingen hat er zufällig die Wahrheit erkunden können! Der Leser kennt solche hilflosen „Zeitgenossen" aus meinen früheren Schriften zur Genüge. Natürlich gibt es nun auch in diesem Falle noch andere Quellen, die a n d e r s berichten, Aktenstücke nämlich. Meine Leser kennen auch den Grund dieser Erscheinung der doppelten Buchführung in den gefälschten mittelalterlichen Quellen: die Anwendung des absichtlichen Widerspruchs.

Rom war ohne Papst. Von 1309 bis 1377 genoß das kleine südfranzösische Städtchen Avignon die Ehre, Residenz der Päpste

zu sein. Diese „geschichtliche Tatsache" des sogenannten Exils der Kirche soll nunmehr nach einer bestimmten Seite hin einer kritischen Betrachtung unterzogen werden. Nicht irgendeine der tausend nebensächlichen Fragen und Umstände des avignonesischen Komplexes soll in das Blickfeld der kritischen Aufmerksamkeit gestellt, sondern das Ereignis des babylonischen Exils an und für sich begutachtet werden. Wenn die relativistischen Geschichtsforscher mit ihrer Sanierungsarbeit an den Bruchstücken der gefälschten Überlieferung zu Ende sind, wenn sie das vernunftbrecherische Kunststück glauben fertiggebracht zu haben, aus tausend sich widersprechenden Quellenangaben den jeweiligen historischen „Wahrheitsgehalt" herauszudestillieren, wenn sie befriedigt ihr pseudokritisches Handwerkszeug beiseite legen — dann fangen meine kritischen Operationen überhaupt erst an. Die Historiker erklären also: das babylonische Exil der Kirche ist ein unzweifelhaft historisches Faktum; bei einem Faktum aber muß man sich und seinen kritischen Argwohn beruhigen. Das Exil der Kirche ist ein quellenmäßig festgestelltes Faktum, welches als solches für eine weitere Kritik sakrosankt ist. Nun fällt aber dieses Faktum in den Umkreis der gefälschten Überlieferung, die sich bekanntlich bis an die Schwelle der Neuzeit erstreckt. Im Gehege gefälschter Überlieferung muß sich aber die kritische Sonde hinabsenken bis in das innerste Mark eines „Faktums". Für mich bedeutet das Faktum des babylonischen Exils — weil im Bezirke gefälschter Geschichte beheimatet — vorerst lediglich eine papierne Angelegenheit, etwas Geschriebenes. Mag man mir auch einen Berg von „Akten" zusammentragen und darauf hindeuten: dieser Aktenberg ist der Zeuge des Faktums des babylonischen Exils, — da ich weiß, daß ich mich im Gehege gefälschter Überlieferung befinde, kann mir auch ein Gaurisankar von beschriebenem Papier vorerst nicht imponieren. Gewiß: Papier und Tinte stellen die objektive Hülle, das Gefäß eines historischen Faktums dar; aber viel mehr als diese Hülle interessiert mich der Inhalt, der ideelle Kern, nämlich das Faktum selbst! Mich interessiert an einem „historischen Faktum" vor allen Dingen

seine Eigenschaft als Teilstück ehemaliger lebendiger Erfahrung. Das Faktum gibt sich als Teil ehemaliger lebendiger Erfahrung — ob zu Recht oder zu Unrecht, das ist hier die Frage! Das ist meine Frage!

Ich möchte sagen: es ist die Seele eines Faktums, die mich interessiert. Es ist nicht das Außenweltliche, sondern die geistige Hälfte des Faktums, was mich beschäftigt. Auch das Faktum des babylonischen Exils der Kirche untersuche ich nicht — in erster Linie — als Ereignis der Außenwelt, sondern im Hinblick auf seinen geistigen Untergrund. Genauer gesagt: im Hinblick auf die Psychologie der das Faktum verwirklichenden Menschen. Es wird also diesmal nicht Individualpsychologie getrieben, sondern, grob ausgedrückt, Massenpsychologie; es wird Religionspsychologie eines Zeitalters getrieben.

Meine Fragestellung aber lautet: War das babylonische Exil des Papsttums religionspsychologisch möglich?

Betrachte ich mir das „geschichtliche Ereignis" des babylonischen Exils lange und gründlich, so muß ich gestehen: dies Ereignis gibt mir ein einziges großes religionspsychologisches Rätsel auf. Die Residenz des Oberhirten der Christenheit war also von Rom anderswohin verlegt. Zugegeben, daß politische Macht- und Intrigenmittel eine Verlegung der päpstlichen Residenz von ihrem „angestammten Sitze" erzwingen konnten — wie ist es aber erklärlich, daß der eingetretene „unnatürliche" Zustand sich nicht spontan selbst aufhob, als seine Ursache, die Zwangslage, wegfiel? War überhaupt schon der erste Exilspapst, Klemens V., in einer derartigen Zwangslage, daß er französischen Boden auf keinen Fall hätte verlassen können, wenn er ernsthaft gewollt hätte? Auch die Historiker sind gar nicht dieser Ansicht. Daß Klemens und seine avignonesischen Nachfolger mit Gewalt in Frankreich „gefangen gehalten" seien, behauptet in der Tat kein neuerer Geschichtsforscher. Doch sehen wir von Klemens V. ganz ab. Wie ist es zu erklären, daß auch die nachfolgenden Päpste nicht sofort nach dem ewigen Rom zurückkehrten, als wirklich

keine Rede mehr davon sein konnte, daß brutale Gewalt sie in Avignon gebannt halte? Die Päpste hätten jederzeit Avignon verlassen können — wenn sie das nur gewollt hätten. Warum kehrten sie denn nicht nach Rom zurück? Bedenken Sie, wirft man mir vor, auch die auf Klemens folgenden Päpste waren von Geburt Franzosen. Es ist doch wohl verständlich, beteuert man mir, daß französische Päpste, auch ohne zwangsweise zurückgehalten zu sein, keine rechte Veranlassung fühlten, ihrem schönen Vaterlande den Rücken zu kehren. O nein, das ist ganz und gar nicht so verständlich und selbstverständlich! Diese Männer waren zwar Franzosen, aber keine beliebigen französischen Privatpersonen; diese Franzosen waren — Päpste!! Sie waren nach ihrer Wahl keine französischen Privatpersonen mehr, sondern die Oberhäupter der christlichen Kirche! Und das gerade ist das Sonderbare und Rätselhafte: daß diese französischen Häupter der Kirche in ihrem christlichen Gewissen den Stachel der Unnatur ihres Exils so wenig gefühlt haben, daß sie in voller Unbekümmertheit zu Avignon dahinlebten, als gäbe es auf der Welt kein „gottgesetztes Zentrum" der Christenwelt, als gäbe es keine ewige Welthauptstadt Rom mit den Altären der Apostelfürsten!

Damit stehen wir unmittelbar vor dem avignonesischen Zentralproblem. Es ist, wie wir bereits erkennen, religionspsychologischer Natur.

Wer in aller Welt vermag es, das große Rätsel zu lösen, daß diese Päpste nichts darin fanden, einen der wichtigsten und heiligsten Traditionssätze ihrer Kirche zum alten Eisen zu werfen? Verkündete nicht eine mehr als tausendjährige heilige Tradition die Lehre: der Stuhl des Oberhirten der Christenheit steht zu Rom?! War nicht diese Tradition die „granitne Basis", auf der der ganze Bau des römischen Papsttums lastete? Wie? frage ich: war es nicht Tradition und heilige Überzeugung der alten frommen Kirchenväter und aller früheren Päpste, daß die Würde des Primates durch göttlichen Beschluß unlösbar mit der Sedes Romana, das heißt mit der Romresidenz verbunden sei? Allerdings, in der „Geschichte" des Mittelalters ist kein Glaubenslehrsatz mit so viel

Eifer und Überzeugung verkündet und den Gläubigen ins Gewissen gebrannt worden als der Satz vom Primat des römischen Bischofs und — der Satz von der Sedes Romana! „Unlösbar war die Idee des Papsttums an Rom geknüpft: auf der Nachfolge des Apostelfürsten, des ersten römischen Bischofs, beruhte alles, was Recht und Anspruch der Päpste war. Sich dauernd von Rom trennen, hieß die geistige Wurzel ihrer Gewalt abschneiden", sagt Hauck. (3) Und doch ließen es sich die Päpste siebzig Jahre lang fern von Rom in Avignon recht wohl sein. Wer erklärt dies Rätsel? Ruhig schliefen die Exilspäpste in ihrer Burg zu Avignon, als gäbe es kein Rom, als gäbe es keine verpflichtende Tradition, wonach auf göttlichen Befehl hin der Stuhl des christlichen Oberhirten auf dem Grabe des Apostelfürsten in Rom errichtet war. Gregorovius glaubt zwar annehmen zu können: „Der Schatten der verlassenen und trauernden Roma erschreckte die Ruhe jedes Papstes im Palast zu Avignon, denn die Überzeugung, daß Rom das heilige und rechtmäßige Haupt der christlichen Welt sei, war in der Menschheit unzerstörbar fest verwurzelt." (4) Aber mit den Schreckensträumen und mit der angeblichen Beunruhigung ihres christlichen Gewissen muß es bei den avignonesischen Päpsten kaum weit hergewesen sein, blieben sie doch trotz der Angstträume seelenruhig im Exil. So soll beispielsweise einer von ihnen, Johann XXII., nach seiner Wahl geschworen (!) haben, „nie ein Pferd zu besteigen, ehe er nicht nach Rom ginge; er ging zu Schiff nach Avignon (!), und stieg nie zu Pferd." (Gr. IV, S. 186, Anmerkg. 2.) Wer erklärt es, frage ich noch einmal, daß diese Päpste mit einer Gleichgültigkeit und Unbekümmertheit ohnegleichen in einem der wichtigsten Punkte der heiligen Tradition so ungemein geringschätzend denken konnten? Wie ist es nur zu begreifen, daß diese Päpste mit größter Gleichgültigkeit selbst die Axt an die geistige Wurzel ihrer Gewalt legten?

Je länger man das avignonesische Problem betrachtet, je rätselhafter erscheint es. Denn nicht nur die gleichgültige Einstellung der kirchlichen O b e r h i r t e n gegen die Tradition von der Sedes Romana ist ein unlösbares Rätsel, auch das Verhalten der

breiten Masse der Christenwelt hinsichtlich des Exils der Kirche bietet religionspsychologisch ein gerüttelt Maß von Fragwürdigkeiten. Was sagten die Christen zu der Tatsache, daß nun plötzlich der Papst nicht mehr in der ewigen Stadt Rom, sondern irgendwo in Frankreich residierte und von dort aus die Kirche Christi leitete? Rief es aus der Christenheit von Italien, England, Deutschland her bis gen Avignon: Weh, ihr Päpste!? Trat die Christenwelt in mächtiger Phalanx den wider die heiligste Tradition sündigenden Kirchenherrschern in Avignon entgegen, um ihnen ihren Unwillen kundzutun und mit aller Energie zu begehren, sie sollten sich unverzüglich wieder nach Rom begeben, wo nach Gottes Ratschluß ein für allemal der Stuhl Petri aufgestellt sei? Wir lauschen gespannt auf den gewaltigen Chor dieser mahnenden Christenstimmen und — sind aufs höchste erstaunt, von dem erwarteten Chorus überhaupt nichts zu hören! Die Christenheit schwieg und dachte gar nicht daran, sich über die Verlegung der Residenz ihrer Oberhirten nach irgendwohin aufzuregen! Nur ganz vereinzelt ertönte ein dünnes Stimmchen und erhob sich zumeist auf den Flügeln des Gebetes zu Gott, er möge das verhängte Exil seiner Kirche in Gnaden beenden. Von einem allgemeinen heiligen Unwillen der Christenheit verlautet nichts. Wenn wir den (gefälschten) Quellen Glauben schenken wollen, so ist es merkwürdigerweise eine Frau gewesen, die den pflichtvergessenen avignonesischen Päpsten gegenüber den Mut fand, ihnen „gehörig die Meinung zu sagen". Diese Frau war die Dominikanerin Katharina von Siena; und das Merkwürdigste an dieser Frau ist, daß sie zu den verschwindend Wenigen in der Christenheit gehörte, die überhaupt an dem Exil des Papsttums Anstoß nahmen. Denn, wie gesagt, die Masse der Christen war weit entfernt davon, sich über den Wohnungswechsel der Päpste irgendwie aufzuregen.

Der Überlieferung nach hat Katharina unermüdlich Briefe nach Avignon geschrieben, des Inhaltes, der Papst möge doch um Gottes willen in „seine Stadt" Rom zurückkehren. Auch ein Dichter, Petrarca, sandte angeblich Briefe über Briefe nach Avignon,

in welchen er die Oberhirten auf die Pflicht aufmerksam machte, nicht länger von der heiligen Stätte mit den Gebeinen der Apostelfürsten fernzubleiben. „Kein Ausdruck ist stark genug, wenn er von Avignon redet ... In einer ganzen Reihe von Briefen, die er freilich sorgsam geheim (!!) hielt, leerte er die Schale seines Zornes gegen die Stadt, welche dem heiligen Rom die Residenz der Päpste entzogen hatte ... Seine stets wiederholten dringenden Mahnungen, Avignon zu verlassen, nahmen die avignonesischen Päpste auf wie fromme Empfindungen eines Dichters, und das mit Recht (!!), denn mehr waren sie in der Tat nicht.“ (5) Nun also: warum die künstliche Aufregung? Es regte sich ja auch sonst kaum eine christliche Seele über die Verletzung der Tradition von der Sedes Romana auf! Einzelne Stimmchen also ließen sich vernehmen, aber kein gewaltiger christlicher Schrei erscholl; kein zu einem tausendfältigen Rufen vereinigter Befehl ertönte, um die Rückkehr der Päpste nach Rom zu erzwingen. Wer erklärt dieses rätselhafte Schweigen? Dachte gar alle Christenwelt: es ist völlig gleichgültig, wo unser Papst residiert?? Aber wie hätte in der katholischen Christenheit solche unerhörte, frostige Gleichgültigkeit möglich sein können?? Rätsel über Rätsel. Gewinnt es nicht fast den Anschein, als wäre in der Christenheit ein Bewußtsein dafür gar nicht mehr vorhanden, der heilige Petrus habe einst am Tiberstrande den Herrscherstuhl für seine Nachfolger aufgerichtet! Rom? Was ist denn das eigentlich für eine Ortschaft? muß allem Anschein nach die Mehrzahl der Christen sich neugierig und kopfschüttelnd gefragt haben. Berichten es doch die Quellen selbst: Rom war damals „kaum noch den Barbaren bekannt“. (Pa., S. 351.)

Ich frage nochmals: wer in aller Welt vermag es begreiflich zu machen, daß die gesamte Christenwelt das Fernbleiben der Päpste von den Gräbern der Apostelfürsten und damit die Verletzung eines geheiligten Traditionssatzes mit so eisiger Gleichgültigkeit hinnahm? Denn diese Tradition von der göttlich eingesetzten Sedes Romana, von der Unlösbarkeit der Primatwürde und der Romresidenz des christlichen Oberhirten bestand doch!!

Oder nicht?? Ausdrücklich hören wir von dem Bestehen dieser Tradition in den *zeitgenössischen* Quellen. Nach dem Tode Klemens' V. wandte sich der Kardinal Napoleon Orsini an König Philipp den Schönen mit einem Schreiben, in dem er aussprach, was die gesamte Christenheit als Glaubenssatz annahm: „Im Fundament des Glaubens ist der Sitz der allgemeinen Kirche in Rom begründet." (R. S. 773.) Wenn also die Tradition bestand — wer vermag es begreiflich zu machen, daß die Christenwelt nicht in heiliger Empörung gegen die pflichtvergessenen Päpste ausbrach? Denn die Christen — und zwar auch die wahrhaft frommen Seelen! — lebten gleichgültig dahin und kümmerten sich herzlich wenig darum, wo ihre Päpste residierten. Auf die Masse der Christenheit kommt es an; die paar Ausnahmen zählen nicht!

Oder wie? *Bestand damals diese Tradition vielleicht noch gar nicht?* Mit Beginn des 14. Jahrhunderts urplötzlich aus dem Bewußtsein der Christen *verschwinden* konnte die Tradition doch nicht! Ich werfe also die Frage auf: Bestand überhaupt diese Tradition damals schon? Ich modifiziere sogar noch meine Frage derart: „*Ist die Tradition von der Union der Primatwürde mit der Sedes Romana etwa erst später, vielleicht zur Zeit der Fälschungsaktion entstanden?* Ist eine solche Annahme statthaft? Warum sollte sie nicht? Aber die Quellen „beweisen" doch, daß die Tradition „in der Tat" vorhanden war. Ich entgegne darauf: aber die Tradition war, wie wir gesehen haben, in der Christenheit „in der Tat" *garnicht wirksam!*

Was scheren uns — im Gehege gefälschter Überlieferung — Tinte und Papier! Auf die „Seele" des avignonesischen Rätselfaktums kommt es an. Auf die Psychologie der geschilderten Menschen kommt alles an. Und die Psychologie der Christen bleibt ein unlösbares Rätsel — wenn zur avignonesischen Zeit die Tradition von der Sedes Romana „in der Tat" schon bestanden haben sollte. *Bestand tatsächlich* die tausendjährige Tradition als verpflichtender Glaubenssatz, dann wären angesichts der offenkundigen Verletzung in allen Ländern der Christenheit heilige Män-

ner aufgestanden, die eine Sturmwelle der Empörung gegen Avignon verursacht haben würden. Genau so, wie einige Jahrzehnte später die Christenwelt wie ein Mann gegen die Verletzung der heiligen Tradition durch das Schisma der Kirche flammenden Protest erhob. Aber nichts dergleichen ereignete sich jetzt; nur in Italien ertönten ein paar dünne Stimmchen gegen Avignon. Die Masse der Christen kümmerte sich um das Fernsein der Päpste von der heiligen Stadt nicht im geringsten. Wie konnte solche eisige Gleichgültigkeit möglich sein, frage ich, wenn die Tradition von der Sedes Romana damals (schon) wirklich bestanden hätte? Hier liegt ein religionspsychologisches Rätsel vor, nach dessen Lösung zu fragen und zu forschen nicht nur „statthaft" ist, sondern eine kategorische Forderung der Wissenschaft bedeutet. Der Satz nun: wenn ganz ersichtlich die Tradition von der Romresidenz in der Christenheit nicht wirksam war, so war eine solche Tradition nicht vorhanden, — dieser Satz bringt einen Tatbestand zum Ausdruck, aus welchem heraus sich meine obige Frage ganz von selbst ergibt: sollte diese Tradition etwa erst später, vielleicht zur Zeit der Fälschungsaktion entstanden sein?

Der Leser tut gut, sich in das hiermit angeschnittene Problem lange und gründlich zu versenken. Er gewahrt hier die erste Spur der Lösung unserer Frage nach der Ursache der Fälschungsaktion. Auf unserem Forschungswege nach der versteckten Ursache der Aktion werden wir durch das religionspsychologische Rätsel des babylonischen Exils der Kirche in eine ganz bestimmte Richtung verwiesen, der wir nun weiter nachgehen wollen.

Bei der notorischen Gleichgültigkeit der avignonesischen Päpste gegenüber Rom, dem durch Gottes Ratschluß verordneten Sitze des Papsttums, empfinden wir es als eine Überraschung, daß das Exil der Kirche doch einmal sein Ende fand. Im Jahre 1377 nämlich. Wie gesagt, die Päpste hätten jederzeit nach Rom zurückkehren können, wenn bei ihnen nur der ernstliche Wille zur Rückkehr vorhanden gewesen wäre. Keine brutale Gewalt zwang

sie, immer noch in Avignon zu verweilen. „Die Entscheidung über Bleiben oder Gehen lag bei den Päpsten allein." (H. S. 672.) Aber sie konnten sich eben nicht zur Rückübersiedelung entscheiden. Warum sollten sie auch nach Rom gehen, nicht wahr? Tradition hin, Tradition her! In Avignon lebte es sich auch nicht schlecht. Und alle Christenwelt fand das ganz in Ordnung! Wenn wir den Quellenberichten glauben wollen, dann soll von Benedikt XII. (1334—1342) „ernstlich geplant" gewesen sein, den Stuhl Petri wieder nach Rom zu versetzen. „Allein die ewige Stadt war in jenen Tagen der Schauplatz wildester Leidenschaften und unausgesetzten Blutvergießens: ein Papst hätte dort nicht weilen können." (P., S. 71.) Wer verstünde es nicht, daß Benedikt da lieber in Avignon blieb — nicht etwa, um vorläufig das Ende des Blutvergießens in Rom abzuwarten, sondern um sich in Avignon für immer festzusetzen. Er ließ sich nämlich die stolze avignonesische Papstburg, halb Palast, halb Festung bauen. Vermutlich, weil er sich sagte: das unausgesetzte Blutvergießen im schrecklichen Rom hält ja doch noch einige Jahrzehnte an. Auch Innocenz VI. (1352—1362) soll dann wieder „in der Tat" daran gedacht haben, Rom — wenigstens zu besuchen; „allein Alter und Kränklichkeit vereitelten den Plan." (P., S. 79.)

Endlich aber raffte sich doch wirklich ein avignonesischer Papst dazu auf, die geplante Rückkehr nach der ewigen Stadt in die Wirklichkeit umzusetzen. Es war das der heiligmäßige Urban V. (1362—1370). Auch ihm hatte Petrarca dringende Mahnbriefe geschrieben. Wie beispielsweise: „Es heißt, Roms Name sei beständig in Eurem Munde. Man sagt, Ihr habt geäußert, Ihr werdet nicht ruhig sein, bevor Ihr Eure Herde dahingeführt habt. Laßt Eure Handlungen Euer Wort bekräftigen. Gedenket des Ruhmes, der Euer harrt, wenn Ihr die lange umherirrende Kirche an den Ort zurückführt, den Gott ihr angewiesen hat." (R., S. 943.) Und wirklich, Urban reiste ab nach Rom. Als er dann, in Rom angekommen, am Apostelgrabe niederkniete, habe er Tränen vergossen, so wird berichtet, indem er die Worte des Propheten sprach: An den Wassern Babylons saßen wir und wein-

ten, daweil wir Sions dachten. (R., S. 951.) Nun also, denkt der Leser: in diesem heiligmäßigen Papste wenigstens ist die heilige Tradition lebendig und verpflichtend gewesen. Und doch muß er gerade an diesem frommen Oberhirten eine gewaltige Enttäuschung erleben.

Diesen heiligmäßigen Mann überkam nämlich nach kurzwährendem Aufenthalte in Rom die Sehnsucht nach seiner fernen Heimat. Und eines Tages erklärte er den bestürzten Gläubigen seinen festen Entschluß, wieder nach Avignon zurückzukehren! „Weder die flehenden Bitten der Römer und die Mahnung Petrarcas, noch die Drohung der hl. Brigida, daß er sterben müsse, sobald er Italien verlasse, waren vermögend, Urban V. von seinem Entschlusse abzubringen; zum größten Schmerz aller wahren Freunde des Papsttums und der Kirche kehrte er nach Avignon zurück, um dort bald nach seiner Ankunft zu sterben." (P., S. 80.) Es ist ein ebenso merkwürdiges wie interessantes Schreiben, das Urban V. als Abschiedsgruß an die Römer richtete: „Wir wissen, daß neben anderen Gründen eures Leidwesens ihr die Besorgnis heget, die römischen Päpste, unsere Nachfolger, möchten darauf verzichten, nach Rom zu kommen, wenn sie sehen, daß wir statt eines von euch erhofften bleibenden Aufenthalts nur kurze Zeit bei euch verweilt haben. Während wir diesen Umstand tief beklagen, erklären wir ..., daß weder wir noch ... die Kardinäle ... während der drei in eurer Mitte und in der Nachbarschaft verbrachten Jahre irgendwie belästigt worden sind ... Von dieser Seite würde kein Grund für uns vorliegen, Rom zu verlassen. Aber wir beabsichtigen, unter Gottes Beistand wieder über das Meer zu ziehen, mit der Absicht, der allgemeinen Kirche und dem Lande, wohin wir gehen, Nutzen zu bringen." (R., S. 963.) Wohl selten hat ein „römischer Bischof" einen Brief geschrieben, der ein so großes Rätsel in religionspsychologischer Hinsicht bietet, wie es dieser Brief tut. An frostiger Gleichgültigkeit betreffs der heiligen Stadt Rom mit den Apostelgräbern kann man sich eine Steigerung überhaupt nicht mehr denken. Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß von einer lebendigen Wirksamkeit der

Tradition von der Sedes Romana bei den avignonesischen Päpsten keine Rede sein kann, Urbans Brief liefert ihn schlagend. Rom?? Romresidenz? Tradition hin, Tradition her! klingt es aus diesen Zeilen. Wohlgemerkt: aus den Zeilen eines „der edelsten und besten Päpste!“ (P., S. 80.) Romresidenz des Papstes?? Was hat die mit der christlichen Kirche überhaupt zu schaffen? Gar nichts! — so klingt's aus Urbans Brief. Und weil Rom für die christliche Kirche herzlich wenig zu bedeuten hat, so wollen wir unter Gottes Beistand wieder übers Meer ziehen — schrieb der wahrhaft fromme Papst Urban V. und schüttelte Roms Staub von seinen Schuhen. Ich frage nochmals: konnten die avignonesischen Päpste, konnte ein Urban V., konnte die gesamte Christenwelt so denken, wenn die Tradition damals — schon damals vorhanden gewesen wäre? Petrarca soll beim Empfang der Todesnachricht geschrieben haben: „Urban wäre unter die ruhmvollsten Menschen gezählt worden, wenn er sterbend sein Bett vor den Altar St. Peters hätte tragen lassen.“ (P., S. 80.) Aber der heiligmäßige Urban empfand Sehnsucht nach seiner Papstburg in Avignon; Sehnsucht, am angeblichen Altar des Apostelfürsten die Seele auszuhauchen, verspürte er nicht. Dieser fromme Mann dachte wie alle Christenwelt: Rom? Apostelgrab? Tradition? Was kümmert mich das alles? Gar nichts! Im Gegenteil: ubi est papa, ibi Roma! Wo sich der Papst aufhält, da ist Rom!

Es wird nicht unnötig sein, in diesem Zusammenhang auf folgenden Umstand hinzuweisen. Bei der Betrachtung des avignonesischen Rätselkomplexes handelt es sich nicht etwa darum, daß man vom *heutigen* Standpunkte aus einen „direkten *Beweis* für die Untrennbarkeit des Papsttums von dem römischen Bischofsstuhl aus den Glaubensquellen: Schrift und Tradition“ nicht erbringen kann. Um den *Beweis* der *Richtigkeit* dieser Untrennbarkeit hat es sich ebensowenig auch zur Zeit des Exils gehandelt. Auch daß die Kirche diese „Tradition“ nicht offiziell als Glaubenssatz „definiert“ hat, ändert gar nichts an der Sachlage. Auf das *damalige Allgemeinbewußtsein* der Christenheit von der „wahrhaftig“ gottgesetzten und daher

unzerstörbaren Vereinigung der Primatialwürde mit der Sedes Romana kommt es an. Auf den mittelalterlichen Allgemein-Glauben kommt es an. Nach den Quellen des Mittelalters soll nun „in der Tat" das übereinstimmende Bewußtsein der Gläubigen — im Gegensatz zu den „Ketzern" — die unbedingte Überzeugung von der Untrennbarkeit des Papsttums von Rom vertreten haben. Und eben mit dieser übereinstimmenden Überzeugung steht die Geschichte der Exilspäpste im schärfsten Widerspruch! Denn das Verhalten der Gläubigen hinsichtlich der Verletzung des „allgemeinen Glaubenssatzes", eben die eisige Gleichgültigkeit aller Christenwelt im Hinblick auf die Verletzung der Tradition, beweist daß jene Tradition nicht lebendig, nicht wirksam war. In diesem krassen Widerspruch offenbart sich das religionspsychologische Rätsel des babylonischen Exils der Kirche. Als fast unmittelbar nach Beendigung des Exils das sogenannte große Schisma, die Spaltung des Papsttums und der Kirche ausbrach, geriet ob solch „unnatürlichen Zustandes" die gesamte Christenheit sehr bald in leidenschaftliche Empörung. Diesmal war auch eine heilige Tradition, ein göttliches Gebot verletzt wordeen, der Glaubenssatz nämlich, daß die Kirche nur einen Hirten, nur einen Papst haben dürfe. Und mit allen Mitteln der Gewalt versuchte diesmal die Christenwelt der verletzten Tradition Genugtuung zu verschaffen. Jedoch das Exil des Papsttums ließ, von den verschwindenden Ausnahmen abgesehen, alle Christenheit völlig kalt. In dieser unbegreiflichen Gleichgültigkeit aber besteht das avignonesische Rätsel.

Einmal fand das babylonische Exil nun doch wirklich sein Ende. Es war im Jahre 1377, als Papst Gregor XI., obwohl auch Franzose von Geburt, endgültig den päpstlichen Sitz nach Rom zurückverlegte. Angesichts der Tatsache, daß die Nachfolger Petri es sich ohne nennenswerte religiöse Gewissensbisse rund siebzig Jahre in Avignon hatten wohl sein lassen, bedeutet diese Wendung der Dinge immerhin eine Überraschung. Zumal, wenn man hört, daß man Gregor gerne in Frankreich zurückgehalten hätte, und auch mehrere Kardinäle sich weigerten, dem Papste nach

Italien zu folgen. „Daß der kränkliche und furchtsame Papst dieses Mal dem Andringen seiner Umgebung und des französischen Königs ... siegreich widerstand, ist in der Tat aufs höchste zu bewundern.“ (P., S. 89.) Doch auch bei Gregor soll es kaum die Beunruhigung des Gewissens über die Verletzung des Glaubenssatzes von der Sedes Romana gewesen sein, was ihn nach dem von Gott bestimmten Sitze des Papsttums zurücktrieb. Ganz materielle Dinge sollen es vielmehr bewirkt haben, daß Gregor nach Italien zog: bedrohliche Zustände im Kirchenstaate nämlich. (Gr. VI., S. 449.) Der Jubel der Römer beim Einzuge des Papstes in ihre Stadt war begreiflicherweise ungeheuer. Mit Ölzweigen in den Händen zog ihm die Volksmenge entgegen. „Ein Schwarm weißgekleideter Springer tanzte ... vor dem Papste einher, als er ... nach Rom aufbrach ... Die Römer hatten die Straßen ihrer trümmernden und bettelhaften Stadt mit bunten Teppichen umschleiert.“ (Gr., S. 472/473.) Gregor XI. blieb wirklich in Rom, und so stand von nun an der päpstliche Stuhl an der Stelle, wo er einzig und allein laut „allgemeiner Überzeugung aller Gläubigen“ (!) stehen mußte. Aber schon bald starb Gregor, und nun hieß es, in Rom ein neues Kirchenoberhaupt zu wählen. Über die tragikomischen Vorgänge anläßlich dieser Neuwahl und über den neugewählten Papst — Urban VI. — werden wir an späterer Stelle ausführlich verhandeln. Vorläufig haben wir uns mit etwas Anderem und Wichtigerem zu beschäftigen. Ein neues Problem nämlich taucht herauf. Ein neues großes Rätsel wird sichtbar. Und vom Zentrum dieses neuen Rätselkomplexes spannen sich merkwürdige Verbindungsfäden hinüber zum Rätselfaktum des babylonischen Exils.

Welche Frage hatte sich uns doch aus der kritischen Betrachtung des avignonesischen Rätselfaktums ergeben? Es ergab sich folgende: Ist die Tradition von der Union der Primatialwürde mit der Sedes Romana vielleicht erst nach der avignonesischen Epoche, etwa zur Zeit der Fälschungsaktion entstanden? Wie wir sahen, beruht diese Frage nicht auf phantastischen Erwägungen und auf Tüftelei, sondern sie folgt mit Notwendigkeit aus dem religions-

psychologischen Rätselfaktum des babylonischen Exils. Die Gleichgültigkeit der Gläubigen betreffs der Tatsache des siebzigjährigen Fernseins des Papsttums von Rom beweist uns klar, daß jene Tradition damals noch nicht im christlichen Allgemeinbewußtsein vorhanden war. Also muß sie später entstanden sein! Die ungeheure Tragweite dieses Ergebnisses wird sofort offenbar. Die ermittelte Tatsache, daß die Tradition von der Sedes Romana um die Mitte des 14. Jahrhunderts noch nicht bestanden hat, besagt nämlich letzten Endes, daß die Geschichte des Papsttums und damit innigst verschlungen die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter so, wie sie uns die (gefälschte) Überlieferung berichtet, gar nicht stattgefunden haben kann! Ich sage hiermit den Lesern meiner früheren Schriften nichts Neues; denn daß die mittelalterliche „Geschichte" — und damit natürlich auch die Geschichte des Papsttums und der Stadt Rom — von Grund auf planmäßig gefälscht worden ist, war ja das Generalergebnis meiner früheren Untersuchungen. Die eben geführten Untersuchungen haben das Generalergebnis nur in einem bestimmten Gesichtspunkte erneut bestätigt; aber nicht nur das, sie haben uns auch die erste Spur von der versteckten Ursache der Fälschungsaktion entdecken lassen. Dieser Spur gehen wir im folgenden Kapitel weiter nach, indem wir nunmehr alle Aufmerksamkeit auf das Rätsel der Stadt Rom im Mittelalter konzentrieren.

## II.

## Das Rätsel der Stadt Rom im Mittelalter.

Im Bezirke der mittelalterlichen Geschichte haben sich die Historiker mit keiner Stadt der Welt so viel beschäftigt wie mit der christlichen Welthauptstadt Rom. Es ist das erklärlich; denn immer wieder wird ja der Blick des Forschers durch eine Wendung im mittelalterlichen Weltgeschehen auf diese Stadt hingelenkt. Hier in Rom, am Sitz der Kurie, wurden — laut der Überlieferung — die Wellen der Welt- und Kirchenpolitik aufgerührt, und hierhin schlugen immer wieder die Wellen zurück. Auch wir wollen diesen Weltmittelpunkt des Mittelalters jetzt ins Auge fassen; und zwar wollen wir Rom als reales Ding der Außenwelt, eben als Ortschaft, als Stadt, als Komplex von Gebäuden betrachten. Die Stadt Rom ist es, die uns interessieren wird. Mit dem baulichen Zustande dieser Stadt, sowie mit ihrer Einwohnerschaft wollen wir uns befassen. Wir wollen sehen, wie zur Zeit des babylonischen Exils der Kirche sich der Zustand der Stadt Rom und ihrer Einwohnerschaft nach den zeitgenössischen Quellenschilderungen dargestellt hat. Was berichten uns die Zeitgenossen darüber?

Der Leser wird sich erinnern, daß gegen Ende des vorherigen Kapitels anläßlich des Einzuges Papst Gregors XI. in Rom gesagt worden ist: die Römer hatten die Straßen ihrer trümmernden und bettelhaften Stadt mit bunten Teppichen umschleiert. Rom eine trümmernde und bettelhafte Stadt? Nun ja, erklären uns die Historiker, konnte es denn anders sein? Die Verlegung des päpstlichen Hofes nach Avignon hatte einen Rückgang des Wohlstandes im verlassenen Rom zur Folge, was sich naturgemäß auch

im äußeren Bilde der Stadt auswirken mußte. Es fällt mir nun gar nicht ein, das zu bestreiten. Aber ich habe mich gewundert und immer mehr gewundert, wenn ich in den Berichten las, wie entsetzlich die Folgen des Fernseins der Kurie in der Stadt Rom gewesen sein müssen. Und der Leser wird meine Verwunderung begreifen, wenn auch er nun diese Schilderungen liest.

In dem bereits einmal erwähnten Schreiben des Kardinals Orsini an König Philipp den Schönen aus dem Jahre 1314 lesen wir bezüglich Roms: „Unter diesem Papst [Klemens V.] und durch ihn ist die Stadt gänzlichem Ruin anheimgefallen; der Sitz Petri, ja unseres Herrn und Erlösers hat Vernichtung betroffen; die kirchlichen Besitzungen ... verkommen und vergehen ... in Verödung.“ (R., S. 772.) Für die Zeit um 1320 hören wir: „Die lange Abwesenheit des Papsttums wurde immer fühlbarer ... Die Straßen, die Kirchen, die Paläste verödeten ... die Verwilderung war grenzenlos.“ (Gr., S. 108.) Um 1350 berichtet Petrarca aus eigener Anschauung: „Die Häuser liegen nieder, die Mauern fallen, die Tempel stürzen ... Der Lateran liegt am Boden, und die Mutter aller Kirchen steht ohne Dach dem Wind und Regen offen. Die heiligen Wohnungen von Peter und Paul wanken, und was eben der Tempel der Apostel war, ist nun ein gestaltloser Trümmerhaufen.“ (Gr., S. 319.) Weiter vernehmen wir: „Rom konnte zur Zeit Urbans V. (1362—1370) mit dem verglichen werden, was die Stadt zur Zeit Gregors des Großen gewesen war, oder sie bot einen noch wüsteren Anblick dar. Denn zu den Ruinen des Altertums gesellten sich auch die des Christentums, zu den zerstörten Tempeln die zerstörten Kirchen. S. Peter war verfallen, S. Paul lag schon jahrelang am Boden, den Lateran hatte im Jahre 1360 ein neuer Brand verschlungen. Fast alle Basiliken und Klöster waren verrottet und kaum von wenigen Geistlichen bewohnt. Sümpfe und Schutt entstellten Plätze und Straßen, in denen zersplitterte Türme, niedergebrannte Häuser und Verwüstungen jeder Art die abschreckende Chronik aller Kriege darboten, welche die Stadt im 14. Jahrhundert erlitten hatte ...

Wenn sich der Papst ... durch die engen und feuchten Gassen bewegte, so ängstigte ihn die Todesstille der Stadt, und noch mehr der Anblick eines Volkes, dessen Aussehen und Art von moralischer Verwilderung und bettelhafter Armut Zeugnis gab." (Gr., 427 bis 428.) Eine Schilderung der Stadt für die Zeit um 1375: „Die Kirchen waren so verfallen und vernachlässigt, daß in St. Peter und im Lateran die Herden bis zum Altare im Grase weideten. Viele Gotteshäuser waren ohne Dach, andere dem Einsturz nahe." (P., S. 61.) Von der altehrwürdigen Basilika St. Peter erfahren wir bereits für eine frühere Zeit: „Der Verfall des morschen Dachstuhls von St. Peter, für den Johann XXII. schon 1320 Schutzmaßregeln ergriff und den 1334 ein Sturm zum Teil hinunterfegte, schien ein äußeres Symbol zu sein für die Morschheit und Hohlheit der Zustände im Kreise der geistlichen Herren, welche das Dach beherbergte." (Hist. Jahrb. 27. Bd., S. 273.) Wir treten ins 15. Jahrhundert und erfahren über den Zustand Roms um 1420, zur Zeit Martins V.: „Die Welthauptstadt war völlig zur Ruine geworden; sie gewährte einen unsäglich traurigen Anblick: Trümmer, Verfall und Armut, wohin man sah ... Die allgemeine Armut war so groß, daß im Jahre 1414 selbst an dem Feste Peter und Paul keine Lampen an der Confession der Apostelfürsten hatten angezündet werden können. Mancher Geistliche hatte ... weder Essen noch Kleidung ... die Stadt, in welcher diese Armen wohnten, war ein großes Trümmerfeld, in das die elenden Wohnungen hineingebaut waren." (P., S. 167/68.) Und zum Schluß noch eine Schilderung Roms aus der Zeit Eugens IV. (1431—1447): „Die Stadt war ... wie ein Dorf von Viehhirten geworden; Schafe und Kühe trieben sich darin umher, sogar dort, wo jetzt die Banken der Kaufleute stehen" — berichtet ein Biograph Eugens. (Gr. VII., S. 8.) Dazu Pastor, Geschichte der Päpste I., S. 250: „Im vatikanischen Gebiet wagten sich die Wölfe des Nachts auf den bei der Peterskirche liegenden Friedhof und scharrten die Leichen der dort Bestatteten aus."

Nun wird der Leser meine Verwunderung begreifen und selbst verwundert genug geworden sein. Welch ein entsetzlicher Verfall

der stolzen Welthauptstadt! Im Verlaufe eines Jahrhunderts war das stolze Haupt der Christenheit von einer Weltstadt zum elenden Viehdorf herabgesunken! Und um gleich auf einen wichtigen Punkt hinzuweisen: der grenzenlose Verfall Roms vollzog sich nicht nur in den Jahrzehnten, als die Kurie abwesend war, sondern der Verfall schritt in derselben Stärke weiter, auch als der päpstliche Hof wieder in Italien und — zeitweise wenigstens — in Rom selbst weilte!

Wir müssen bekennen: in der „Welthauptstadt Rom" sah es im 14. und in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts gar nicht schön aus. Schmutzige und mit Schutt angefüllte Gassen! Die Häuser meist alle verfallen! Viele Kirchen ohne Dach, und die Hauptkirchen der Christenheit sogar bis zum Altar am Boden mit Gras bewachsen! Ein Dorf von bettelhaften Viehhirten! Nein, wirklich, das ewige Rom dieser Epoche konnte nicht mit Pracht, Glanz und Schönheit prahlen. Im Grunde genommen war die stolze Roma schließlich gar keine Stadt mehr, sondern ein recht elendes Hirtendorf! So versichern uns die mittelalterlichen Quellen ja selbst. Ist es ein Wunder, frage ich, wenn es dem nachdenklichen Leser nun ergeht, wie es mir auch ergangen ist: daß er angesichts dieser Verfallsschilderung den Kopf schüttelt und daß allerlei sonderbare Gedanken auf ihn einstürmen? Ist es denn möglich? ruft er aus. So also hat die „Welthauptstadt" am Ende des Mittelalters ausgesehen? In dieser viehdörflichen Weltstadt soll nun aber auch noch — wie wir uns später erzählen lassen werden — eine „zahlreiche" Einwohnerschaft gelebt haben, die von „Stadtbehörden" betreut gewesen sein soll. Man versucht krampfhaft, sich eine Vorstellung vom Leben und Treiben dieser Einwohner der verödeten Weltstadt zu entwerfen; es gelingt nicht, denn man stolpert über einen Berg von Rätseln und Unmöglichkeiten. Mit dem besten Willen vermag man sich beispielsweise kein Bild zu malen von der amtlichen Tätigkeit der weltlichen und geistlichen Behörden jener Tage; dieser Behörden, die nicht einmal das Gras in den Hauptkirchen ihrer „Stadt" ausjäten lassen! Aber vielleicht dachten diese behördlichen Stellen nur praktisch und ökono-

misch, wenn sie die Weidemöglichkeiten ihrer Herden nicht verringern mochten — wer kann es sagen!?

Während wir so in allerlei Gedanken versunken kopfschüttelnd vor dem Bilde einer grasbewachsenen und steinübersäten Einöde verweilen, von der man uns versichert, das sei die „Welthauptstadt" Rom am Ende des Mittelalters — drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf: kann dieser Verfall von der Welthauptstadt zum Hirtendorf überhaupt möglich gewesen sein? Unter den geschilderten Umständen nämlich und während eines Zeitraumes von fünf Jahrzehnten etwa? Denn schon um 1350 soll Rom die grauenhafte Trümmerstätte gewesen sein, wie die „Stadt" es um 1400 und später noch war. Wieder einmal müssen die relativistischen Geschichtsforscher obige Frage als unstatthaft ablehnen. Der Historiker, erklären sie, hat lediglich aus sorgfältiger Durchforschung und Vergleichung der Quellen das geschichtliche Faktum als solches zu ermitteln. Über die Möglichkeit eines geschichtlichen Faktums Erwägungen anzustellen, halten sie — von ihrem relativen Standpunkte aus mit Recht — für absurd. Was geschehen ist, ist geschehen, rufen die Relativisten; und weil es geschehen ist, so wird dadurch ja bewiesen, daß das Faktum möglich, ja notwendig war! Ich werde mich nun auch hüten, gegen die logische Konsequenz dieses Satzes Einspruch zu erheben. Ich muß darin vielmehr den Historikern recht geben — soweit sich ihr Satz auf wirkliche Geschichte bezieht! Mit Nachdruck muß ich aber darauf hinweisen, daß wir uns mit obiger Frage nach der Möglichkeit des Verfalls der Stadt Rom im Bezirke gefälschter Geschichte befinden! Was immer im Bezirke der gefälschten mittelalterlichen Überlieferung die (gefälschten) Quellen als historisches Faktum hinstellen, das bedeutet eine Fragwürdigkeit! Wir dürfen im Gehege gefälschter Überlieferung grundsätzlich keinem berichteten Faktum trauen. Mögen hier noch so viele Quellen ein „Faktum" aktenmäßig belegen und bestätigen, wir dürfen das Faktum nicht vertrauensselig und unbesehen als historisch wirklich hinnehmen. Die sogenannten Fakten der ge-

fälschten Überlieferung sind vielmehr erst noch einer kritischen Prozedur, einem Experiment zu unterwerfen. Dies Experiment erstreckt sich auf den geistigen Kern des berichteten Faktums, das heißt, es befaßt sich mit der Psychologie der das Faktum berichtenden Autoren, bzw. mit der Psychologie der das Faktum verwirklichenden Menschen. Im vorliegenden Falle unterziehen wir die Psychologie der das Faktum (des Verfalls Roms) verwirklichenden Menschen der notwendigen kritischen Untersuchung. Unsere Frage lautet demgemäß nunmehr: kann der Verfall Roms von einer Welthauptstadt zum Hirtendorf im Hinblick auf die Psychologie der beteiligten Menschen möglich gewesen sein? Auch diesmal ist die Frage religionspsychologischer Natur. Methodologisch gesprochen, treten wir also ,wie immer, wenn es sich um die letzte Prüfung von mittelalterlichen Quellenangaben handelt, aus der papiernen Überlieferung heraus und nehmen unsern Standpunkt außerhalb, nämlich in der lebendigen Erfahrungswelt ein. Wir betreiben absolute Kritik.

Vorerst sind wir aber gezwungen, noch folgende Erwägungen anzustellen.

Als Ergebnis meiner früheren Untersuchungen steht auf Grund von reichlich einem Dutzend durchschlagender Argumente — der Leser findet sie zusammengedrängt in den „historischen Welträtseln" — die Tatsache fest, daß am Ende des Mittelalters die gesamte mittelalterliche Überlieferung infolge einer planmäßigen Aktion gefälscht worden ist. Das besagt nun, daß auch alle diejenigen Quellenberichte im Verdacht tendenziöser Fälschung stehen, welche sich auf die lokalen Zustände der mittelalterlichen Stadt Rom beziehen.

Betreffs der gefälschten Überlieferung ergibt sich aus der Natur der Sache heraus eine überaus wichtige **Zweiteilung** des vorliegenden pseudogeschichtlichen Materials. Ihrem Wahrheitsgehalte nach zerfällt die gefälschte Überlieferung in zwei Schichtlagen, die jedoch eine sehr verschiedene Mächtigkeit aufweisen.

Wie ist das zu verstehen? Die Sachlage ist so: der Echtheitsgehalt in den gefälschten Quellen erhöht sich allmählich und stetig, je mehr wir uns der Schwelle der Neuzeit nähern. Insbesondere besteht ein fundamentaler Unterschied im historischen Echtheitsgehalt der Quellen, soweit diese sich auf die Zeit vor dem Jahre 1300 etwa und soweit sie sich auf die Zeit nach 1300 beziehen. Wie das zu verstehen ist, möge ein Bild veranschaulichen: während weitab vom Ufer der feste Boden tief unter dem Meeresspiegel liegt, tritt mit der Annäherung an das Festland der Meeresboden mehr und mehr zutage, um schließlich völlig in Land überzugehen. So steigt nun auch aus dem mittelalterlichen Quellenmeer der Erdichtung und Verfälschung mit der Annäherung an die Neuzeit die historische Wahrheit allmählich ans Licht empor. In diesem Prozeß des allmählichen An-das-Licht-Tretens der historischen Wahrheit kann man nun die erwähnten zwei Stufen deutlich unterscheiden. Erste Etappe: die Überlieferung bis etwa zum Jahre 1300. Diese gewaltige Überlieferungsschichtmasse ist dadurch charakterisiert, daß sie durch die große Aktion derart verfälscht und mit Tendenzlügen bis ins innerste Mark durchsetzt wurde, daß man das fabrizierte pseudohistorische Chaos nur noch als Geschichtsdichtung hinnehmen und werten darf. Die wirkliche Geschichte der Epoche bis etwa 1300 ist derart durcheinandergewürfelt, gesiebt und ausgelöscht, derart durch dichterische Bestandteile ersetzt und zersetzt worden, daß die historische Wahrheit dieser mittelalterlichen Jahrhunderte unter dem überflutenden Meer der Dichtung total verschwunden ist. (Substantielle Verfälschung.) Zweite Etappe: die Überlieferung nach 1300. Vom Jahre 1300 etwa an steigt nun der Echtheitsgehalt der zwar immer noch gefälschten Quellen plötzlich beträchtlich. Reine wirkliche Geschichte bieten zwar auch diese Quellen noch nicht, sondern mehr oder weniger verunreinigte wirkliche Geschichte. (Akzidentielle Verfälschung.) In dieser Quellenschicht halten sich Wahrheit und Dichtung etwa die Waage. Und etwa vom Jahre 1500 an erhebt sich erst aus dem Meere der gefälschten Überlie-

ferung das kernechte Massiv wahrer Geschichte. Gelegentliche Fälschungen sind zwar auch nach 1500 noch vorgekommen; aber sie sind Nachwirkungen der an sich nun beendeten großen Aktion, die uns vorläufig allein interessiert.

Daß dem so ist, daß diese Zweiteilung der gefälschten Überlieferung bestehen muß, ergibt sich zwangsläufig aus der Natur, insbesondere aus dem Zeitpunkt der Fälschungsaktion. Aus Gründen, die ich im 3. Hefte der „Fälschung der deutschen Geschichte" dargelegt habe, ist der Beginn der großen Aktion etwa auf das Jahr 1400 festzulegen. Um 1400 also setzte die Fälschungskampagne ein. Ganz unbekümmert durfte sich das Fälscherkonsortium der Fabrikation seiner für notwendig erachteten pseudohistorischen Tendenzdichtung hingeben — soweit dabei die Erschaffung der „Geschichte" des frühesten und früheren Mittelalters in Frage kam. Wer sollte die wissenden Väter daran hindern, diese frühe „Geschichte" des Mittelalters so darzustellen, wie es das Schema der Tendenz erforderte? Die fertiggestellten Urkunden und Codizes für diese frühmittelalterliche Periode wurden ja nicht den uneingeweihten Zeitgenossen als aktuelle Lektüre in die Hand gedrückt, sondern sie wanderten als „gelehrte" Ware in die bestimmten Archive Europas, um dort vorerst für lange Zeit nur den Augen der Wissenden zugänglich zu sein. Behutsamer mußte man nun aber mit der Quellenfabrikation zu Werke gehen, als man sich daran gab, die „Geschichte" der letzten Jahrhunderte des Mittelalters in Korrektur zu nehmen. Warum man jetzt vorsichtiger verfahren mußte, leuchtet leicht ein. Denn bei der Fälschung der Quellen für die Epoche der letzten mittelalterlichen Jahrhunderte galt es notgedrungen, Rücksicht zu nehmen auf die tatsächlichen Zustände der (damaligen) Gegenwart! Die Väter der Aktion sahen sich vor die Aufgabe gestellt, den Strom der gefälschten Überlieferung allmählich in das Becken wirklicher Geschichte der damaligen Gegenwart einmünden zu lassen. Es ging nicht an, eine von Grund auf gefälschte Vergangenheit ganz unvermittelt der wirklichen Gegenwartsgeschichte gegenüberzustellen. Ein allmählicher Übergang

von Dichtung in Wahrheit war unbedingtes Erfordernis. Die Fälscher mußten also vorsichtiger verfahren, je mehr sie sich in den Quellen der Gegenwart näherten. Besonders bei der Urkundenfabrikation sah man sich dem Zwange unterworfen, die Fälschungsfäden geschickt an die bestehenden rechtlichen Verhältnisse anzuknüpfen. Fälschen und sogar erdichten konnten die Väter der Aktion um 1450 hinsichtlich der „Geschichte" um 1300 noch herzhaft, und sie sind dabei auch nicht spröde gewesen, aber es war nun nötig, Wahrheit und Dichtung gleichsam auszubalancieren. Die Grundzüge der wirklichen Geschichte von etwa 1300 an konnten nicht allenthalben mehr total ausgelöscht werden, aber man konnte sie geschickt umschleiern und tendenziös herausputzen. Also auch die Quellen der „Geschichte" des 14. und 15. Jahrhunderts lügen noch — und zwar sowohl in unzähligen Einzelfakten wie in der Darstellung der weltpolitischen Begebenheiten —, aber trotz der gefälschten Hülle gelingt es dem kritischen Auge, durch die Verschleierung hindurch die geschichtliche Wirklichkeit wenigstens in großen Konturen zu erkennen. Zusammengefaßt bedeutet das Ergebnis unserer Erwägungen: die Quellen für die Zeit nach 1300 sind glaubwürdiger als die Quellen vor dieser Epoche!

Wir kehren nun zu den Schilderungen der Stadt Rom bezüglich ihres Zustandes im 14. und 15. Jahrhundert zurück. Die Quellen berichten, wie wir uns erinnern, von einem ungeheuren Verfall der Welthauptstadt. Die ehedem blühende Stadt, so wird berichtet, sei am Ende der Verfallszeit nur noch ein Dorf von Viehhirten gewesen. Ist solch gewaltiger Verfall und Absturz Roms überhaupt möglich? so fragten wir schon einmal. Die Quellen bestätigen dies Faktum allerdings; aber wir wissen ja, daß diese Quellen ein Ausfluß der Fälschungsaktion sind und daß ihre „Fakten" daher allesamt von vornherein fragwürdig aussehen. Auch das „Faktum" des Verfalls der Stadt Rom muß daher auf seine Echtheit und Wahrheit hin erst noch einer kritischen Prozedur unterworfen werden. Zu diesem Zwecke werden wir die Psycho-

logie der dieses Faktum verwirklichenden Menschen genau zu untersuchen haben. Aber schon bevor wir mit diesem Experiment beginnen, können wir eine sehr wichtige Feststellung bezüglich des Verfall-Faktums machen, indem wir uns dabei des Satzes erinnern: die Quellen für die Zeit nach 1300 sind glaubwürdiger als die Quellen vor dieser Epoche. „Rom ist im Mittelalter eine Weltstadt gewesen" — berichten die Quellen vor 1300. „Rom ist ein elendes Dorf" — berichten die Quellen nach 1300. Das zuletzt berichtete Faktum ist glaubwürdiger als das erste! Es ist sogar dies zweite Faktum an und für sich glaubhaft; aus dem Grunde nämlich, weil es nicht nur der damaligen Gegenwart — der Zeit der Fälschungsaktion — zeitlich sehr nahe liegt, sondern weil es direkt in jene Gegenwart hineinragt. Alle Quellen an der Schwelle der Neuzeit erzählen, daß die christliche „moderne Stadt" Rom erst etwa seit der Mitte des 15. Jahrhunderts erbaut — oder wie sie sich ausdrücken, wieder-erbaut — worden ist. Vorher sei Rom eine Trümmerstätte, eine Einöde, ein Dorf gewesen. Davor aber, nämlich vor der Trümmerzeit, so berichten die Quellen vor 1300, war Rom eine große Stadt, nämlich die Stadt der mittelalterlichen Päpste. Was die Quellen nach 1300 über Roms Zustand berichten, ist also glaubhafter. Ich werfe nun die Frage auf: sollte es eine glatte Lüge sein, was die gefälschten Quellen vor 1300 über eine angebliche Stadt Rom zu erzählen wissen?? Sollte gar vor 1300, eben vor der angeblichen Trümmerzeit, eine Stadt Rom überhaupt nicht bestanden haben? Hat im Mittelalter eine Stadt Rom überhaupt existiert? Sollten auch alle Berichte von dem „Verfall" einer vorher bestehenden blühenden Weltstadt erlogen sein? Ich bitte den Leser, vor diesen Fragen nicht zurückzuschrecken, sondern sie mit schärfster Kritik ins Auge zu fassen. Gewiß erzählen die Quellen vor 1300 immer wieder von einer päpstlichen Welthauptstadt Rom im Mittelalter; aber der Leser vergegenwärtige sich das Generalergebnis meiner früheren Schriften: die gesamte Geschichte des Mittelalters ist im Verlaufe der großen Aktion systematisch verfälscht worden. Und das besagt gleichzeitig:

auch alle Angaben über den Zustand Roms im Mittelalter stehen unter dem Verdachte der Fälschung. Unsere Frage: hat überhaupt im Mittelalter eine Stadt Rom existiert? ist also in Anbetracht der erfolgten Verfälschung aller mittelalterlichen Geschichte nicht nur statthaft, sondern sie ist uns zur Pflicht gemacht. Die Tatsache der Fälschungsaktion zwingt uns jeder Angabe in den gefälschten Quellen gegenüber zur kritischen Einstellung. Von vornherein dürfen wir keinem einzigen Faktum vertrauen. Jedes Faktum der gefälschten Überlieferung muß, wenn anders es uns um die Ermittlung der historischen Wahrheit Ernst ist, der Feuerprobe der absoluten Kritik unterworfen werden. Erst was diese Feuerprobe bestanden hat, kann als Wahrheit gelten.

Ich sagte oben: aus dem trüben Schlammeer der Erdichtung taucht der feste Boden geschichtlicher Wahrheit und Wirklichkeit gegen Ausgang des Mittelalters allmählich empor. Erst nach 1300 gewinnt die historische Wahrheit in ihren Grundzügen festes Land. Werfen wir nun einen kurzen Blick auf die Papstgeschichte und zwar hinsichtlich der Residenz der Päpste. Wo sehen wir im 14. Jahrhundert die Päpste residieren? Nicht zu Rom! In der französischen Stadt Avignon sitzen die Päpste! Vorher sollen sie in Rom residiert haben — erzählen die Quellen vor 1300. Mit der Angabe nun, daß im 14. Jahrhundert Avignon die Papstresidenz gewesen sei, halten wir in der Tat einen Zipfel historischer Wirklichkeit in der Hand. Ein Papst saß sogar noch zu Beginn des 15. Jahrhunderts auf der Burg zu Avignon. Avignon — eine Papstresidenz! Dies Faktum der Quellen nach 1300 hält auch, wie wir noch sehen werden, unserer Kritik Stand. Es war ja auch unmöglich, daß die Fälschergenossen aller Welt offenkundig den Bären aufbinden konnten, der Papst habe noch kurz vorher, ja zur Fälschungszeit selbst, in Avignon residiert — wenn das in Wahrheit nicht der Fall gewesen wäre — wenn er in Wahrheit die ganze Zeit anderswo, zum Beispiel in Rom, residiert hätte! Die Angaben der Quellen nach 1300 betreffs Avignon als Papstresidenz enthalten also an und für sich und im wesentlichen ein wirklich historisches Faktum. Die Angaben der

Quellen vor 1300 dagegen, wonach f r ü h e r Rom die Residenz der Päpste gewesen sein soll, bleiben fragwürdig im höchsten Grade, solange sie nicht im Feuer der absoluten Kritik auf ihren historischen Wahrheitsgehalt hin geprüft worden sind.

Beschließen wollen wir dies Kapitel, indem wir das avignonesische Rätsel des babylonischen Exils und das Rätsel der Stadt Rom nebeneinander gestellt betrachten. Aus dem avignonesischen Rätselfaktum ergab sich die Schlußfolgerung, daß zur Zeit des angeblichen Exils die Tradition von der Sedes Romana noch nicht bestanden haben kann, daß sie also erst später entstanden sein muß. Das würde bedeuten: die Überlieferung, wonach vor 1300 R o m die göttlich eingesetzte Residenz der Päpste war, erweist sich als höchst fragwürdig. Diese Fragwürdigkeit nun wird bestätigt und bekräftigt durch das Rätsel der Stadt Rom im Mittelalter. Dies Rätsel drängte uns bekanntlich die Frage auf: hat im Mittelalter eine Stadt Rom überhaupt existiert? Wenn vor 1300 und noch vor 1400 eine Stadt Rom nicht bestanden hätte, dann wäre mit einem Schlage klar, daß und warum auch eine Tradition von der Romresidenz der Päpste im Mittelalter zur Exilszeit nicht im Allgemeinbewußtsein der Christen vorhanden sein konnte. Dann wäre die eisige Gleichgültigkeit aller Christenwelt gegenüber Rom durchaus begreiflich. Wenn es aber vor 1300 noch gar keine Stadt Rom gab, dann sind auch die Schilderungen von dem angeblichen grauenhaften Verfall fragwürdig, ja erlogen. Dann ist auch die angebliche Übersiedlung des Papsttums von Rom nach Avignon eine Lüge. Wohlverstanden: die Ü b e r s i e d l u n g des Papsttums v o n R o m ist eine Lüge; Avignon als Papstresidenz dagegen stellt aus früher angegebenen Gründen ein wirklich historisches Faktum dar. Sehr erstaunt fragt nun der Leser: haben denn während des ganzen Mittelalters die Päpste in Avignon residiert?? Ich muß noch um etwas Geduld bitten; am Schlusse dieses Heftes wird dem Leser die überraschende Antwort auf seine Frage gegeben werden. Vorher nimmt das Rom-Rätsel noch einmal unsere Aufmerksamkeit ganz in Anspruch.

III.

## Die historische Quintessenz des Rom-Rätsels.

Rom war also im 14. Jahrhundert noch ein unbedeutendes Dorf — —. Halt! rufen nun aber die Historiker und verlangen gebieterisch das Wort. Halt, rufen sie, so doziert man Geschichte nicht. Sie dozieren unverantwortlich einseitig, rufen sie. Sie unterschlagen ganz die andere Seite der Überlieferung, werfen die Historiker mir vor. Ich bin beschämt. Ach ja, richtig, die andere Seite! Die ist ja auch noch da! Aber ehrlich gesagt, ich habe gar nicht vorgehabt, diese andere Seite der Überlieferung zu unterschlagen. Bietet sich mir doch an dieser anderen Seite die willkommene Gelegenheit, dem Leser ein Beispiel dafür zu geben, mit welcher Unverfrorenheit die Väter der Fälschungsaktion von dem absichtlichen Widerspruch bei ihrer Quellenfabrikation Gebrauch gemacht haben.

Blättern wir also noch einmal die Quellen durch, um festzustellen, was uns die „andere Seite" der Überlieferung bezüglich des Zustandes der Welthauptstadt Rom während des 14. und der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu vermelden hat. Der Leser wird dabei von einer Überraschung in die andere fallen.

„Die lange Abwesenheit der Curie war unleugbar die stärkste von allen Ursachen", sagt Gregorovius, „welche den so tiefen Verfall Roms herbeigeführt hatten. Doch muß man den Übertreibungen (!) entgegentreten, welche spätere (!) Geschichtsschreiber vom Zustand der Stadt gemacht haben. Weder war Rom damals auf nur 17 000 Einwohner herabgesunken, noch war das römische Volk ... bis zu solchem Grade verfallen, daß es einer

gesetzlosen Horde glich. Die Stadt war noch immer eine Republik, die ihr eigenes Heer zu bewaffnen und Städte zu bekriegen vermochte." (Gr., S. 429.) Gewaltiges Erstaunen des verblüfften Lesers! Das klingt doch einmal ganz anders! Wie doch? Also: zur Zeit, als Urban V. seinen kurzen Besuch in Rom abstattete, hat Rom „keineswegs" nur 17 000 Einwohner, sondern noch viel mehr gezählt. Rom also doch eine Weltstadt!! Diese Weltstadt hat damals sogar stattliche eigene Heere zu bewaffnen vermocht. Der Stadtsäckel war mithin auch einigermaßen gefüllt. Nicht zu fassen weiß sich der Leser vor Erstaunen, wenn er sich jetzt der früheren Elends- und Verfallsschilderungen erinnert. Doch hören wir weiter. Da versichert uns auch Reumont: „Der Verfall Roms war groß. Aber man hat ihn übertrieben ... Wenn zu Heinrichs VII. Zeit in dem zu ihm haltenden Teil (!) der Stadt gegen zehntausend waffenfähige Bürger waren und fünfzig Jahre später das eigentliche Volk, mit Ausschluß der Barone und des niederen Adels, noch zweiundzwanzigtausend Mann stellen konnte ..., so fallen die fingierten Zählungen, welche bei der Rückkehr der Päpste siebzehntausend Einwohner berechnen, von selber weg." (R., S. 996.)

Mit grenzenlosem Erstaunen sieht der Leser das „andere" Bild Roms vor seinem Geiste aufgerollt; er gewahrt eine blühende Weltstadt mit zahlreicher Einwohnerschaft. Vor Tische las er zwar ganz anders; aber mein Gott, das waren Übertreibungen der Verfallserscheinungen der „eigentlich" immer noch reichen und blühenden Welthauptstadt. Aber hören wir weiter. Im Jubeljahr 1350 herrschte gewaltiges Leben in Roms Mauern. Riesenströme von Pilgern aus aller Welt wälzten sich nach der ewigen Stadt. „Von Weihnachten zu Ostern sollen stets 1 200 000 Menschen in der Stadt gewesen sein, zwischen Ostern und Pfingsten 800 000, während der übrigen Zeit nie weniger als 200 000 ... Gewiß ist starke Übertreibung in diesen Zahlen, aber der Andrang muß überwältigend gewesen sein." (R., S. 884.) Der Leser kommt aus dem Zustande des Erstaunens nun wirklich nicht mehr heraus. „Das Schweißtuch Christi wurde [während des

Jubeljahres] an Sonn- und Festtagen in St. Peter gezeigt, wobei das Gedränge so groß war, daß bisweilen bis zu zwölf Menschen den Tod fanden." Der Leser greift sich an den Kopf. Von St. Peter hat er doch schon vorher einmal gehört. Was doch? Wie? War ihm nicht vorher erzählt worden, die Basilika von St. Peter sei um diese Zeit bereits eine Ruine gewesen?? Zum Überfluß wollen wir es uns noch einmal von Petrarca, der im November des Jubeljahres ebenfalls mit unter den Rompilgern war (R., S. 886), bestätigen lassen: „Der Lateran liegt am Boden, und die Mutter aller Kirchen steht ohne Dach dem Wind und Regen offen. Die heiligen Wohnungen von Peter und Paul wanken, und was eben der Tempel der Apostel war, ist nun ein gestaltloser Trümmerhaufen." (Gr., S. 319.) Und daß es mit St. Peter auch bereits vor dem Jubeljahr sehr betrüblich bestellt war, wollen wir uns auch noch einmal gleichsam amtlich bestätigen lassen. „Der Verfall des morschen Dachstuhls von St. Peter, für den Johann XXII. schon 1320 Schutzmaßregeln ergriff und den 1334 ein Sturm zum Teil hinunterfegte, schien ein äußeres Symbol zu sein für die Morschheit und Hohlheit der Zustände im Kreise der geistlichen Herren, welche das Dach beherbergte." (Hist. Jahrb. 27, S. 273.) Erinnern wir uns nun noch, daß auch für die Zeit Urbans V., also etwa ein bis zwei Jahrzehnte nach dem Jubeljahr, konstatiert worden war: St. Peter war verfallen, und daß um 1370 in St. Peter die Kühe bis zum Altar im Grase weideten, — so können wir mit der Überzeugung nicht mehr zurückhalten, daß uns die Quellen über St. Peter im 14. Jahrhundert das Blaue vom Himmel herunterlügen. Aber welche Seite der Überlieferung ist denn nun erlogen? Geduld, lieber Leser, darüber in der Folge mehr.

Eine andere berühmte Kultstätte Roms, nämlich die Laterankirche, wollen wir uns gleich auch einmal in den Quellenschilderungen vorführen lassen. Da ist ein Ereignis aus dem Jahre 1370, als Urban V. in Rom weilte, bemerkenswert. „Nicht lange nach seiner Ankunft in Rom hatte er [Urban] die Häupter der Apostel Petrus und Paulus aus dem Versteck, in welchem man

sie während der saracenischen Überfälle geborgen, hervornehmen lassen. Er selbst und der Kardinal Capoccio hatten von der Loggia der Laterankirche dem Volke die Reliquien gezeigt." (R., S. 957.) Auch diesmal verfällt der Leser ins Nachsinnen, denn auch vom Lateran hat er bereits etwas gehört. Richtig: im Jahre 1360 hatte ja den Lateran „ein neuer Brand verschlungen"! Trotzdem zeigt nun 1370 Urban dem Volke von der Loggia der Laterankirche jene Reliquien. Nun ja, melden sich die Geschichtsschreiber, wir haben amtliche Belege, daß Urban Restaurationsarbeiten im Lateran anordnete. Dann müssen jedoch die Restaurationsarbeiten mit unglaublicher Schlampigkeit ausgeführt worden sein; dann muß Urban, wenn nicht Potemkimsche Dörfer, so doch Potemkimsche Wände und Dächer haben aufrichten lassen. Die ganze Papp-Herrlichkeit hielt nur etwa ein Jahrzehnt. Um 1375 fanden nämlich, wie uns bekannt ist, die Kühe bereits wieder beste Weidegelegenheit sowohl in der Peters- als auch in der Laterankirche!

Doch wir wollen die andere Quellenseite noch etwas mehr zu Worte kommen lassen. Wir wollen noch einige der glanzvollen Schilderungen aus dem wogenden Leben der zahlreichen Bürgerschaft Roms hierhersetzen. Von rauschenden Festen, vom Fasching und von Stiergefechten in der „reichbevölkerten" ewigen Stadt jener rätselvollen Tage soll die Rede sein. So fand zum Beispiel in der Welthauptstadt im Jahre 1332 ein glänzendes Stiergefecht statt, wie die Quellen zu vermelden wissen. (R., S. 812.) Ich will aber dem Leser nicht verhehlen, was Reumont zu diesem schönen Berichte zu erinnern hat. „Daß ein solches Stiergefecht stattgefunden habe, mag sein; daß die Details der Beschreibung wahr sind, ist sehr zu bezweifeln. In den Namen (!) der Individuen der bekannteren Familien [die am Feste teilgenommen haben sollen] herrscht große Konfusion ..., so daß die Einzelheiten leicht Erfindungen des in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts [zur Zeit der Fälschungsaktion!]) lebenden Autors sein dürften." (R., S. 1207.) Sieh, sieh: glanzvolle Schilderungen aus den Fingern gesogen! Und arme Schlucker sollen damals die Römer gewesen sein? Die Geschichtsschreiber Roms haben uns das vorher zwar

einmal bestimmt versichert, wie sich der Leser erinnern wird, aber plötzlich haben sie in ihren Quellen ganz etwas anderes darüber gefunden. Arme Schlucker wären die Römer gewesen? Aber ich bitte Sie, kein Gedanke daran! Beispielsweise ging's im Jahre 1372 zur Faschingszeit in Rom hoch her. Als die letzten Faschingstage gekommen waren, wurden die Vorbereitungen zum üblichen Stiergefecht getroffen. „Jeder ließ einen geschmückten ... Ochsen von Constablern führen, und man sammelte Eßwaren ein ... Da sah man ganze Reihen Körbe mit Schinken, Bologneser Würsten, Pferdekäse, Backwerk, Früchten und Krügen guten Weins ... Am Faschingssonntag bewegte sich der festliche Zug vom Capitol nach dem Testaccio ... Zuerst kamen die Zünfte, jede mit ihren Bannern, an zweiunddreißigtausend (!) gutgekleidete (!!) Personen, dann dreizehn Triumphwagen, einer für jede Rion [Region] ..." (R., S. 998.) Das klingt nicht nach bettelhafter Armut in Rom. Es ist nur verdächtig, daß Reumont auch hinsichtlich dieser glanzvollen Schilderung etwas „von Zweifeln in betreff ihrer Glaubwürdigkeit" verlauten lassen muß.

Und nun einen „Beweis" aus den Quellen, wie sehr auch das kirchliche Leben im damaligen Rom pulsiert hat. „Der päpstliche Hof war ferne, aber Papsttum und Cardinalat ... mußten Rom im Auge behalten. Es gibt ein (!) Verzeichnis der römischen Kirchen, Klöster, Hospize, Kapellen und des dazugehörigen Klerus aus der avignonesischen Zeit. Es zählt fünf Patriarchalkirchen auf außer der lateranischen, siebenundzwanzig Kardinalstitel, achtzehn Kardinalsdiakonien, achtundzwanzig Mönchs- und Religiosenklöster, achtzehn Nonnenklöster, fünfundzwanzig Hospize, elf Papstkapellen, einundzwanzig Kollegiatkapellen, zweihundertzweiundfünfzig Pfarrkirchen mit einem oder zwei Klerikern, von denen jedoch vierundvierzig ohne Personal, elf ganz zerstört, viele an Wänden und Dächern in schadhaftem Zustande ... waren." (R., S. 994.) 28 Mönchs- und 18 Nonnenklöster! 252 Pfarrkirchen (davon einige allerdings ganz zerstört und viele in schadhaftem Zustande)! Welch gewaltiges Leben muß doch damals in der Welthauptstadt gebrandet haben!

Das also ist Roms andere, nämlich die Glanzseite. So haben wir nun also das Rom des 14. und der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, wie es dem gewissenhaften Historiker gebührt, von hinten und vorn, eben von den bewußten „zwei Seiten" betrachtet. Dem Leser ist bei dieser Betrachtung etwas wirr im Kopfe geworden, was nun freilich kein Wunder ist. Zwei Seiten sind vorhanden, das läßt sich nicht leugnen. Zwei grundverschiedene Bilder zeigen uns die beiden Aufnahmeplatten. Kritisch begutachtet, heißt das: die Quellen berichten uns über das Rom der avignonesischen Zeit absolut Widersprechendes. Verzweifelt fragt man sich: wie sah es denn nun im damaligen Rom wirklich aus? War Rom damals eine steinige Einöde, ein Dorf von Viehhirten? Oder war das Rom jener Tage eine blühende Weltstadt? Eine dieser zwei Bildplatten kann doch nur das wahre, wirkliche Gesicht Roms zeigen. Es gibt doch nur ein Entweder-oder? Mitnichten sagen die Historiker. Fehlgeschossen, rufen sie. Die Wahrheit liegt weder rechts noch links, erklären sie, die Wahrheit liegt ganz einfach in der Mitte! Es ist doch sonnenklar, versichern die Historiker, daß eben beide Seiteen übertrieben haben! Ziehen wir also nur eine ideale Mittellinie, so haben wir die Wahrheit mühelos gefunden. Bewundernd ob solcher geschichtswissenschaftlichen Meisterarbeit blicke ich die Historiker an. Also so macht man das Kunststück, die geschichtliche Wahrheit ans Licht zu ziehen?!

An anderer Stelle sagte ich es bereits: wenn die Relativisten mit ihrer Vorarbeit aufhören, dann fängt für mich die eigentliche Arbeit erst an. So muß ich denn gestehen, auch obige künstlich temperierte Mittelwahrheit unserer Geschichtsforscher erscheint mir bei kritischer Betrachtung je länger je mehr als ein Konglomerat von lauter Rätseln. Es ist mir unbegreiflich, wie das kritische Gewissen der Romforscher sich bei obiger „Wahrheit" beruhigen kann, wie man nicht herausfühlt, daß jene Kunstwahrheit ein Sack voller Rätsel ist.

Da sagt man uns also, in den sich widersprechenden Schilderungen über den Zustand Roms ist nach beiden Seiten hin übertrieben worden. Schön. Aber nun verrate man mir, bitte, einmal,

wie es denn wirklich zu Rom ausgesehen hat. Man gebe mir Aufklärung darüber, wie die römischen Zustände denn nun wirklich beschaffen waren. Aber siehe da, unsere armen Geschichtsforscher Roms können das nicht. Was sie können und auch gerne tun, ist, daß sie einmal die Elendsquellen und ein ander Mal die Glanzquellen zu Worte kommen lassen und es dem klugen Leser überlassen, sich zwischen beiden Quellenfeuern auf eine ideale und neutrale Mittelzone zu retten. Hilflos von den beiden feindlichen Seiten der sich widersprechenden Quellen hin und her gerissen, reden die Forscher in den Tag hinein, reden einmal so und einmal ganz anders. Nur die ideale Mittelwahrheit verkünden sie uns leider nirgends in ihren Büchern. Gewiß sagen sie wohl hier und da: es ist übertrieben worden; aber an anderer Stelle machen sie uns ausdrücklich darauf aufmerksam: „Von der Größe der Verwilderung, von der gänzlichen Versunkenheit, welcher Rom damals anheimfiel, ist es schwer, sich eine genügende (!!) Vorstellung zu machen.“ (P., S. 62.) Also, lieber Leser: trotzdem die Verfallsschilderungen „übertreiben“, kann man sich doch auf Grund dieser Schilderungen nur schwer eine „genügende Vorstellung“ machen, wie entsetzlich die Versunkenheit Roms war! Nun ist eines sicher: sind die Elendsschilderungen nicht gewaltig übertrieben, so müssen die Glanzschilderungen nicht etwa bloß „ein bißchen übertrieben“, sondern dann müssen sie glatt erlogen sein. Sind aber die Glanzschilderungen, auch von einigen „Übertreibungen“ abgesehen, richtig, dann kann Rom nicht bis zur menschenleeren Einöde herabgesunken sein. Die große Frage lautet demnach letzten Endes doch: welche Seite der Quellenberichte zeigt das wahre Antlitz Roms?

Die Geschichtsforscher können uns also selbst nicht die neuneutrale Mittelwahrheit aus den sich widersprechenden Quellen hervorzaubern; und zu meiner Beschämung muß ich eingestehen, ich vermag das Kunststück ebensowenig fertigzubringen. Einer der älteren Forscher, Papencordt nämlich, scheint übrigens die Aussichtslosigkeit dieser Operation geahnt und vielleicht sogar erprobt zu haben. In seiner Geschichte der Stadt Rom schreibt er den

merkwürdigen Satz: „Der Verfasser hat nicht für gut (!) befunden, bei dieser Gelegenheit eine Schilderung des Zustandes der Stadt, resp. ihres ungeheuren Verfalls infolge der langen Abwesenheit der Päpste einzuflechten.“ (6) Papencordt scheint sich darüber klar gewesen zu sein: bringe ich die Elendsschilderungen, so male ich auf meine Leinwand das trostlose Bild eines elenden Viehhirtendorfes. In dieser dörflichen Einöde kann ich aber unmöglich die doch andererseits in den Quellen niedergelegte Geschichte einer „Weltstadt“ sich abspielen lassen. In einer Einöde kann sich keine Stadtgeschichte ereignen. Und so fand es Papencordt für das einzig Richtige, die unbequemen Elendsschilderungen ganz zu unterdrücken. Das zeugt zwar von Geschicklichkeit, unbequemen Problemen aus dem Wege zu gehen, nicht aber von Mut, den Problemen auf den Leib zu rücken.

Unsere Frage lautet also jetzt: übertreiben die Elendsschilderungen den wahren Zustand Roms? Ich beantworte diese Frage mit einem Nein! Nehmen wir einmal mit der ganzen Harmlosigkeit der Relativisten an, die zur Begutachtung stehenden Quellen seien „unzweifelhaft echt“, so bedeutet das, in vielen der angeführten Quellen reden Augenzeugen zu uns. Petrarca beispielsweise hat nach den Quellen Roms Örtlichkeiten mit eigenen Augen gesehen. Wenn er bei der Thronbesteigung Klemens VI. klagt, „daß die Kirche des Lateran ... ohne Dach und dem Schnee und Regen ausgesetzt sei“ (7), so meldet er Selbstgesehenes. Nun ja, könnte man einwerfen, Petrarca war bekanntlich ein Dichter, und im holden Wahnsinn seiner dichterischen Begeisterung bzw. Entrüstung hat er möglicherweise die düstern Farben etwas zu stark aufgetragen. Doch wir werden schnellstens eines Bessern belehrt: „Daß die Schilderung des ... Dichters nicht Täuschung ist, bezeugt die Vorstellung, welche die Bürgerschaft Roms im Jahre 1376 an Gregor XI. richtete: „Kehre zurück, weil die Kardinalskirchen, jene geweihten Stätten ... heiliger Reste so vieler Blutzeugen, von denen verlassen sind, die ... die Verpflichtung haben, für sie zu sorgen, so daß sie an Dächern, Toren und Mauern Not leidend, den Herden offen stehen, die bis

zu den Altären im Grase weiden.“ (8) So lautete eine offizielle Mahnung der Bürgerschaft Roms an den Papst nach Avignon. Petrarca hat demnach keineswegs übertrieben; sein Bericht deckt sich mit dem der Bürgerschaft. Könnten aber nicht beide — Petrarca und die römischen Bürger — den Verfall stark übertrieben geschildert haben? Das ist absolut ausgeschlossen. Unmöglich können Petrarca und die Römer den Päpsten und aller Welt vorgelogen haben, die Hauptkirchen Roms seien grasbewachsene Ruinen, wenn das in Wahrheit nicht der Fall war. Man braucht sich nur in die Lage der Dinge hineinzudenken, um das einzusehen. Unsere Berichterstatter schilderten ja nicht etwa im Monde liegende Örtlichkeiten, sondern Lokalitäten, die damals jedermann zugänglich waren. Alle Welt gleichsam konnte sich durch den Augenschein überzeugen, ob die Berichte der Wahrheit entsprachen oder erlogen, bzw. übertrieben waren. Wären diese ehrwürdigsten Kirchen und Kultstätten der Christenheit zu jener Zeit nur „ein bißchen schadhaft und vernachlässigt“ gewesen, hätten sie im übrigen noch fest und ganz dagestanden mit heilen Mauern und heilen Dächern, so würden sich die römischen Berichterstatter bei gesundem Verstande gehütet haben, das ungeheuerliche Märchen in die Welt zu setzen, in jenen heiligen Stätten weideten die Kühe bis zu den Altären im Grase! Es handelte sich doch nicht um eingestürzte Viehställe, sondern um die ehrwürdigsten Kultstätten, welche die Christen besaßen! Die Päpste, die von ihren Legaten in Rom jederzeit Bericht über den wahren Zustand der Dinge erhalten konnten, würden den verrückt gewordenen Briefschreibern, welche in einer heilen und dachbedeckten Kirche Visionen von weidenden Herden zu haben vorgaben, die richtige Antwort auf solche „harmlosen Übertreibungen“ nicht schuldig geblieben sein. Wie gesagt, es handelte sich nicht um irgendwelche Viehställe, sondern um die Hauptkirchen der Christenheit. Und über diese heiligen Stätten so grausame Späße zu kolportieren, würde man sich mit allem Nachdruck verbeten haben. Oder vielmehr: kein vernünftiger Mensch in Rom wäre überhaupt auf den Gedanken verfallen, derartige

Ulknachrichten über die römischen Hauptkirchen zu erfinden, geschweige denn, sie in Klagebriefen in die Welt zu schicken. Wenn die Römer, wenn Petrarca ihre fünf Sinne noch beisammen hatten — was wir doch wohl annehmen müssen —, dann würden sie sich gehütet haben, sich auf so dumme und durchschaubare Art unsterblich vor der gesamten Mitwelt zu blamieren. Übertreibungen können mithin die detaillierten Angaben des Verfalls nicht darstellen; sie müssen vielmehr auf Wahrheit beruhen — unter der einen Voraussetzung allerdings: daß die Quellen echt sind! Was diese Voraussetzung bedeutet, werden wir später erfahren.

Wir haben nunmehr in dem chaotischen Gewoge der sich widersprechenden Quellenberichte über den Zustand Roms einigermaßen festen Boden gewonnen. Beruhen nämlich die Angaben über den trümmerhaften Zustand der Hauptkirchen Roms auf Wahrheit, dann folgt ein Anderes mit absoluter Gewißheit, nämlich: die Schilderungen von Rom als Weltstadt mit großer Einwohnerzahl und gewaltigem Leben sind erlogen!

Die Richtigkeit dieser Folgerung zu erhärten, wird jetzt meine Aufgabe sein. Ich entledige mich ihrer, indem ich die Psychologie der beteiligten Menschen einer kritischen Betrachtung unterziehe. Immer vorausgesetzt, daß die Quellen echt sind!

Man vergegenwärtige es sich noch einmal: die Basilika St. Peter und die Lateranskirche zu Rom waren — von den Örtlichkeiten Palästinas abgesehen — die heiligsten Kultstätten der Welt, welche die Christenheit besaß. Besonders die altehrwürdige Peterskirche war durch die „doppelte Heiligkeit des Ortes, als Märtyrerstätte und Begräbnisplatz" der Christenwelt ans Herz gewachsen. Mit hohen Gnadengaben hatten die früheren Päpste diese Kirche ausgestattet; erfreute sie sich doch der Absolution aller Sünden, das heißt eines vollkommenen Ablasses. (Hist. Jahrb. 30, S. 17.) Diese heilige Kultstätte nun soll im Laufe von wenigen Jahrzehnten zur grasbewachsenen Ruine verfallen sein — oder schärfer formuliert: unter den Augen der

Christen Roms soll St. Peter sich langsam in einen Trümmerhaufen verwandelt haben! Gläubige Christen sollen es nicht verhindert haben, daß diese hochheilige Stätte zur Viehweide herabsank! Das ist eine religionspsychologische Unmöglichkeit. Mochte bei jenen Römern das Christentum noch so sehr zur bloßen äußerlichen Form erstarrt sein, mochten sie nur noch Namenschristen sein — ihre angesehenste Kultstätte hätten sie unmöglich zum Viehstall werden lassen. Ja, diese Einstellung äußerlicher Formelhaftigkeit ihres Christentums hätte sie gedrängt, gerade im äußeren Glanze ihrer ersten Kultstätten oberflächliche Befriedigung zu suchen. Das römische Volk wird eben zu einer gottlosen Räuberhorde verwildert sein, der überhaupt nichts mehr heilig war, könnte man einwerfen. Das stimmt jedoch ganz und gar nicht, denn nach einem bereits angeführten Quellenberichte sollen damals zu Rom neben anderen Kirchen 25 Mönchs- und 18 Nonnenklöster und sogar 252 Pfarrkirchen bestanden haben. Die gesamte Geistlichkeit bei diesen Kirchen und Klöstern soll sich nach jenem Berichte aus 785 Weltgeistlichen, 317 Religiosen, 8 Äbten, 126 Mönchen und 470 Nonnen zusammengesetzt haben. (Co., S. 39/40.) Mag man sich das Christentum dieser Geistlichen — und der Römer überhaupt — noch so veräußerlicht vorstellen, Christen auf ihre äußerliche Weise und gemäß ihrer formelhaften Einstellung waren und wollten sie immerhin sein. Und sie hielten ja auch nach jenem Berichte ihre überaus zahlreichen Kirchen — mit wenigen Ausnahmen — in einem ordnungsmäßigen Zustande. (Wie gesagt, wir behandeln immer diese Quellenangaben so, als wären sie echt!) Diese Christen sollten nun ausgerechnet ihre angesehensten und heiligsten Kultstätten zu grasbewachsenen Trümmerhaufen haben verfallen lassen?! Das ist religionspsychologisch unmöglich! Überdies wird uns noch anderweitig berichtet, welchen Eifer die Römer noch im Jahre 1308 bewiesen hätten, als es galt, die damals durch eine Feuersbrunst zerstörte Laterankirche wieder aufzubauen. „Der Brand der Mutterkirche der Christenheit erschien den Römern als ein Strafgericht Gottes.

Die Parteiungen und Kämpfe hörten mit einem Male auf. Leute von jedem Alter, jedem Geschlecht, jedem Stande eilten, reuige Buße zu tun. Man hielt feierliche Umgänge, und die büßenden Männer geißelten sich öffentlich. Zu gleicher Zeit begann man auch rasch den Wiederaufbau der Kirche. Männer, Weiber und Kinder legten tätige Hand an, um den Schutt wegzuräumen oder Baumaterialien herbeizuschaffen, auf daß kein Tier dazu gebraucht und so das Heiligtum verunreinigt werde." (Pa., S. 343.)

Dieselben Römer nun sollten in der Folgezeit völlig interesselos und untätig dagestanden und mit angesehen haben, daß ihre ehrwürdigsten Kirchen in Trümmer sanken?! Ihre religiösen Gefühle sollen gleichsam über Nacht erkaltet sein, weil — der Papst nicht mehr in ihrer Mitte weilte? Und gerade an ihren heiligsten Kultstätten sollen sie urplötzlich jedes Interesse verloren haben?! Das würde religionspsychologisch unerklärlich sein. Gewiß war es in erster Linie die Aufgabe der geistlichen Herren, insbesondere des Erzpriesters von St. Peter, für die Erhaltung ihrer Kultstätte Sorge zu tragen. Aber soviel ist sicher: wenn diese Herren in ihren Pflichten so unglaublich säumig gewesen wären, daß sie das Dach der Basilika über ihren Häuptern einstürzen ließen, so würden die römischen Bürger Mittel und Wege gefunden haben, solcher Verschändelung ihres obersten Heiligtums Einhalt zu tun. Mit welchem Eifer hatten sie sich doch noch im Jahre 1308 darangemacht, die zerstörte Laterankirche wieder aufzubauen! Und arme Schlucker waren ja, wie uns die Quellen zu berichten wissen, die Römer auch keineswegs, denn sobald es not tat, konnten sie stattliche Heere ausrüsten. Weiter: „Es kamen von jeher aus dem ganzen Abendlande Scharen von Andächtigen [in Rom] zusammen, um an den Gräbern der Apostel zu beten." Sollten auch diese Andächtigen in jenen Jahrzehnten mit größter Gleichgültigkeit auf den grasbewachsenen Trümmerstätten der eingefallenen Hauptkirchen Roms gekniet haben? Von welcher Seite her wir auch kritisch beobachtend vordringen mögen, der grenzenlose Verfall gerade der heiligsten Stätten Roms beweist es unwiderleglich:

die Glanzschilderungen müssen erdichtet sein! Die Seite der Quellenberichte, die uns eine Weltstadt Rom vor die Augen zaubern möchte, ist erlogen. Denn es ist religionspsychologisch einfach unmöglich, daß die immerhin auch nach dem angeblichen Wegzuge der Päpste von Rom noch christlich empfindende Bürgerschaft ihre ehrwürdigsten Kultstätten mit eisiger Gleichgültigkeit langsam in sich zusammenstürzen ließ. Wären auch nur ein paar tausend Einwohner damals in der „Stadt" gewesen, sie hätten St. Peter niemals zum Viehstall werden lassen. Und nun soll Rom sogar eine Welthauptstadt gewesen sein mit so zahlreicher Bürgerschaft, daß Heere von 22000 Mann aufgestellt werden konnten! Und gerade für ihre Hauptkirchen soll diese Weltstadt urplötzlich jedes Interesse verloren haben! Denn es gab immerhin noch eine ganze Reihe von anderen, minder bedeutsamen Kirchen, die nach dem vorher schon erwähnten Verzeichnis in ordnungsmäßigem Zustande erhalten wurden! Einzelne Quellenangaben wollen uns heute zwar glauben machen, auch an den Hauptkirchen seien gelegentlich „Reparaturen" vorgenommen worden; aber wir kennen ja das fabelhafte Ergebnis dieser „Reparaturen" zur Genüge: in der Laterankirche und in St. Peter, bzw. auf ihren grasbewachsenen Trümmerhaufen weideten die Kühe!

Es ist an der Zeit, sich wieder daran zu erinnern, daß wir uns in einem Überlieferungschaos sich widersprechender Quellen bezüglich der „Stadt" Rom bewegen. Die eine Quellenseite sagt uns: Rom war in jener Zeit eine Einöde, bestenfalls ein Dorf von Viehhirten. Die andere Seite behauptet und will uns in glänzenden Bildern vormalen, das Rom jener Epoche sei eine reichbevölkerte Weltstadt gewesen. Beide Quellenseiten decken sich nicht. Die gesuchte Wahrheit über den damaligen Zustand Roms kann, wie wir sahen, nicht in einer neutralen Mittelzone liegen; sie muß auf einer der beiden Seiten liegen. Und zwar, wie wir sahen, muß die Schilderung der Verfallsseite auf Wahrheit beruhen, oder sagen wir gleich richtiger: der Wahrheit am nächsten kommen. Denn gefälscht sind

beide Seiten! Also auch die Verfallsseite. Auch diese Seite der Überlieferung bringt die Wahrheit der Dinge in gefälschter Umhüllung, läßt die Wahrheit nur durch einen Dunst hindurchschimmern. Die Verfallsseite stellt nämlich den Zustand so dar, als sei Rom im Laufe des 14. Jahrhunderts, und zwar infolge der Abwesenheit der Kurie, von einer großen Stadt zu einem Dorf herabgesunken. Rom soll demnach durch den unaufhaltsamen Verfall der einstigen Weltstadt allmählich zum Dorf geworden sein. Aber eben dieser vorgebliche Verfall der angeblichen ehemaligen Stadt ist eine Lüge. Die Wahrheit lautet: Rom war während des ganzen Mittelalters nur ein Dorf. Erst im Laufe des 15. Jahrhunderts ist Rom (wieder) eine Stadt, eben die moderne Stadt der Päpste, geworden.

Den Beweis liefern die Ergebnisse der voraufgegangenen Untersuchungen. Ich fasse die Ergebnisse noch einmal straff zusammen: in das Zentrum unserer kritischen Beobachtung rückte das „Faktum" des entsetzlichen Verfalls der christlichen Hauptkultstätten in Rom. Dies papierne Faktum ist aus religionspsychologischen Gründen als historisches Faktum unmöglich! Religionspsychologische Umstände erweisen mit absoluter Gewißheit, daß der von der gefälschten Überlieferung berichtete angebliche totale Verfall der beiden christlichen Hauptkirchen erlogen ist. Der angebliche Verfall könnte ja nur infolge absoluter Gleichgültigkeit der damaligen Christen ihren ehrwürdigsten Kultstätten gegenüber möglich geworden sein. Aber eben diese eisige Gleichgültigkeit ist religionspsychologisch unmöglich. Sie ist sozusagen fünffach unmöglich. Hätten wirklich die avignonesischen Päpste jedes Interesse an der wirksamen und erfolgreichen Erhaltung ihrer heiligsten Kultstätten verloren — ihre angeblichen „Reparaturen" waren ja Papparbeit! —, so hätte sich die römische Geistlichkeit die wirksame Erhaltung angelegen sein lassen. Hätte auch die Geistlichkeit restlos versagt, so würden die Christen Roms wirksame Abhilfe geschaffen haben. Hätte auch die römische Bürgerschaft total versagt, so würden die „massenhaften" frommen Rompilger und mit ihnen endlich

die gesamte Christenwelt es nicht zugelassen haben, daß ihre heiligsten Örter zur Viehweide herabsanken. Fünffach ist also die papierne „Tatsache“ des gänzlichen Ruins von St. Peter und der Laterankirche als historische Unmöglichkeit religionspsychologisch erwiesen. Der grenzenlose Ruin von St. Peter und der Laterankirche war als historisches Faktum *an und für sich* unmöglich. Das heißt: niemals hätte sich solcher Verfall geschichtlich ereignen können — *wenn diese beiden Kultstätten überhaupt* (damals schon) *bestanden hätten!* Wenn diese Kultstätten tatsächlich vorhanden waren, konnten sie aus religionspsychologischen Gründen niemals in dem geschilderten Ausmaße in Trümmer versinken. Damit haben wir nun aber die historische Quintessenz der gefälschten Überlieferung bezüglich des Zustandes Roms im Mittelalter gewonnen: Rom war die mittelalterlichen Jahrhunderte hindurch ein Dorf, und *die angeblichen heiligen Kultstätten konnten niemals verfallen, weil sie noch gar nicht vorhanden waren.* Anders formuliert: Rom war noch im 14. Jahrhundert ein einfaches, unbedeutendes Hirtendorf, *weil* damals die Kultstätten der Apostelfürsten noch gar nicht existierten. Und weil diese Kultstätten noch nicht existierten, konnte auch keine an ihr Dasein geknüpfte Tradition, also auch nicht die Tradition von der Sedes Romana im 14. Jahrhundert im christlichen Bewußtsein vorhanden sein! Das Rätsel des angeblichen Exils der Kirche verschmilzt so mit dem Rätsel der Stadt Rom im Mittelalter zu *einem* großen Rätselkomplex; und beide Rätsel finden eine und dieselbe Lösung. Diese Lösung heißt: Rom ist während des Mittelalters niemals die Residenz der „Päpste“ gewesen; es war ein unbedeutendes Dorf; die *Stadt* Rom, die Stadt der *Päpste* und der *christlichen Kultstätten* ist Rom erst im Verlaufe des 15. Jahrhunderts geworden.

Ich bin mir darüber klar, daß sich die relativistischen Geschichtsforscher gegen dies Ergebnis mit Heftigkeit auflehnen werden. Ich kenne auch die hergebrachten Einwürfe bereits,

mit denen sie ankommen werden. Ihr Repertoire wird lauten: der unbesonnene Verfasser hat die Quellen vergewaltigt und so lange gepreßt, bis das gewünschte Resultat herausquoll. Er hat richtige Beobachtungen künstlich isoliert und alle unbequemen gegenteiligen Quellenaussagen unter den Tisch fallen lassen. Die Kritik des Verfassers an den Quellenangaben muß als unmethodisch zurückgewiesen werden. So werden die Anklagepunkte lauten; aber wie steht es mit ihrer Berechtigung?

Die Anklage bricht von Anfang bis zu Ende haltlos in sich zusammen; ja, sie kann einfach nicht erhoben werden, weil sie gar nicht den Tatsachen entspricht. Ich habe nämlich die Quellen durchaus nicht vergewaltigt, gepreßt oder isoliert, und anderenteils ist meine Kritik am Leitseil straffster Methodik zu ihrem Ergebnis gelangt. Relativistische Schaukelmethodik habe ich aus mehrfach dargelegten Gründen allerdings nicht getrieben; denn schließlich will ich ja keine relativen Scheinwahrheiten zutage fördern, sondern die historische Wahrheit in ihrer endgültigen, absoluten Gestaltung ermitteln. Zu diesem Zwecke habe ich die Quellenangaben vorerst auf ihren wesentlichen Gehalt, eben auf das Grundsätzliche, auf ihren Aussage-Kern hin geprüft. Dabei ergab sich ein krasser Dualismus der Quellenaussagen; ein Keil des Widerspruchs spaltete, wie wir sahen, die Quellen in zwei Hälften, die sich nicht zur Deckung bringen ließen. Relativistische Quasi-Methodik setzt nun ihren Ehrgeiz darein, das Unmögliche dennoch fertigzubringen und müht sich — natürlich vergeblich — ab, aus den sich widersprechenden Quellen einen Sinn herauszudestillieren. Dabei wird von den Relativisten nun eine Vergewaltigung der störrischen Quellen ausgeübt, daß es nur so eine Art hat! Was mir die Relativisten vorwerfen möchten, das betreiben gerade sie nach Herzenslust: die Quellen vergewaltigen, pressen, isolieren oder unter den Tisch werfen. Sie können gar nicht anders als gewalttätig vorgehen, denn ohne Brutalität und Ignorierung unbequemer Quellenseiten geben die sich widersprechenden Aussagen keinen Sinn

her. Ich dagegen habe gar nicht nötig, die Quellen zu vergewaltigen und zu isolieren. Meine Betrachtung zielt einfach auf das Wesentliche, den Kernpunkt aller Quellenaussagen ab, ich suche jeweils den archimedischen Punkt in der (gefälschten) Überlieferung. In unserem Falle besteht dieser archimedische Punkt in dem papiernen Faktum des grenzenlosen Verfalls Roms, und zwar in dem angeblichen totalen Ruin der heiligsten Kultstätten Roms und der Christenheit. Ohne Quellen zu vergewaltigen oder künstlich zu isolieren, ergibt sich eben dies Faktum ganz ungezwungen jedem Beobachter als das Wesentliche aller Aussagen. Auf diesen Kern richte ich dann meine ganze kritische Aufmerksamkeit. Der Kern bietet uns aber in konzentriertester Form nichts anderes als — ein papiernes Faktum! Die große Frage erhebt sich nun sofort: kann dies papierne Faktum als ein historisches Faktum angesehen und hingenommen werden? Da wir uns ja im Gehege gefälschter Überlieferung befinden, so ist diese Erwägung nicht nur statthaft, sondern unbedingt erforderlich. Das papierne Faktum wird also auf seinen historischen Wahrheitsgehalt hin untersucht; und das geschieht, indem ich nunmehr aus dem papiernen Quellenchaos heraustrete und die lebendige Erfahrung zum Richter anrufe. An der Erfahrung prüfe ich die Möglichkeit des papiernen Faktums. Hinter jedem papiernen Faktum können und müssen wir uns die Menschen vergegenwärtigen, die das angebliche Faktum einst verwirklicht haben. Auf die Psychologie dieser lebendigen Menschen-Faktoren kommt alles an. Ist aus der Psychologie der Menschen jener Epoche das in Frage stehende Faktum erklärbar? — Dies ist der Zentralpunkt unserer Untersuchung. Jene Menschen waren Christen: Christenpsychologie muß also getrieben werden. Das Ergebnis der daraufhin angestellten religionspsychologischen Untersuchung ergab jedoch die glatte Unmöglichkeit des papiernen Faktums als historisches Faktum. Aus dieser festgestellten Unmöglichkeit folgte als Endergebnis zwangsläufig: Rom war während des ganzen Mittelalters ein Dorf — in diesem Dorfe hat es auch

vor dem 15. Jahrhundert noch keine Kultstätten der Apostelfürsten gegeben — denn eine Stadt Rom ist erst im 15. Jahrhundert entstanden.

Gegen unser auf den Kern der papiernen Überlieferung fußendes und durch die lebendige Erfahrung erhärtetes Generalergebnis kann nichts an. Die Historiker mögen noch soviel beschriebenes Pergament herbeischaffen, um papierne „Gegenbeweise" aufzustellen: mit der erkannten Unmöglichkeit des papiernen Hauptfaktums als historisches Ereignis ist die gefälschte Überlieferung als wertlose Makulatur erwiesen. „Hören Sie doch", rufen die Relativisten, „daß Rom damals wirklich eine bedeutende Stadt war, beweist doch schon allein die bekannte Revolution des Cola di Rienzo!" Leider beweist die schöne Geschichte dieses „Heldenspielers im zerlumpten Purpur des Altertums" gar nichts im Hinblick auf den Zustand Roms jener Tage. Denn Cola di Rienzo ist eine total erdichtete Person. Seine „Geschichte" ist ein vom Anfang bis zum Ende erdichtetes dramatisches Märchen! Ich werde an anderer Stelle über diese Tragikomödie ausführlicher berichten. Hier bleibt mir nur noch übrig, einem andern Einwande entgegenzutreten. Dieser Einwand wird von archäologischer Seite kommen.

Bereits in der „Fälschung der deutschen Geschichte" habe ich Andeutungen auch über archäologische Fälschungen fallen lassen. Als die Fälschungsleitung ihren Plan, die Gesamtüberlieferung des Mittelalters gemäß ihrer Tendenz neu zu schaffen, in die Wirklichkeit umzusetzen begann, war sie sich darüber klar, daß nicht nur in Pergament, sondern auch in Stein und Erde gefälscht werden mußte. Um die eingeschlagene Linie der Beweisführung nicht ganz und gar abzubiegen, kann ich auch jetzt noch nicht mit aller nötigen Ausführlichkeit den archäologischen Problemkomplex in die Erörterung einbeziehen. Ich muß weiterhin den Leser auf ein späteres Sonderheft vertrösten. Bis auf weiteres müssen die Untersuchungen der literarischen Überlieferungshälfte das Feld behaupten. Um das Hindernis der „tatsächlich" doch nach archäologischem Befund „im ganzen

Mittelalter zu Rom vorhandenen Kirchen Lateran und St. Peter" zu beseitigen, muß hier folgender Hinweis genügen.

Da zeigte man also am Ende des 14. Jahrhunderts zu Rom, das nach dem Biographen Martins V. (1417—1431) „kaum die Gestalt einer Stadt hatte" (P., S. 167) — also damals als „Stadt" erst in den Anfängen steckte — auf zwei grasbewachsene Ruinen und sagte den erstaunten römischen Viehhirten: das hier sind die Reste der einst hochangesehenen Kirche im Lateran — und das dort sind die Überbleibsel der altehrwürdigen Basilika von St. Peter! Wie gesagt: unsere römischen Viehhirten staunten; aber was sollten sie dagegen einwenden, wenn ihnen zwei Trümmerhaufen also bezeichnet wurden? Sie nickten schließlich mit den Köpfen und sprachen: jawohl, so ist es. Es war ja nichts leichter, als in jener Zeit zwei römischen Ruinen Namen zu geben! Kein Mensch kannte sich nämlich damals in den alten Ruinen weniger aus als die Römer! „Petrarca errötete über die tiefe Unwissenheit der Römer; er fand, daß Rom nirgend weniger gekannt werde, als in Rom selbst." (Gr., S. 206.) Wie also nichts leichter ist, als einem unbekannten Dinge einen Namen zu geben, so konnten die Väter der Aktion den Römern und aller Welt unbedenklich zwei Ruinenhaufen als die — leider durch die lange Abwesenheit der Päpste so gräßlich verfallenen — christlichen Hauptkirchen bezeichnen. Von einer Treppe in der Kapelle auf dem Platze vor dem Lateran, der scala santa, weiß ja noch heute die „Tradition" zu berichten, es sei die Treppe vor dem Hause des Pilatus in Jerusalem, über welche Christus den Leidensgang antrat. Wirklich, nichts ist leichter, als einem unbekannten Dinge, sei es auch aus Stein, einen Namen anzuhängen.

Aber, werfen nun die Archäologen ein, beim Abbruch der alten Peterskirche unter Martin V. hat man in und unter dem alten Gemäuer unter anderem Inschriftsteine gefunden, die „unzweifelhaft" altchristlichen Ursprungs sind. „Ehe wir sie einzeln in Augenschein nehmen", bemerkte schon Erbes in der Zeitschrift für Kirchengeschichte, Bd. 7, S. 15, „müssen wir doch noch all-

gemein eingestehen, welch ein mißliches Beweismaterial eine Inschrift ist, die leicht von sonsther geschleppt werden konnte." Erbes hat hierbei zwar nicht an die Väter der Fälschungsaktion gedacht, aber wir denken recht lebhaft an diese Leute! Für sie war nun eine andere Tätigkeit ebenfalls ein Kinderspiel: solche Inschriftsteine einfach neu herzustellen, das heißt zu fälschen! Mit andern Worten: die literarischen Fälschungen mußten durch archäologische Fälschungen verstärkt werden, und sie sind auch durch Erde und Stein in hervorragendem Maße gestützt worden.

Es bleibt dabei, daß gegen das religionspsychologische Generalergebnis nichts ankämpfen kann, weder gefälschte Schrift auf Pergament noch auf Stein. Auf dem archimedischen Punkte unseres Generalergebnisses stehend, sind wir in der Lage, alle gefälschte Überlieferung bezüglich des vorgeblichen Zustandes der „Welthauptstadt" Rom im Mittelalter aus den Angeln zu heben.

Ich wage zu behaupten: ein geometrischer Beweis kann nicht schärfer und folgerichtiger sein als obige religionspsychologische Beweisführung. Denn auch ich gehe von einem Axiom aus: von dem Axiom des katholischen Glaubens, wie es in der Tradition von der Sedes Romana seinen Ausdruck gefunden hat. Mit der Notwendigkeit einer logischen Deduktion folgt aus jenem Axiom der verkündete religionspsychologische Beweis.

## IV.

## Das Rätsel der mittelalterlichen Ketzer.

Wenn Rom während des Mittelalters ein unbedeutendes und fast unbekanntes Dorf war; wenn die Apostelkirchen zu Rom und im Zusammenhang damit die Tradition von der päpstlichen Sedes Romana erst gegen das Ende des 14. Jahrhunderts entstanden; wenn andererseits die Residenz der Päpste im 14. Jahrhundert zu Avignon im wesentlichen ein echt historisches Faktum darstellt — — haben dann die Päpste etwa auch während des ganzen Mittelalters zu Avignon residiert?? Diese naheliegende Frage hat der Leser bereits einmal aufgeworfen. Ich beantworte sie nunmehr mit einem Nein! Aber wo um alles in der Welt sollen dann die Päpste während der mittelalterlichen Jahrhunderte ihren Residenzsitz gehabt haben? ruft mit berechtigtem Erstaunen der Leser. Um den Leser nicht auf die Folter zu spannen, bemerke ich an dieser Stelle vorläufig wenigstens das eine: der Kern des auftauchenden Rätsels liegt in der Begriffsbestimmung „Päpste". Man bedenke: wenn es keine Tradition von einer Sedes Romana im Mittelalter gab (eben weil es keine Grabstätte des Apostelfürsten Petrus in Rom gab), kann dann überhaupt auch die Tradition von der Apostelnachfolge des römischen Bischofs im Mittelalter bestanden haben? Kurz und bündig gesprochen: kann es im Mittelalter Oberhirten der Kirche im monarchischen Sinne, kann es „Päpste" gegeben haben? Die mittelalterliche „Geschichte" belehrt uns zwar auf tausenden von Pergamentseiten, daß und wie sich aus der Stellung des römischen Bischofs als Nachfolgers Petri die hierarchische Spitzenstellung der „Päpste" „historisch" entwickelt habe; aber

leider ist, wie wir wissen, die mittelalterliche Geschichte von Grund auf verfälscht und daher für die wirkliche Entstehung des Papsttums der unzuverlässigste und unglaubwürdigste Zeuge. Wie aber ist das neuzeitliche Papsttum wirklich entstanden? Seit wann gibt es monarchische Oberhirten der „allgemeinen" Kirche, seit wann gibt es „Päpste"? Das ist die Frage. Indem wir noch einen kurzen, notwendigen Umweg zurücklegen, werden wir auch die Antwort auf diese Frage finden. Der notwendige Umweg aber besteht in der kritischen Erörterung der mittelalterlichen Ketzergeschichte, in die wir nunmehr eintreten wollen.

Es ist jedem Gebildeten bekannt, daß es im Mittelalter Ketzer (Häretiker) gegeben hat. Als Ketzer wurden diejenigen gebrandmarkt, welche religiöse Ansichten vortrugen, die dem ein für allemal von der katholischen Kirche festgesetzten (definierten) Lehrgehalt widersprachen. Häresie oder Ketzerei bedeutete also im Grunde genommen immer Widerspruch gegen Rom. Die herrschende Kirche erklärte den häretischen Tatbestand für ein Verbrechen an der durch Christus in seiner Kirche verkörperten göttlichen Weltordnung, das durch Vernichtung des verbrecherischen Ketzers zu sühnen sei. Wie man weiß, war es Sache des weltlichen Armes, das Urteil zu vollstrecken.

Allgemeines über die mittelalterlichen Ketzer. Vertiefen wir uns in die Ketzergeschichte, wie sie uns von der gefälschten Überlieferung dargeboten wird, so fällt sofort das ungemein häufige Vorkommen der Häresie und eine buntscheckige Verschiedenartigkeit der im späteren Mittelalter hervortretenden Ketzergruppen auf. In jeder Epoche und überall stoßen wir vom 10. Jahrhundert an auf mehr oder weniger ausgedehnte Ketzernester innerhalb der christlichen Welt. Die Häresie erscheint in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters also nicht etwa als vereinzeltes Vorkommnis, sondern als eine gleichsam notwendige Angelegenheit der breiten Masse, als ein andauernder und mit Hartnäckigkeit immer wieder hervorbrechender spezifischer Geisteszu-

stand der damaligen Christenheit überhaupt. Man sieht sich einer gewaltigen, eigenartigen religiösen Flut gegenübergestellt, die hin und her wogt, auf und niedersteigt und oftmals die offizielle Kirche in ihren Grundfesten zu erschüttern droht. Äußerst schwer fällt es, in diesem wogenden Meer der Häresie Grenzlinien zu ziehen, welche die einzelnen „Sekten" voneinander sondern und als geistig bestimmt gestaltete Teile des Ganzen erkennen lassen. Die Quellen warten freigebig mit Ketzernamen wie mit ketzerischen Lehren auf; aber bemüht man sich, auf Grund der Quellenberichte eine bestimmte „Sekte" einmal als Sonderorganismus herauszustellen, so stößt man sehr bald auf merkwürdige Schwierigkeiten. Diese Quellen treiben ein neckisches Spiel mit dem doch so ernsthaft forschenden Historiker. Da sagt ihm die eine Quelle: nun will ich dir von der Sekte X erzählen — und was sie dann ausplaudert, handelt in Wirklichkeit von der Sekte Y! Beispiele für dies sonderbare Gehaben der mittelalterlichen Ketzerquellen werden dem Leser später noch vorgeführt werden. Natürlich haben sich die ernsthaften Geschichtsforscher von den unartigen Quellen solche Späße verbeten. Indem sie dann energisch zupackten und auch vor Vergewaltigungen keineswegs zurückscheuten, haben die Forscher endlich doch noch — wie sie glauben — ermittelt, was bezüglich der mittelalterlichen Ketzerei „historische Wahrheit" ist. Lassen wir uns erzählen, was die Historiker also herausgefunden haben.

Eine große Ketzerfamilie, so belehrt man uns, war im Mittelalter unter dem Namen: die Katharer bekannt. Andere Bezeichnungen für diese Sekte waren beispielsweise: Patarener, Publikaner, Runkarier und (in Frankreich) Albigenser. Diese Katharer, die „Reinen", waren auch Christen, aber Christen auf ihre Weise und gemäß ihren Anschauungen vom Christentum. Diese „neuen Manichäer" sollen gnostische Ansichten über den Ursprung des Übels vertreten haben. So verkündeten sie: „Christus ist Gott untergeordnet und kann, da die Materie von dem Demiurg oder bösen Prinzip ihren Ursprung hat, keinen wahren menschlichen Körper, sondern nur einen Scheinkörper haben, so

daß er nicht wirklich gelitten hat, gestorben und auferstanden ist.“ (9) So glaubten also alle Katharer? O nein! Andre gelangten bei ihren Spekulationen zu anderen Resultaten. Beispielsweise soll Johannes von Lugio gelehrt haben, Christus habe doch einen wahren menschlichen Körper angenommen. Einige Katharer hielten Christus für einen bloßen Menschen, andere dagegen für einen menschgewordenen Engel. (Ha., S. 65.) Wie der Leser sieht, gingen also die „Katharer“ in ihren spekulativen Glaubenslehren durchaus nicht einig. Nur in der allgemeinen Opposition gegen die katholische Kirche traten diese Ketzer einig auf. Die katholische Kirche sei nicht die rechte Kirche Christi, und ihre Priester seien nicht die rechten Verwalter der Sakramente, erklärten die Katharer insgesamt. Daher verwarfen sie die Sakramente der falschen Kirche und setzten an deren Stelle eigene Sakramente, wie die Auflegung der Hände (das sogenannte consolamentum oder die „Tröstung“) und die Einsegnung des Brotes. Was die äußeren Einrichtungen der offiziellen Kirche betraf, so erklärten sie sich gegen alle kirchlichen Gebräuche, die zum Kultus gehörten, gegen Prunk, Weihwasser, Kreuze, Wallfahrten. Sie ließen auch keine Heiligen gelten und verwarfen die sogenannte Tradition (Aussprüche und Erklärungen der Kirchenväter), da sie der Ansicht waren, die Lehre Christi und der Apostel reiche hin zur Erlangung der Seligkeit. Ihr schärfster Widerspruch richtete sich gegen das römische Priestertum, gegen Episkopat und den Papst. Weil diese römische Priesterkirche vom wahren Evangelium Christi abgefallen sei, deshalb wurde ihr von den wahren Christen, eben von den Katharern, jeder Gehorsam verweigert. Es gab übrigens unter den Sektenmitgliedern zwei Klassen: 1. die Perfekti oder die Vollkommenen, 2. die Credentes oder die noch Unvollkommenen, das heißt die gewöhnlichen Gläubigen. Diese Unterscheidung fand statt nach dem erreichten Grad des Eindringens in den Geist der katharischen Glaubenslehren. Von den Unvollkommenen wird nun etwas sehr Merkwürdiges berichtet: sie hielten nämlich äußerlich nach wie vor zu der so verhaßten

römischen Kirche! „Die Gläubigen kamen in die katholischen Kirchen, feierten alle herrschenden Zeremonien mit und ließen es durch nichts merken, daß sie innerlich der Katholizität nicht mehr angehörten. Eine Trennung von der römischen Kirche war äußerlich gar nicht erfolgt." (10) Nicht nur die Katharer, auch die Waldenser, von denen sogleich die Rede sein wird, blieben also äußerlich im Schoße der katholischen Kirche. Wenigstens sei es zeitweise so gehandhabt worden, berichten die Quellen. Warum? Aus naheliegendem Grunde: durch solche Tarnung ihrer „wahren" Ansichten suchten sich nämlich die Ketzer dem Zugriff der Inquisition zu entziehen.

Wir kommen zur zweiten Hauptgruppe der spätmittelalterlichen Ketzer, zu den Waldensern (auch Leonisten oder die Armen von Lyon genannt).

Über den Ursprung dieser Sekte sind recht unklare und sich widersprechende Berichte überliefert. Wir werden in einer kritischen Betrachtung auf sie noch zurückkommen. Die unter den Relativisten herrschende Ansicht geht dahin, daß im Jahre 1177 oder 1178 ein reicher Bürger zu Lyon, Petrus Waldes (Waldus, Waldo) die Waldensersekte ins Leben gerufen habe. Waldes sei durch eifriges Lesen der biblischen Bücher dazu gekommen, sein ganzes Vermögen den Armen zu schenken und, fortan in echt evangelischer Armut lebend, den Menschen das unverfälschte Evangelium Christi zu predigen. Wir sind begierig, zu hören, welche Ansichten denn nun Waldes' Anhänger und Nachfolger über Glauben und Lebenswandel eines wahren Nachfolgers Christi verkündeten — und sind einigermaßen erstaunt, im großen und ganzen die schon bekannten Ansichten der Katharer zu vernehmen. Auch die Waldenser sahen im Neuen Testament das Fundament des Glaubens, und wenn sie das Alte Testament auch nicht, wie die Katharer, gänzlich verwarfen, so haben sie es doch „bis auf gelegentliche Beweisstellen vernachlässigt". Wie die Katharer, erklärten sie sich gegen Anbetung der Heiligen, der Hostie und Verehrung des Kreuzes. „Sie wollten nichts wissen von prächtigen Gotteshäusern, von kostbarem Kirchen-

schmuck und Kirchengerät, von Lichtern, Bildern und Kunstgesang ... Als wertvoll blieb nichts anderes als die Schriftbetrachtung und Gebet, Taufe, Abendmahl und Beichte.“ (H. 4, S. 905.) Genau wie bei den Katharern finden wir bei der waldensischen Gruppe die Unterscheidung ihrer Glieder in Perfekti und Credentes. Und auch von diesen waldensischen Credentes wird berichtet, daß sie sich äußerlich nicht von der befeindeten offiziellen Kirche abgesondert hätten; wenigstens nicht in der ersten Zeit nach Gründung ihrer Gemeinschaft und dann wieder nicht im letzten Jahrhundert des Mittelalters. (11) Zeitweise sollen sich also auch die einfachen Gläubigen der katholischen Kirche, insbesondere ihrer Sakramentsverwaltung, ferngehalten haben. Überhaupt herrschten in den Untergruppen der großen Waldensersekte große Meinungsverschiedenheiten in vielen Dingen, sogar hinsichtlich wichtiger Glaubenssätze. Worin aber bestand denn das wesentlich Neue, das Petrus Waldes und seine Nachfolger der Christenheit bringen wollten? Nach zwei bedeutenden Forschern, Dieckhoff und K. Müller, bestand das Neuartige darin, daß Waldes einen von der katholischen Kirche unabhängigen Laienpredigerstand schuf. „In diesem freien Prädikantenwesen haben wir die eigentliche Stiftung des Petrus Waldus, und zugleich das Eigentümlich-Neue zu erkennen, was sich an das Auftreten desselben anschloß.“ (12) Nun stellt in Wirklichkeit solches Laienpredigertum der Waldenser durchaus nicht ein Eigentümlich-Neues dar, denn seit langem hatten bereits die Katharer ihre apostolischen Laienprediger durch die Lande geschickt. K. Müller, der sich an einer Stelle auch über „Beziehungen zwischen Katharern und Waldensern“ ausläßt, sagt das auch selbst: „Auf beiden Seiten eine Genossenschaft ..., die sich Brüder und Schwestern nennen, als Nachfolger der Apostel arm und ohne Eigentum von Ort zu Ort ziehen und in Unterweisung und Beichte ihre Freunde geistlich versorgen.“ (M., S. 136.) Waldes und seine Genossen müssen weltfremde Einsiedler gewesen sein, wenn sie glauben konnten, mit ihrem Prädikantenwesen etwas Eigentümlich-Neues geschaffen zu haben. Allerdings ver-

traten sie nicht die katharische Ansicht vom Dualismus des guten und bösen Prinzips. Aber fast in allen wesentlichen Dingen sagten, wollten und glaubten Katharer und Waldenser das Gleiche. Trotzdem ereignete sich mit dem Auftreten der Waldenser in der Ketzerwelt etwas Überraschendes: das Waldensertum verschlingt gleichsam das Katharertum.

Das Katharertum, diese bis zum Auftreten des Waldes' trotz aller Verfolgungen so mächtig anschwellende Ketzerwelle, steht gegen Mitte des 13. Jahrhunderts nicht nur plötzlich still, sondern ebbt im Zeitraum weniger Jahrzehnte gänzlich ab. Über Nacht fast sterben alle Katharer aus! Sie sind von den Waldensern überflügelt und aufgesogen worden, konstatiert die Forschung als „Faktum". „Wir stehen hier dem Erlahmen und dem Untergange einer Weltanschauung gegenüber, die eine Zeitlang eine gewaltige Anziehungskraft ausgeübt hatte. Aber wir vermögen den Vorgang im einzelnen nicht zu verfolgen." (H. 5 [1], S. 406.) Richtiger muß es heißen: wir vermögen dies rätselhafte Verschwinden des Katharertums an und für sich einfach nicht zu begreifen. Mich verblüfft nicht nur der Ausgang des Konkurrenzkampfes zwischen Katharern und Waldensern, sondern bereits die „Tatsache" eines solchen Konkurrenzkampfes an sich. Was predigte denn so ein neuer Wanderapostel der Waldenser den Katharern? Etwas Eigentümlich-Neues? Gar etwas Besseres, als ihr alter Glaube sie lehrte? Keineswegs! Die Katharer hörten von den neuen Waldenserapposteln im Grunde das Gleiche, was ihre eigenen Prediger schon immer verkündet hatten. „Es ist eine geradezu frappierende Tatsache, daß derselbe Grundstock religiöser Ideen, (und zwar häufig bis in alle Einzelheiten) mindestens sieben Jahrhunderte hindurch bei allen altevangelischen Gemeinden, [wie bei den Katharern und Waldensern] mögen sie in Spanien oder Ungarn, in Apulien oder in Belgien, in der Provence oder in Ostpreußen sich finden, wiederkehrt." (13) Insbesondere ist, wie gesagt, die Übereinstimmung des Katharer- und Waldensertums frappierend; ein Grund für die Katharer, nun plötzlich aller Orten das gute Alte

zu verleugnen, lag also gar nicht vor. Gewiß, die manichäischen Katharer philosophierten gern über den Ursprung des Bösen und redeten dann vom guten und bösen Prinzip. Aber was ging solch philosophisches Haarspalten den gemeinen Mann an? Dem kam es darauf an, was die neuen Prediger beispielsweise über Sakramente, über Bilder- und Heiligenverehrung und über das ganze hierarchische System der verhaßten katholischen Kirche zu verkünden hatten. In allen diesen Dingen aber klang die Rede eines waldensischen Predigers nicht im geringsten anders als die Rede ihrer bisherigen Prediger. Aber merkwürdig: wo sich die neuen Prädikanten der Waldenser nur blicken lassen — in wenigen Jahrzehnten haben sie in allen Ländern (!) das Katharertum von der Bildfläche getilgt. Vorläufig wollen wir uns mit der bloßen Konstatierung dieses befremdlichen Faktums der papiernen Überlieferung zufrieden geben.

Quellenkritisches zur mittelalterlichen Ketzergeschichte. Über die Quellen der Ketzergeschichte gilt durchaus, was Keller sagt: „Es gibt kaum ein Gebiet der politischen und kirchlichen Geschichte ..., welches so verwirrt und entstellt ist wie die Geschichte der Ketzer. Die Quellen sind nicht bloß verhältnismäßig spärlich, sondern, was weit schlimmer ist, sie sind im höchsten Grade unzuverlässig und entstellt." (K., S. 12.) „Nachdem mit Hilfe äußerer Gewalt der Sieg der einen Partei [der Kirche] entschieden war, wurde mit derselben Energie, mit welcher man gegen die Personen vorging, auch der Kampf gegen die Literatur des unterlegenen Teils eröffnet. So kommt es, daß wir aus den wichtigsten Perioden des Waldensertums fast ausschließlich auf die Berichte ihrer Gegner angewiesen sind." (K., S. 14.) Dieser Satz gilt nicht nur von der die waldensische Sekte betreffenden Literatur, sondern auch, ja noch mehr, von der Überlieferung des Katharertums. Es sind katholische Schriftsteller, also Gegner der Ketzer, denen wir unser Wissen von der katharischen Sekte verdanken. Vom Parteistandpunkte aus wird also Bericht erstattet. Nehmen wir nun einmal an, die betref-

fenden katholischen Quellen aus dem 12. bis 15. Jahrhundert seien an sich echt — wie würde sich in diesen „echten" Quellen der katholische Parteistandpunkt ausgewirkt haben? Ich habe schon an anderer Stelle („die historischen Welträtsel") einmal gesagt: die Entstellung der Wahrheit in echten, zeitgenössischen Darstellungen hat ihre Grenzen. Parteilich gefärbte Darstellung wird aus begreiflicher Ursache niemals in hemmungslose Phantasie ausarten. Es ist sozusagen selbstverständlich, daß die katholischen Chronisten jener Zeit den Ketzern und Ketzergruppen in moralischer Hinsicht das Allerschlechteste andichteten. Wenn uns die Ketzer von ihren kirchlichen Gegnern als arge Bösewichter und Teufelskinder geschildert werden, so wird uns das gar nicht wundernehmen; es wundert uns vielmehr aufs höchste, daß diese erbitterten Gegner das Bild der Ketzer im allgemeinen so auffallend wenig in häßlichen Farben malen. Nicht ganz selten schwingen sogar in ihren Berichten anerkennende und bewundernde Töne mit. So wird gesagt, daß die „verruchten Ketzer" ungemein strenge Fasten hielten; ferner: „die Ketzer hätten die Ehe nur statuiert, welche zwischen dem jungfräulichen Manne und dem jungfräulichen Weibe abgeschlossen wurde". (F., S. 307/308.) Nach parteiischer Herabsetzung und Beschimpfung klingt so etwas gerade nicht.

In den angeblich echten Quellen wirkt sich nun merkwürdigerweise der „Parteistandpunkt" in ganz anderer Hinsicht „verheerend" aus; in Dingen nämlich, die parteilich gesehen, höchst gleichgültig waren. Eine parteilich gleichgültige Sache war zum Beispiel der Name einer Ketzergruppe. Allen Zeitgenossen waren die Namen der großen Ketzersekten bekannt, und auch die Chronisten fanden vollauf Gelegenheit, sich über die Namensbezeichnungen zu erkundigen. Waren doch einige von diesen Berichterstattern nicht nur als Inquisitoren in Ketzerkreisen praktisch tätig, sondern einst sogar selbst Mitglied einer Sekte gewesen und reumütig in den Schoß der Kirche zurückgekehrt. Für diese Chronisten lag vom Parteistandpunkt her gar kein Grund vor, ihren wohlunterrichteten Mitmenschen dadurch Sand

in die Augen zu streuen, daß sie etwa einer allbekannten Sekte den Namen einer bekannten anderen Sekte unterschoben. Ihre Zeitgenossen hätten über solche kindische Taktik die Köpfe geschüttelt, und die Berichterstatter hätten selbst die Glaubwürdigkeit ihrer sonstigen Angaben auf ganz dumme Weise erschüttert. Es muß also stutzig machen, daß bei den katholischen Chronisten gerade in bezug auf die Namen der bedeutendsten Ketzergruppen oft die allergrößte Verwirrung und Unklarheit herrschen. Und nicht nur bezüglich der Namen herrscht Verwirrung; es hat den Anschein, als hätten diese berichterstattenden „Zeitgenossen" auch von den spezifischen Lehrmeinungen der einzelnen Ketzergemeinschaften gar keine rechte Vorstellung. Wie Kraut und Rüben wird da alles bunt durcheinandergeworfen.

Als lehrreiches Beispiel sei ein mittelalterliches Werk, richtiger eine Kompilation von Ketzerschriften vorgeführt, die — natürlich! — in mehreren Rezensionen erhalten ist, welche — ebenso natürlich! — von einander abweichen. Der Grundstock dieser Sammlung besteht in der Schrift Summa de Chataris et Leonistis des Rainer Sachoni. Dieser angeblich um 1260 verstorbene Verfasser hatte selbst 17 Jahre den Katharern angehört, war dann aber in den Schoß der katholischen Kirche zurückgekehrt und verfolgte später als Dominikaner-Inquisitor seine früheren Glaubensgenossen. Von ketzerischen Dingen hatte dieser Chronist also aus eigener Anschauung gute Kenntnisse, so daß man von seinem Werke besonders genaue Aufklärung erwarten dürfte. Aber leider — und selbstverständlich! — ist das echte, reine Werk des Verfassers verloren! „Freilich besitzen wir das Buch nicht mehr in der ursprünglichen Form. So wie der Jesuit Gretser ... es zuerst herausgegeben hat ..., stellt es sich deutlich als mit mehreren anderen Schriften kompiliert dar, und auch der bei Martène und Durand ... und bei d'Argentré ... gegebene Text ist nicht rein ... Neuerdings hat Preger eins der interpolierten Stücke in zwei Handschriften der Münchener Hof- und Staatsbibliothek wieder aufgefunden und als das Werk eines Passauer Anonymus aus der Mitte des 13. Jahrhunderts

bestimmt nachgewiesen." (14) Uns interessiert gar nicht, was die Forschung vermittels ihrer blinden Relativmethode bezüglich der angeblichen Verfasserschaft oder des Interpolators ausfindig gemacht hat; uns interessiert aber ungemein das Werk oder vielmehr die drei verschiedenen Rezensionen des Werkes selbst.

Eine lebendige Schilderung des Inhalts dieser Rezensionen gibt uns Flathe (a. a. O. S. 376 f.). Wir wollen sie gekürzt hierhersetzen. 1. Rezension (bei Martène): „Die Ausgabe ... hebt mit dem Versprechen an, daß der Verfasser zwei ketzerische Hauptsekten schildern wolle, die Katharer zuerst, welche dieselben wären wie die Patarener, und die Leonisten, welche dieselben wären wie die Armen von Lyon. Die Darstellung selbst aber erfüllt dieses Versprechen nur sehr unvollständig. Denn nur die Schilderung der eigentlichen Katharer wird gegeben. Am Schlusse findet sich zwar etwas angehängt über die Armen von Lyon, aber dieses Etwas ist ungemein wenig enthalten in wenigen Zeilen. Die Armen von Lyon werden wieder eingeteilt in zwei Klassen, diesseits und jenseits der Berge, die Pauperes Ultramontani und Pauperes de Lombardia ... Sehr bemerkt zu werden verdient, daß der Verfasser sich Mühe gibt, einen Unterschied beider Klassen ... zu begründen, welches ihm sehr schlecht gelungen ist ... Was er ... als Verschiedenheit aufstellt, ist Übereinstimmung in der Sache, so daß die Verschiedenheit nur in den gebrauchten Ausdrücken liegt ... Deutlich ist das Streben des Verfassers, eine Sektenverschiedenheit, wo in der Tat keine ist ..., durch ganz willkürliche Aufstellungen zu begründen." — 2. Rezension (bei d'Argentré): „Es folgt eine zweite ... Ausgabe, welche die erstere an Seltsamkeit noch überbietet. Denn [es] kommen zwei kurze Aufsätze, der eine über die Armen von Lyon und Lombardien, der andre über die Waldenser ... Reiners Absicht war offenbar gewesen, die Waldenser hinzustellen als eine eigene Sekte ... Dreiunddreißig Ketzereien dieser Waldenser zählt er auf. Eine solche Aufstellung war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Der Verfasser sollte getrennt darstellen, was doch nun einmal eins war ... Wenn

man also gesagt, die Armen von Lyon sind eine besondere Sekte, die Armen von Lombardien wieder eine, nicht minder wieder eine besondere die Waldenser, so war bei der Aufstellung der ketzerischen Sätze der ersten etwas hinweggelassen und unter die Ketzereien der anderen gesetzt ... Oder man half sich zuletzt dadurch, daß irgend etwas rein aus der Luft gegriffen ... ward ... der Verfasser martert sich offenbar selbst, um eine Verschiedenheit in die Ketzerei einzutragen, aber es will ihm nichts gelingen ... Er stellte die Lehren der Ketzer bald so und bald so, er teilte ihre Sekten so und wieder so." — 3. Rezension (bei Gretser): „Der Verfasser erzählt, daß die siebenzig alten Ketzersekten ... untergegangen. Nur die Manichäer, Arianer, Runcarier und die Leonisten in Deutschland wären noch übrig. Die Katharer werden gar nicht genannt und die Armen von Lyon unter die Ketzer der alten Kirche gestellt ... Das fünfte [Kapitel] enthält weiter nichts als eine Aufzählung der Irrtümer der Armen von Lyon, welche auch Leonisten hießen. Dabei bietet sich nun wieder etwas Auffallendes dar. Der Verfasser bildet aus den Armen von Lombardien nicht mehr eine besondere Unterabteilung der Armen von Lyon ... Die Waldenser hat er ebenfalls vergessen, und sie werden in dieser ganzen Ausgabe überhaupt nur an einer anderen Stelle flüchtig erwähnt ... Man muß ... bemerken, daß in dieser Ausgabe die Patarener nicht als vollkommen identisch mit den Katharern, sondern als eine eigene Sekte betrachtet werden. ... Das ganze kleine Stück über die Patarener sieht aus, als habe jemand den Versuch gemacht, etwas aufzustellen, das aussähe als etwas vom Katharismus Verschiedenes und als habe er mitten in diesem Versuch gefühlt, es werde doch nicht gehen." — So bunt und schillernd sehen also die drei Rezensionen aus! „Welch reiche Kette von Wirrnissen, Widersprüchen und selbst von Albernheiten bietet nicht das Ganze dar", so beschließt auch Flathe seine Inhaltsangabe. In der Tat werden die Leser meiner früheren Schriften an dem wohlbekannten Habitus dieser mittelalterlichen Schriftpflanze bereits klar erkannt haben, daß dies sonder-

bare Gewächs auf dem Boden der Fälschungsaktion gewachsen ist.

Nun ein zweites Beispiel des absichtlichen Widerspruchs in den Quellen zur Ketzergeschichte. Mitten in ein Chaos sich widersprechender Angaben werden wir hineingestellt, wenn wir uns die Quellen daraufhin ansehen, wie sich die Credentes der Waldenser der offiziellen Kirche gegenüber verhalten haben sollen. Dieser Widerspruch offenbart sich in der angeblichen Stellung der waldensischen Gläubigen zu der Sakramentsverwaltung. Dabei muß erinnert werden, daß ein Hauptanlaß für die Ketzer, sich von der Kirche zu trennen, darin gefunden wurde, die entarteten römischen Priester seien unwürdig, die Sakramente gültig auszuteilen. „Aus dem Sendschreiben von 1218 hatte man ... schließen müssen, daß die Lombarden [eine Untergruppe der Waldenser] die Taufe der römischen Priester mißachten und eine eigene Taufe eingerichtet haben. So scheint die Sache auch noch um die Mitte des 13. Jahrhunderts zu liegen ... die deutschen Waldenser sollen wie im dritten Viertel des 13., so auch noch zu Anfang des 14. Jahrhunderts wenigstens das Abendmahl in ihren Versammlungen ausgeteilt haben." So berichtet die *eine* Quellenseite. Und nun die *andere* Seite. „Trotzdem berichtet nun schon David von Augsburg [um 1250], daß die Freunde [Credentes] der Waldenser an allen gottesdienstlichen Handlungen der römischen Kirche, sogar an den Sakramenten teilnehmen, den Priestern beichten und auch die kirchlichen Satzungen beobachten, freilich nur, um sich dadurch vor Entdeckung zu schützen. Genau dasselbe hören wir durch den Passauer Anonymus." (M., S. 116/117.) Wieder einmal sieht der Leser hier die Fälschungstaktik des absichtlichen Widerspruchs und des Dunkelmunkelns angewendet. *Warum* unter allen Umständen die mittelalterliche Ketzergeschichte verwirrt und verdunkelt werden *mußte*, darüber wird man gegen Schluß des Heftes vollste Klarheit gewinnen.

Das letzte Beispiel dafür, wie es mit den Quellen zur Ketzergeschichte bestellt ist, soll uns eine Betrachtung des vorgeblichen Ursprungs der Waldensersekte bieten.

Die Forschung nimmt heute allgemein als völlig gesichert an, daß der von uns schon genannte Petrus Waldes aus Lyon das Waldensertum ins Leben gerufen habe. „Die Stiftung der Sekte durch Waldes ist so unbedingt sicher, daß sie dermalen von keinem Urteilsfähigen mehr geleugnet wird." (M., S. 3.) Zu der Kategorie der Urteilsfähigen darf ich mich auch getrost zählen, und doch: ich leugne den Ursprung und die Stiftung dieser Sekte durch Waldes! Warum ich das leugne, sei im folgenden dargetan. Bemerken muß ich noch, daß die Waldenser selbst gegen die Annahme der Stiftung durch Waldes allezeit heftigen Einspruch erhoben haben. Sie berufen sich auf die in ihrem Schrifttum niedergelegte Tradition. Mit diesem Schrifttum steht es nun allerdings nicht sehr gut; wie Dieckhoff nachgewiesen hat, tragen die waldensischen Schriften unverkennbare Spuren der Verfälschung. Diese Verfälschung, die aus den Kreisen der Waldenser selbst herrührt, ist erfolgt, um den Schein zu erwecken, als hätten die Waldenser schon vor Luther den wahren evangelischen Glauben verkündet. Uns braucht das an dieser Stelle nicht zu kümmern. Wir lassen die waldensische Literatur ganz beiseite und sehen uns die mittelalterlichen katholischen Quellen an, von denen Dieckhoff meint, sie verdienten volles Vertrauen, da sie „in der Hauptsache bestens" übereinstimmten.

Über die Bekehrungsgeschichte dieses angeblichen Stifters Waldes berichten zwei zeitgenössische Quellen, die etwa 30 Jahre nach Waldes' Tod geschrieben sein sollen: Stefan von Bourbon (oder Borbon) und das Chronikon Laudens ... Der letztere Bericht soll vielleicht noch etwas älter sein, „aber er ist nicht wertvoller; denn er ist novellistisch zugestutzt". Die Forschung hat nun bezüglich der Angaben der beiden Berichte herausgefunden, daß sie in der Auffassung nicht übereinstimmen. „Was nach der Chronik eine plötzliche Bekehrung ist, ist nach Stefan eine allmähliche Entwicklung: das läßt sich nicht ver-

einigen." (H. IV, S. 897.) Nach „in der Hauptsache bestens" übereinstimmend klingt das schon nicht; denn gerade in einer Hauptsache gehen die Berichte auseinander. Weiter. Waldes und seine ersten Genossen sollen von dem Lyoner Erzbischof Johann kurz „vor einem Laterankonzil" aus Lyon vertrieben worden sein, wie der genannte Stefan erzählt. Dies Konzil kann „nur das von 1179 sein, und infolgedessen muß die expulsio [Vertreibung] vor 1179 erfolgt sein. Allerdings regiert nun Erzbischof Johann von Lyon erst 1181—1195. Stefan muß hier also irgendwelches Versehen begegnet sein". (M., S. 9.) Wie es aber mit diesem „Versehen" in Wahrheit bestellt ist, ersehen wir daraus, daß in den erhaltenen Handschriften die Taktik der elastischen Datierung angewandt worden ist. Eine Handschrift setzt die Begründung der Sekte an „um das Jahr 1170", eine andere auf das Jahr 1180. Unser Stefan hat vielleicht nicht die Möglichkeit gehabt, sich über die Vorgänge und Namen genau zu erkundigen, könnte man meinen, und dann wären ja „Versehen" immerhin begreiflich. Aber im Gegenteil: Stefan hat sich sehr genau erkundigen können, und zwar an Ort und Stelle! Stefan war nämlich im Jahre 1223 selbst in Lyon, so erfahren wir, und hat mit damals noch lebenden Genossen des Waldes' in Verbindung gestanden. Trotz Nachforschung an bester Quelle konnte aber leider unser Chronist auch stadtbekannte Dinge nicht feststellen; wie zum Beispiel den Regierungsantritt des Erzbischofs Johann! Derartige Unkenntnis mittelalterlicher „Zeitgenossen" über leicht zu erkundende, allbekannte „zeitgenössische" Namen und Ereignisse ist meinen Lesern bisher auf Schritt und Tritt begegnet; man weiß auch nach den Darlegungen meiner früheren Schriften, worauf solche fabelhafte Unkenntnis beruht. Auf dem Laterankonzil von 1179 sollen nun auch Waldenser aus Lyon erschienen sein, um ihr Tun vor dem Papste zu verantworten. Wieder treten in den Berichten Widersprüche auf. „Über die Waldenser auf der 3. Latteransynode stimmen die Berichte nicht überein. Nach der Chronik von Laon war Waldes selbst zugegen; das ist unrichtig,

denn [ein anderer angeblicher Zeitgenosse] Walter Map, der 1179 in Rom mit zweien von ihnen verhandelte, erwähnt nur ... einfach Waldenser [sagt nichts von einer Anwesenheit des Waldes']." (H. IV, S. 898.) Die von Dieckhoff behauptete Übereinstimmung der Quellen „in den Hauptpunkten" entpuppt sich mithin jedesmal als ein Widerspruch gerade in der Hauptsache.

Wir wollen unserm „wohlinformierten" Stefan noch weiter etwas auf die Finger sehen. An Ort und Stelle hat er sich ja angeblich die Kenntnis vom damals herrschenden Waldensertum verschafft. Seine Schilderung des französischen Waldensertums ist nun ebenso interessant wie verblüffend. Er berührt sich hierbei eng mit einer anderen Quelle, nämlich einer anonymen Aufzeichnung bei Martène und Durand. „Eine ganz eigentümliche Schilderung der Waldenser findet sich in den beiden Werken [des Stefan und des Anonymus.] Die beiden Quellen stammen aus Frankreich; aber sie geben ein Bild, das mit dem sonst (!) über die französischen Waldenser überlieferten nicht stimmt, vielmehr Züge enthält, die sonst teils überhaupt nicht von den Waldensern berichtet werden (!!), teils gerade nicht von den französischen, sondern von der lombardischen Abteilung der Sekte, speziell ihrer österreichischen Verzweigung." (M., S. 166.) –

So „zuverlässig" und „übereinstimmend" sehen also die „unzweifelhaft echten" Berichte der katholischen Schriftsteller über das mittelalterliche Sektenwesen aus!

Was nun im besonderen die Stiftung der Waldensersekte durch einen Lyoner Bürger Waldes betrifft, so ist zu sagen, daß dieser angebliche Sektenstifter eine total erdichtete Person ist. Diese Annahme wird schon nahegelegt durch den soeben skizzierten allgemeinen Befund der gefälschten Ketzerüberlieferung. Ersichtlich läuft ja das Bestreben der Berichterstatter darauf hinaus, den Gegnern der katholischen Hierarchie in Sachen des Glaubens und der Lebensumstände irgend beliebige „Ketzereien" anzudichten, in der Absicht, das eigentliche, wahre Wesen des mittelalterlichen Ketzertums der Nachwelt zu verhüllen. Die Er-

dichtung der Persönlichkeit eines Petrus Waldes ergibt sich aber auch aus speziellen Punkten der gefälschten Überlieferung. Vor allem macht uns der Umstand stutzig, daß der angebliche Stifter nach seinem ersten Auftreten gar nicht mehr in der Geschichte als vorhanden und wirksam erscheint. Was aus ihm geworden ist, wo er später gelebt, wo er gestorben ist — er soll „um 1217" verstorben sein —, all die Umstände sind unbekannt, bzw. sind völlig sagenhaft, wie auch die Forschung zugestehen muß. Aber schon Flathe bemerkt mit Recht: „Hätte eine ganz große Gesellschaft der Ketzer ihm ihren Ursprung verdankt, so würden wohl Daten aus seinem Leben sich erhalten haben, so gut wie von anderen Häresiarchen." (F., S. 267.) Ganz sicher sogar würden sich solche Daten von Waldes' fernerem Leben erhalten haben. Denken wir nur noch einmal an Stefan von Bourbon. Bei seinen Nachforschungen in Lyon wenige Jahrzehnte nach dem mutmaßlichen Tode des Waldes' hätte Stefan mit Leichtigkeit weitere Hauptdaten aus dessen Leben ermitteln und in seiner Schrift, die doch die Bekehrungsgeschichte so „genau" schildert, unterbringen können. Doch Stefan hatte vielleicht kein sonderliches Interesse an Waldes' späteren Lebensumständen. Dann gab es aber andere Leute, die solches aufs höchste interessierte; nämlich die Waldenser selbst! Hätte Waldes ihre Sekte gegründet, so ist gewiß: sein Andenken, seinen ganzen Lebenslauf, wenigstens in den Hauptereignissen und Daten, würden die Gläubigen über Jahrzehnte und Jahrhunderte hinweg getreulich im Gedächtnis verwahrt und überliefert haben. Aber gerade die Waldenser selbst wissen nichts von einem Stifter Waldes und haben sich immer gegen die angebliche Stiftung ihrer Sekte durch einen Waldes gesträubt. Warum sollten sie ihren Stifter, wenn es ihn gegeben hätte, so energisch verleugnen? Das hängt mit der tendenziösen Fälschung ihres eigenen Schrifttums zusammen, sagt man. Die Waldenser wollten durch ihr verfälschtes Schrifttum den Anschein erwecken, daß sie schon lange Jahrhunderte hindurch Evangelische gewesen seien, daß sie schon lange vor Luther das reine Evan-

gelium verkündet hätten. Nun, das hätten sie behaupten können, ohne ihren einstigen Stifter zu verleugnen! Denn Waldes soll im 12. Jahrhundert gelebt haben, und gaben die Waldenser die Stiftung durch diesen Waldes zu, so war an ihrer Angabe, ihre echt-evangelische Gemeinschaft bestände schon Jahrhunderte vor Luther, nichts gefährdet und gemindert. Im Gegenteil, gerade ein Hinweis auf ihre Stiftung durch den „bekannten Petrus Waldes aus dem 12. Jahrhundert" hätte ihrer Angabe von dem jahrhundertelangen Bestehen ihrer Sekte vor der Reformation ein bedeutendes Gewicht gegeben. Verlegten sie dagegen ihren Ursprung ins Allgemein-Ungewisse — trotzdem sie ihren historischen Waldes hatten — so erweckten sie selbst ganz unnützerweise von vornherein berechtigte Zweifel an ihren Aussagen. Nun wußten aber die Waldenser tatsächlich nichts von einem Stifter Waldes, also mußten sie wohl oder übel ihren Ursprung ins zeitlich Ungewisse zurückschieben.

Erst in einer Schrift vom Jahre 1395, deren Verfasser Petrus von Pilichdorf ist, taucht zum erstenmal die Nachricht auf, jener Waldes habe mit Vornamen Petrus geheißen. Daß dieser Name wohl „mythisch" sei, vermutet auch Dieckhoff. (D., S. 342.) Aber dieser Pilichdorf weiß noch etwas Mythisches zu berichten, nämlich: dieser Petrus habe seinen Namen erhalten nach einem sagenhaften Orte Walden oder Waldo, „gelegen an der Grenze Frankreichs". Pilichdorf nennt zudem seinen Petrus nie Waldus oder Waldo, sondern immer Petrus Waldensis, das heißt Petrus der Waldenser! Somit ergibt sich: jemand, der 1395 über die Waldenser schreibt, also doch auch Erkundigungen über die Sekte und ihren „Stifter" eingezogen hat, erfährt über ihn — Märchendinge. Oder vielmehr: er erdichtet über ihn Märchendinge! Schon damals also müßten die Waldenser ihren Stifter — oder doch wenigstens alle seine wahren Lebensdaten — verleugnet haben, trotzdem in so früher Zeit gar keine Veranlassung vorlag, ihr eigenes Schrifttum im dogmatisch-reformatorischen Sinne umzufälschen. —

Es ist nicht nötig, noch weitere quellenkritische Stichproben vorzunehmen, um zu erkennen, daß die spätmittelalterliche Ketzergeschichte gefälscht worden ist. Das Generalcharakteristikum aller gefälschten Überlieferung: der absichtliche Widerspruch und das absichtliche Dunkelmunkel tritt schon in diesen wenigen Beispielen klar an den Tag. Von vornherein übrigens waren diese charakteristischen Fälschungsbefunde in den Quellen der Ketzergeschichte zu erwarten; denn wir befinden uns ja bezüglich der häretischen Überlieferung in der wohlbekannten Sphäre der gefälschten mittelalterlichen „Geschichte" überhaupt. Daß die gesamte „Geschichte" des Mittelalters — einbegriffen also auch die Geschichte des Ketzertums — planmäßig gefälscht wurde, habe ich mit etwa einem Dutzend Hauptbeweisen in meinen früheren Arbeiten unumstößlich dargetan. Unsere kritische Betrachtung der Quellen des spätmittelalterlichen Ketzertums hat also das bereits feststehende Ergebnis nur erneut erhärtet. Mit solcher allgemeinen Bestätigung dürfen wir uns jedoch nicht zufrieden geben. Die kritische Hauptarbeit an der Ketzergeschichte ist nämlich von uns noch gar nicht in Angriff genommen; sie steht noch aus. Erst im folgenden Kapitel wird das eigentliche Zentralproblem der Ketzergeschichte bloßgelegt und einer kritischen Prozedur unterworfen werden.

An dieser Stelle nur noch eine Vor- und Nebenfrage: Wenn die Geschichte des Ketzertums von den Vätern der Aktion in Korrektur genommen wurde, wie tief erstrecken sich da die Fälschungsfäden und -herde in die Masse der Überlieferung hinein? Um es kurz zu sagen: die Verfälschung im Gebiete der Ketzergeschichte geht hinab bis auf den Kern der Dinge. Alle Hülle der häretischen Überlieferung besteht aus Fälschungsschichten, nur der Kern birgt historische Wahrheit. Historisch wahr betreffs der ganzen mittelalterlichen Ketzergeschichte ist nur, daß es im Spätmittelalter tatsächlich Ketzer gegeben hat, Menschen nämlich, die im Gegensatz zur offiziellen Kirche standen. Alles das aber, was in den Quellen über die bestehenden Ketzergemeinschaften, über ihre Gruppierung und Einteilung,

über ihre Ursprünge und Namen, über ihre Gebräuche und Lehrmeinungen berichtet wird, stellt ein unentwirrbares Bündel von Wahrheit und Dichtung dar. Die Väter der Aktion hatten schwerwiegende Gründe, über das wahre Wesen des Ketzertums der Nachwelt Sand in die Augen zu streuen; ja, ich darf hier schon mehr andeuten: die Hauptursache der Fälschungsaktion lag in der Nötigung, gerade die wahre Geschichte der Ketzerei in erster Linie aus der Welt zu schaffen und an ihre Stelle eine zweckentsprechende, gefälschte Überlieferung einzuschmuggeln.

## V.

## Das kritische Zentralproblem der Ketzergeschichte.

Ich lege jetzt das Zentralproblem der mittelalterlichen Ketzerüberlieferung bloß. Um zu ihm vorzustoßen, lenken wir unsere Aufmerksamkeit auf die Verbreitung der Ketzer im Mittelalter.

Der nicht unterrichtete Leser stellt sich die Protestation gegen die herrschende katholische Kirche, das Ketzertum, als gelegentliche Einzelerscheinungen im religiösen Leben des Mittelalters vor. Sein Erstaunen ist berechtigt, wenn er von der gewaltigen Verbreitung der Ketzerei und der ungeheuren Zahl der Ketzer zu hören bekommt. Lassen wir uns einmal von den Forschern erzählen, was sie über die Ausbreitung der Ketzerei aus den Quellen erschlossen haben.

„Der Gegensatz [Häresie und Kirche] war in der ganzen christlichen Welt, wenn auch nicht in gleicher Stärke, vorhanden. Im Süden wogte und brandete im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts mächtiger als jemals die Flut des Katharertums: es erfüllte die Städte Italiens, besonders der Lombardei, es war übermächtig in der Provence und verbreitete sich von dort ausstrahlend weithin über die französischen Landschaften." (H. IV, S. 887/888.) Auch innerhalb Deutschlands begegnet man im 12. Jahrhundert dem Katharertum „bald hier, bald dort". „Nicht nur in ganz Frankreich, sondern überall in den Städten Brabants seien sie [die Katharer] zu finden." (a. a. O., S. 889.) Besonders in den Rheingegenden und im südlichen Deutschland sind ihre Spuren seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts in den Quellen nachweislich. „Gleichzeitige Geschichtschreiber berichten

mit Schrecken von der großen Zahl dieser Priestergegner, so namentlich ums Jahr 1200 der Augustiner Wilhelm in seiner englischen Geschichte: es gäbe in Frankreich, Spanien, Italien und Deutschland ganze Landschaften, wo so viele Menschen von der Pest der Häresie angesteckt seien, daß man glauben könne, sie seien zahlreicher als der Sand am Meer." (15)

An die Stelle der Katharer traten dann, wie wir bereits hörten, die Waldenser. Und wie vordem die Katharer, so schufen sich jetzt auch die Waldenser im südlichen Frankreich und in Oberitalien (Lombardei) Kernpunkte ihrer Wirksamkeit. In Deutschland bemerkt man die „neuen" Ketzer zuerst und besonders wieder im Süden und am Rhein. „In der Stadt Trier hatten sie [um 1230] nicht weniger als drei „Schulen" ... Am Oberrhein hatten sie in Straßburg einen Hauptsitz, doch waren sie über das ganze Elsaß verbreitet. In Straßburg wurden 1211 ungefähr achtzig Genossen ... verbrannt. In Baiern fand man sie überall: in der Mitte des 13. Jahrhunderts bestanden in der Diözese Passau an mehr als vierzig Orten waldensische Kreise." (H IV, S. 901/902.) Im Südosten des Reiches „war ihre Zahl groß genug, daß sie sich als Geheimkirche organisieren konnten. Waldensische scholae gab es an zwölf verschiedenen Orten ... Alle, Mann und Weib ..., seien unermüdlich, zu lehren und zu lernen; sei einer auch nur eine Woche lang Schüler gewesen, so suche er bereits einen andern, um ihn zu unterweisen." (A. a. O. V¹, S. 398.) Im Herzogtum Österreich schätzte man damals die Zahl der Waldenser auf über 80 000! (A. a. O. V¹, S. 400.) In Böhmen und Mähren war die Menge der Ketzer „kaum zu zählen". Aber damit noch nicht genug. Wir hören nämlich, daß außerhalb der waldensischen Hauptgruppe an vielen Orten noch Sondersekten existierten. So gab es zum Beispiel in Deutschland zahlreiche Anhänger der Sekte vom freien Geist. Vor allem machten die sogenannten Beginen und Begarden die Flut des Ketzertums noch mehr anschwellend. Die Beginen waren, wie uns die gefälschten Quellen glauben lassen wollen, „Asketinnen, die nach Art der Nonnen,

aber ohne bindendes Gelübde ... lebten". Veranlassung zur Gründung der Beginenhäuser soll der Umstand gewesen sein, daß „der Andrang zu den Nonnenklöstern" so groß war, „daß er durch die vorhandenen Klöster nicht befriedigt werden konnte und sich neue Formen schuf". (16) Wie gesagt, so stellen die Quellen den Anlaß und das Wesen des Beginen- und Begardentums hin. In Wirklichkeit gibt es jedoch, wie Keller (K., S. 28) mit Recht hervorhebt, „kaum ein Gebiet, welches dunkler ist als die Geschichte dieser Begharden (und Beginen)". Man male sich doch auch nur einmal so eine Gesellschaft freiwillig in Askese zusammenlebender Frauen in Gedanken aus! Uns interessiert hier nur, daß schon bald nach der harmlosen Gründung ihrer freiwilligen Asketenvereine die kirchenfrommen Beginen und Begarden in den Geruch der Häresie kamen und der Inquisition verfielen! Kaiser Karl IV. besonders ließ sich die Ausrottung der ketzerischen Begharden sehr angelegen sein. „Der Kaiser rühmt 1369 von Kerlinger [einem Inquisitor], daß er die Sekte der Begharden und Beginen in den Kirchenprovinzen Magdeburg und Bremen, in Thüringen, Sachsen und Hessen vernichtet habe." (17) Auch diese asketischen Männer und Frauen füllen also das schon so beträchtliche Kontingent der Ketzer noch weiter auf. „Die Gesamtzahl der Beginen in Deutschland schätzte der Bischof Johann von Straßburg im Jahre 1318 auf über 200 000." (H. V[1], S. 426.)

Angesichts so gewaltiger Ketzermassen im Spätmittelalter fragt man sich erstaunt und zweifelnd: aber wo war denn damals die römische Kirche?! War sie überhaupt noch da? Sie war wohl wirklich noch da, denn sie erwies sich als äußerst lebendig und rührig und verfolgte und verbrannte die Ketzer mit viel Eifer, wenn und wo sie ihrer habhaft werden konnte.

Wie uns die Quellen also kundtun, bestand im Spätmittelalter das Ketzertum durch ganz Europa in einer ungeheuren Ausbreitung. Mögen die gefälschten Quellen nun auch über die Namensbezeichnungen und Glaubenslehren dieser Ketzer noch so viele Lügen auftischen, an der nackten historischen Tatsache, daß

es damals Ketzer als Gegner Roms in ungeheurer Masse gegeben hat, kann kein Zweifel sein. Und doch komme ich jetzt mit der an dieser Stelle ohne nähere Erklärung geradezu monströs klingenden Behauptung: es ist unmöglich, daß im Spätmittelalter eine so ungeheure Anzahl von Gegnern Roms überhaupt gelebt haben kann! Ich erkläre das Dasein so verbreiteter Ketzermassen für glattweg unmöglich!

Wenn mir der Leser nun zuruft: das ist doch ein Widerspruch! Da stimmt doch etwas nicht! Einmal wird erklärt, an der historischen Existenz dieser Ketzermassen kann kein Zweifel bestehen, und gleich darauf wird das gerade Gegenteil behauptet — so verstehe ich den berechtigten Unwillen des Lesers durchaus. Aber ich bitte ihn, noch ein wenig Geduld zu üben. Der so schreiend erscheinende Widerspruch wird sich in der Folge auf eine ebenso unerwartete wie einfache Art auflösen. Der Leser sieht sich jetzt mitten in ein Problem hineingeworfen, in das kritische Zentralproblem der ganzen Ketzergeschichte. Es taucht ein Problem auf, von dessen Dasein die zünftige Forschung bisher noch gar keine Ahnung hatte. Das Dasein der Ketzer gibt uns durch das bloße Dasein dieses große Problem auf; denn die geschilderte massenhafte Existenz von Ketzern im Spätmittelalter stellt wirklich ein Rätsel dar.

Das Zentralproblem der Ketzergeschichte liegt beschlossen in der Frage: ist es möglich, daß sich die Ketzerei im Mittelalter in dem geschilderten Maße ausbreiten und vermehren konnte? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns das Leben der Ketzer und die von der Kirche gegen das Ketzertum getroffenen Maßnahmen vergegenwärtigen.

Jedermann weiß, daß schon im Mittelalter die katholische Kirche durchaus nicht gesonnen war, einen Menschen, der in ihrer Machtsphäre lebte, nach seiner Fasson selig werden zu lassen. Ein Irrgläubiger, ein Ketzer, kann daher außerhalb der Kirche nicht nur nicht selig werden, sondern er bedeutet auch für die

Rechtgläubigen und damit für den Bestand der alleinseligmachenden Kirche eine große Gefahr. Im Guten oder mit Gewalt muß die Kirche, gemäß ihres „göttlichen Auftrages" solche Abtrünnigen wieder zum rechten Glauben zurückführen oder vernichten. Allbekannt ist ja das Institut der Inquisition; allbekannt auch, daß das Wirken dieses Instituts in der Mehrzahl der Fälle auf die Unschädlichmachung — Einkerkerung und Verbrennung — der Irrgläubigen hinauslief. Päpste und weltliche Fürsten fanden sich in gleichem Eifer zusammen, die gefährliche Pestbeule der Ketzerei auszubrennen.

Betrachten wir einmal einige päpstliche Dekrete gegen das Ketzertum. Ein solches Dekret vom Jahre 1184 ordnet an: „Jeder Erzbischof oder Bischof oder ... an seiner Stelle eine andere geeignete, ehrenwerte Persönlichkeit soll ein- bis zweimal im Jahre die Pfarreien, von denen gerüchtweise bekannt ist, daß dort Ketzer wohnen, bereisen. Dort sollen sie drei oder mehr gut beleumdete, zeugnisfähige Männer ... unter Eid anhalten, daß sie ihnen bekannte Häretiker oder solche, die dunkle Conventikel besuchen oder vom gemeinsamen Glauben in ihrem Lebenswandel abweichen, dem Bischof ... angeben wollen, der daraufhin die Angegebenen vor sich rufen soll." (18) Ein anderes Dekret verfügt: „Die Erzbischöfe und Bischöfe müssen in den einzelnen Parochien in- und außerhalb einer Stadt einen Priester und ein, zwei, drei ... gut beleumdete Laien eidlich verpflichten, die fleißlich und wiederholt den Häretikern nachforschen, verdächtige Häuser, unterirdische Räumlichkeiten oder geheime Gemächer zu durchsuchen haben, die dann zerstört werden sollen." Weiter Papst Innocenz III.: „Es lasse sich Niemand verleiten von falschem Mitleiden [mit den Ketzern]. Selbst die orthodoxen Kinder eines Ketzers müssen ihrer Habe beraubt werden, Fürsten müssen selbst gezwungen werden, die Güter eines Ketzers zu konfiszieren; das Haus, in welchem ein Ketzer Aufnahme gefunden, muß niedergerissen werden ... Treu und Glauben braucht einem Ketzer nicht gehalten zu werden, und der Betrug, gegen ihn geübt, wird geheiligt." (F., S. 398.)

Wir müssen zugeben: diese Verordnungen bezeugen in der Aufspürung der Ketzer kriminalpolizeiliches Talent. Es steckt System in den Fahndungsanweisungen. Nun denke sich der Leser diese Verfügungen in die Praxis des wirklichen Lebens umgesetzt und ausgeführt. Er versuche intensiv, sich das Wirken der Inquisition und ihrer Helfershelfer in einer verdächtigen Ortschaft praktisch auszumalen. Er begleite in Gedanken die Spürhunde der Inquisition bei der Auskundschaftung von Ketzern und bei Bespitzelung der Ketzerei Verdächtigen. Er vergegenwärtige sich endlich die Strafen und das grausige Schicksal nicht nur der überführten Ketzer, sondern auch seiner ganzen Familie. Wenn der Leser das alles überdacht hat, dann wird er von selbst das Problem erkennen, das hier vorliegt, das Problem nämlich: wie ist es nur möglich gewesen, daß sich angesichts der geschilderten Situation, trotz der peinlichsten kriminalistischen Vorkehrungen und trotz aller furchtbaren Strafen die Ketzerei in dem ungeheuren Ausmaße verbreiten konnte?

Wieder muß ich jetzt einem Einwande, der erhoben werden könnte, die Spitze abbrechen. Die Frage nach der Möglichkeit der ungeheuren Verbreitung der Ketzerei ist unstatthaft, lautet dieser Einwand, denn die Geschichte beweist ja, daß das Ketzertum tatsächlich einen so gewaltigen Aufschwung genommen hat. In diesem Einwande steckt jedoch ein schlimmer Trugschluß. Die Geschichte soll beweisen, daß die Ketzerei „wirklich" so stark angeschwollen ist? Welche Geschichte? Die Geschichte des Mittelalters? Aber diese „Geschichte" ist ja gefälscht! Diese angebliche „Geschichte" ist ja nichts weiter als gefälschte papierne Überlieferung! Und weil die mittelalterliche „Geschichte", so wie sie in den Quellen vorliegt, gar nicht der unangetastete Niederschlag historischen Geschehens, sondern ein künstliches Fabrikat darstellt, deshalb ist unsere Frage nicht bloß statthaft, sondern im Interesse der Wahrheitsermittlung unbedingt erforderlich.

Hat sich der Leser vorher das Wirken der Inquisitoren auszumalen versucht, so bitte ich ihn nunmehr, in Gedanken einen wandernden Apostel der Ketzer auf seinem Werbewege zu be-

gleiten. Ein Glaubensbote der Waldenser beispielsweise kommt da in einer Stadt an, um für seinen evangelischen Glauben neue Genossen zu werben. Frei und offen auftreten darf er nicht. Die Geistlichkeit und die Stadtbehörden haben ein wachsames Auge für solche geheimnisvollen fremden Leute. In aller Heimlichkeit und mit größter Vorsicht muß sich der Wanderapostel einem Einwohner oder einer Familie nähern. „Sogar als Kaufleute verkleidet ziehen die Glaubensboten herum ... Wenn sie nun etwa gefragt werden, ob sie nicht auch noch andere Dinge zu verkaufen hätten: da sagen sie, sie hätten noch ein Anderes, was köstlicher als alle Edelsteine, nur müsse man ihnen versprechen, sie nicht an den Klerus zu verraten. Unter dem Köstlichen aber verstehen sie das Evangelium." (F., S. 257.) Versprechen müsse man also, sie nicht zu verraten! Das Versprechen war ja an sich leicht zu geben; aber wenn nun der biedere Einwohner merkte, worauf das „Köstliche" hinauslief? Hinter dem Köstlichen sah er den Scheiterhaufen flackern. Und man verfiel schon der Inquisition, wenn man einen Ketzer auch nur stumm anhörte oder in seinem Hause aufnahm. Todesangst wird den Einwohner dazu getrieben haben, dem gefährlichen Fremden die Tür zu weisen; und wenn es hierbei verblieb, so konnte der Wanderapostel von Glück reden. Ein ganz Verängstigter aber rannte schleunigst nach der Pfarre und berichtete dort, was ihm soeben begegnet war. So ein Wanderapostel wäre in Wirklichkeit nicht allzu lange unangefochten geblieben; über kurz oder lang hätte ihm die Inquisition das Handwerk gelegt. Lesen wir nun „zeitgenössische" Quellenberichte über die Werbemethoden der Glaubensboten, so sind wir baß erstaunt, mit welcher Sorglosigkeit und Offenherzigkeit die Apostel vorgegangen sein sollen — ohne der Inquisition in die Hände zu fallen. Der „Zeitgenosse" David von Augsburg (Ivonetus) erzählt: „Kleine Mädchen (!) lehren sie das Evangelium ... gehen gerne zu einfältigen und unwissenden Leuten ... Alles heißt er [der Glaubensbote] im Heimlichen zu bewahren und Niemandem zu verraten. Sie setzen den Klerus herab und machen sie [die Priester] so ver-

haßt, daß man ihnen weder glaubt noch folgt ... Sie raten, keine Gaben, Zehnten ... zu reichen, indem sie sagen, alles dies habe der Klerus nur zu seinem Vorteil ... angeordnet." (Ha. II, S. 294.)

Die Aussicht, für den Ketzerglauben neue Anhänger zu gewinnen, war bei den furchtbaren Folgen sowohl für den Werber als auch für den gewonnenen Genossen unendlich gering. Als ganz unmöglich kann man natürlich die Gewinnung eines „Gläubigen" nicht hinstellen. Dann und wann und hier und da einmal mochten also wirklich die Bemühungen eines Wanderpredigers — wenn er das unwahrscheinliche Glück hatte, längere Zeit hindurch den Spürhunden der Inquisition ein Schnippchen zu schlagen — von einem kleinen Erfolg gekrönt sein. Nehmen wir das Unwahrscheinliche also einmal an, ein Glaubensbote habe ungeschoren in einigen Familien des Ortes seine Bekehrungspredigt halten können und wirklich einige Neubekehrte für seine Sekte gewonnen. In welcher Lage befanden sich aber nun die neuen Genossen? Sie waren jetzt Ketzer! Das heißt: von Stund an waren sie ihres Lebens keinen Augenblick mehr sicher. Überall lauerte die Gefahr. Gewiß war ihr ganzes Sinnen darauf bedacht, die gefährliche Tatsache ihres Ketzertums „im Heimlichen zu bewahren". Aber solches „Heimlichtun" war unendlich schwer und zog unter Umständen sogar direkt den Verdacht heran. Warum tun die so heimlich? fragten die neugierigen Nachbarsfrauen. Es war gar nicht möglich, sich immerfort vor Freund und Feind so geschickt zu verstellen, daß keine Entdeckung ihrer Heimlichkeit drohte. Allein die ständige Todesangst vor Entdeckung würde bewirkt haben, daß fast alle Neubekehrten über kurz oder lang den gefährlichen Ketzerglauben wieder über Bord geworfen hätten. Blieben aber einige Standhafte dem neuen Glauben dennoch treu, versuchten sie sogar, Freunde und Nachbarn in ihre Geheimnisse einzuweihen, so gingen sie ein Wagnis ein, das mit fast absoluter Gewißheit diese Mutigen in den Inquisitionskerker führte. Denn die Möglichkeiten ihrer Entdeckung waren ja unzählige. Da gab es die

„guten Freunde", die jede auffällige Änderung in der Lebensweise ihres Bekannten in der Nachbarschaft glossieren, die jedes unvorsichtige Wort von Haus zu Haus weitertragen mußten. Und das erst recht, wenn es sich bei dem heimlichtuenden Nachbarn um verdächtig klingende Worte über Glaubensdinge handelte. Daß man über solche Dinge bei Todesstrafe nichts Verfängliches reden dürfe, das wußte ja alle Welt! Wer konnte dem Nachbarn trauen, auch wenn er noch so harmlos zuhörte? Und erst die Feinde, die man im Orte hatte und die schon immer darauf lauerten, die Schlinge zuzuziehen! Da waren die Angehörigen der eigenen Familie des Ketzers — zum Beispiel die im Evangelium unterrichteten „kleinen Mädchen" —, denen unversehens einmal eine unbedachte Äußerung entschlüpfen konnte. Da gab es Knechte und Mägde, die in der Nachbarschaft von „Heimlichkeiten" im Hause ihrer Herrschaft erzählten. Von Denunzianten hören wir übrigens auch in den Inquisitionsprotokollen oft genug. Da gab es zum Beispiel Mitglieder der Sekte, die sich eines Tages mit der Kirche wieder aussöhnten und dann, um die Wahrhaftigkeit ihrer Abschwörung zu dokumentieren, ihre Genossen denunzierten. Vor allem aber muß das beständige Aufspüren der Inquisitionshelfershelfer nach Verdächtigen vergegenwärtigt werden, um zu erkennen, daß es auch für den Geschickten und Vorsichtigen auf die Dauer unmöglich war, seine „Heimlichkeit" der Welt gegenüber zu bewahren. Auch diese Spürhunde wußten sich zu tarnen, um hinter gewisse Heimlichkeiten zu kommen. Da war ein Kleriker, so wird erzählt, der kam „zu Solchen, von denen er auskundschaftet hatte, daß sie zu der Sekte gehörten". Er gab sich „mit großer Verstellungskunst den Anschein, als gehöre er zu derselben Religions-Partei. Das glaubten ihm die Arglosen denn und offenbarten ihm alle ihre Geheimnisse". (19)

Es könnte nun sein, daß mich ein besonders skeptischer und neugieriger Leser fragen würde: wenn man der gefälschten Überlieferung nicht trauen kann und darf — woher wissen Sie denn, wie die Menschen im Mittelalter dachten und fühlten?? Woher

wissen Sie so bestimmt, daß auch im Mittelalter über die Heimlichkeiten der Nachbarn geklatscht wurde, daß es auch damals Zwistigkeit, Neid und Rachsucht unter den Menschen gab? Wenn Sie es nicht schwarz auf weiß in den Archiven haben, woher wollen Sie wissen, daß es einstmals unter den Menschen auch Denunzianten und Spitzel gab? Die große Mehrzahl meiner Leser wird diese Fragen mit Schmunzeln anhören; denn wohl jedermann ist sich gar nicht ein bißchen im unklaren darüber, woher ich meine Weisheit habe. Allerdings, lieber und neugieriger Leser: aus den Archiven habe ich meine Weisheit nicht!

Alles in allem genommen: die Gefahr, entdeckt und als Ketzer verbrannt zu werden, war unter den geschilderten Verhältnissen so drohend und groß, daß jenes, von den gefälschten Quellen berichtete, ungeheure Anschwellen der Ketzerei in der wirklichen Welt ein Ding der Unmöglichkeit bedeutet. Dieser Erkenntnis wird sich niemand entziehen können, der gewillt ist, der lebendigen Erfahrung mehr Glauben zu schenken als der gefälschten papiernen Überlieferung. Aber die Historiker sind vorläufig noch nicht gewillt, der Erfahrung zu vertrauen; Hinderungsgrund ist ihr vieles papiernes Wissen. Sie haben ja die Quellen sehr gründlich durchforscht, und siehe da, jetzt kommen sie wirklich mit einer aus der papiernen Überlieferung geschöpften „zureichenden Erklärung“ für das trotz aller Verfolgung so übermächtig anschwellende Ketzertum! Man vergesse nicht, rufen sie, die Ketzer haben sich vor ihren Verfolgern auf eine ganz schlaue Art getarnt. Und nun erinnert man mich an die schon vorher erwähnte Unterscheidung der Ketzer in Perfecti und Credentes.

Da ging also aus den Quellenberichten hervor, daß sich nur die Perfekti ganz und gar von der offiziellen Kirche freigemacht und ferngehalten hätten, daß aber die gewöhnlichen Gläubigen trotz ihrer ketzerischen Einstellung dem äußeren Scheine nach seelenruhig — und schlauerweise — im Schoße der verhaßten Kirche verblieben seien. „Es ist bekannt“, sagt Dieckhoff (S. 127), „daß die Waldenser sich in jener Zeit [nämlich in der Zeit vor

der Reformation] dem Kultus der römischen Kirche äußerlich angeschlossen und überhaupt dem römischen Klerus äußerlich die Obedienz nicht verweigerten; daß sie vielmehr äußerlich den Gesetzen der römischen Kirche gemäß lebten, bei den Priestern beichteten, Messe hörten, Zehnten entrichteten usw. Das eigentümliche christliche (!) Leben in der Sekte beschränkte sich auf das Hören der heimlichen Predigten der sogenannten Barben [Predigerbrüder] und auf das heimliche Beichten bei denselben." — Nun also, rufen die Historiker; wenn die Gläubigen sich so geschickt zu tarnen wußten, ist es dann ein Wunder, daß die Ketzerei sich mächtig ausbreiten konnte? Leider ergibt sich nun schon aus den gefälschten Quellen selbst, daß gar nicht alle Credentes und gar nicht zu allen Zeiten diese gewöhnlichen Gläubigen äußerlich aus Vorsichtsgründen gehorsame Kinder der Kirche blieben. Die Quellen widersprechen sich bezüglich der Stellung der Ketzer zur offiziellen Kirche heftig. Oben auf Seite 70 haben wir bereits ein Beispiel dieses Widerspruchs angeführt. Der soeben angeführte Satz von Dieckhoff soll auch nur für die Zeit unmittelbar vor der Reformation, also etwa für die letzte Hälfte des 15. Jahrhunderts Gültigkeit haben. Vorher hätten sich auch vielerorten die Credentes viel schroffer von der Kirche getrennt, melden andere Quellen.

Doch nehmen wir getrost einmal an, die Credentes, also die Hauptmasse der Ketzer, hätten allesamt und zu allen Zeiten aus Gründen der Vorsicht die Gebräuche der Kirche äußerlich weiter mitgemacht. Nur dann und wann hätten sie in aller Heimlichkeit bei ihren Wanderaposteln Predigten gehört und gebeichtet. Wie? Waren diese sonderbaren Heiligen nun vor den Fangarmen und vor den Späheraugen der Inquisition sicher?? Gewiß, sie wurden nicht so schnell gefaßt wie jene Mutigen, die sich nach ihrer Bekehrung zum Sektenglauben ostentativ von der Kirche fernhielten. Wenn ein Christ plötzlich überhaupt nicht mehr zur Beichte und zur Messe kam, so hatte er sich ja selbst ganz offenkundig als Ketzer zu erkennen gegeben, und die Inquisition wird in solchem Falle auch nicht lange gezögert haben,

dem Wagehalsigen auf den Zahn zu fühlen. Aber waren denn nun diejenigen, die äußerlich alle Kirchengebräuche noch mitmachten, um nicht als Ketzer aufzufallen, durch diese Vorsichtsmaßregel vor der Entdeckung geschützt? Sie hatten doch ihre „Heimlichkeiten"! Sie kamen an heimlichen Orten zusammen, um der Predigt ihrer Apostel zu lauschen. Mit größter Vorsicht zwar gingen sie zu Werke; aber war diese „Vorsicht" nicht die größte Unvorsichtigkeit, welche die Ketzer angesichts der tausendfach drohenden Gefahr begingen? Alle die Möglichkeiten der Entdeckung, die wir vorher aufgezählt haben — Argwohn der guten und feindlichen Nachbarn, unbedachte Äußerungen eines Sektenmitgliedes, Denunziantentum und Bespitzelung — kommen ja gerade in Betracht bei den „heimlichen" Ketzern! Vorzüglich solchen heimlichen Ketzern spürte die Inquisition mit Eifer nach! Um nichts war für die Ketzer die Gefahr der Entdeckung verringert, wenn sie sich „im übrigen scheinheilig zur Kirche hielten"; die Entdeckung ihrer Heimlichkeit wurde höchstens etwas hinausgeschoben. „Dennoch war dieses heimliche Wesen der Waldenser keineswegs ein Geheimnis", erklärt auch Dieckhoff (S. 127). Über kurz oder lang würden also auch die größten Heimlichkeiten der ketzerischen Konventikel, sei es durch einen unglücklichen Zufall, sei es durch Denunziation oder durch Bespitzelung, an den Tag gekommen sein. Aber o Wunder: die Ketzer vermehren sich in der Tintenwelt der papiernen Überlieferung so rapide und ungehemmt, als hätte es so etwas wie Inquisition und Scheiterhaufen nie gegeben! Die Ketzer vermehrten sich wie Sand am Meer.

Manche Forscher halten nun noch eine zweite zureichende Erklärung bereit, um begreiflich zu machen, warum die Flut der Ketzerei „wirklich" so anschwellen konnte, wie die gefälschten Quellen es uns schildern. Diese Erklärung lautet: die Inquisition sah sich in ihrer Tätigkeit gehemmt. Nun weiß man ja, daß die Kirche bei der Ausrottung der Ketzer auf die Mithilfe der weltlichen Macht angewiesen war; aber die weltlichen Fürsten waren oft lässig in dieser Hinsicht, ja, sie paktierten, wie

einige Quellen wissen wollen, zuweilen direkt mit den Häretikern. In solcher mißlichen Lage konnte dann natürlich der Arm der Inquisition nicht so fest zupacken, wie es im Interesse der Kirche wünschenswert war. Das klingt nun freilich einleuchtend. Wenn wirklich die Fürsten lässig waren oder sich sogar der Inquisition widersetzten, dann konnte ja der Samen der Ketzerei üppig ins Kraut schießen. Aber auffallenderweise berichten sogar die Quellen nur von ganz vereinzelten und aufs Ganze gesehen sehr unbedeutsamen Fällen von Lässigkeiten der weltlichen Fürsten dem Ketzertum gegenüber. Nur dann und wann einmal hat nach den Quellenaussagen irgendein untergeordneter weltlicher Herr seine schützende Hand über die Ketzer gehalten, aber immer handelte es sich dabei um örtlich und zeitlich begrenzte Vorkommnisse. Solche Ketzerbeschützer mußten ihr Handeln allesamt bitter büßen, und nach kurzer Schutzfrist waren auch diese Ketzer vogelfrei und mußten die Scheiterhaufen besteigen. Die fast ausnahmslose Regel dagegen ist, daß die weltlichen Großen, und gerade die mächtigsten Fürsten und Landesherren allermeist, sich allezeit als die willfährigsten Werkzeuge der Inquisition bewiesen! Ja, die Bereitwilligkeit der Fürsten, der Kirche in der Ausrottung der Ketzerei mit allen Mitteln beizuspringen, ist eine so auffällige Erscheinung, daß neuerdings ein Forscher, Hashagen, von der „unheimlichen Aktivität der Laien in der Ketzerbekämpfung“ spricht. (20) „Gegenüber der Ketzerei, die sich während des späteren Mittelalters sonst fast in allen Gesellschaftskreisen verbreitete, blieben diese Fürsten fast ganz immun.“ (Hashagen, S. 52.)

Die Könige und Landesfürsten blieben auf schier wunderbare Weise nicht nur immun, sondern sie übertrumpften oft noch die Maßnahmen der kirchlichen Behörden durch Erlasse, die von „blindem Fanatismus“ gegen das Ketzertum Zeugnis ablegen. So Kaiser Karl IV., den man mit Recht den „Pfaffenkaiser“ und „Henkersknecht des Papsttums“ genannt hat. „Der Kaiser gebraucht die maßlosesten Wendungen, um seine Verehrung für

dies heilige Amt [der Inquisition] und die Inquisitoren, diese Vorkämpfer und Erhalter des Glaubens, auszusprechen." (21) Wir werden übrigens in einem andern Hefte über die Stellung der Könige und Landesfürsten zum Ketzertum noch ausführlicher zu handeln haben. Hier genügt die Feststellung: von einer „Hemmung" der Inquisition durch die weltlichen Großen kann gar keine Rede sein; alle weltlichen Machtstellen von Einfluß haben im Gegenteil einen schier unglaublichen Eifer bewiesen, wenn es galt, der Ketzerei vernichtend auf den Leib zu rücken.

Damit haben sich die von der Forschung vorgebrachten, angeblich „zureichenden Erklärungen" für das ungeheure Anschwellen der Häresie im Spätmittelalter als hinfällig entpuppt. Es bleibt vielmehr dabei: aus den geschilderten psychologischen Gründen folgt mit der absoluten Gewißheit einer lebendigen Erfahrung, daß im Mittelalter ein Ketzertum in der ungeheuren Ausbreitung, wie die gefälschte Überlieferung vortäuscht, gar nicht existiert haben kann. Das Ketzertum hätte im späteren Mittelalter nur dann in dem geschilderten gewaltigen Maßstabe Boden gewinnen und behaupten können, wenn — wie nach der Reformation! — mächtige weltliche Fürsten, in erster Linie einige Landesherren, als kräftige und dauernde Beschützer und Förderer der Ketzer aufgetreten wären. Folgender Hinweis kann zur Erhärtung unserer angeführten Gründe dienen: „Man denke nur an die äußerst dürftigen Fortschritte, die heutigentags ohne das Bestehen der Inquisition der Protestantismus in Spanien macht ... Jene Handvoll Protestanten, die in der letzten Zeit Karls V. und den ersten Tagen Philipps II. dort erschienen, sind bald durch die Energie des spanischen Königstums und der spanischen Kirchengewalten spurlos vertilgt." (22) Die mittelalterlichen Quellen lügen also das Blaue vom Himmel, wenn sie uns von einer aus kleinen Anfängen sich allmählich zur riesigen Flut zusammenballenden Ketzerei erzählen wollen.

Es hat also im Mittelalter keine Ketzer, wenigstens nicht in bedeutender Zahl, gegeben? Doch, es gab auch während des

Mittelalters ein Ketzertum; die Ketzerei war damals sogar noch sehr viel verbreiteter, als die Quellenberichte durchschimmern lassen. Ich erinnere die Leser, daß ich schon einmal erklärt habe: mögen die gefälschten Quellen auch über die Namen und Lehren der Sekten noch so viele Lügen auftischen, an der nackten historischen Tatsache, daß es im Mittelalter Ketzer als Gegner Roms in ungeheurer Masse gegeben hat, kann kein Zweifel sein! Damit stehen wir erneut vor dem Dilemma: einerseits kann es nicht viel Ketzer gegeben haben — andererseits war das Ketzertum noch verbreiteter, als die Quellenberichte erkennen lassen.

Der Leser schüttelt den Kopf. Was soll er von solcher schrillen Dissonanz halten? Ich beeile mich daher nun auch, eine Auflösung des hier allem Anscheine nach vorliegenden Widerspruchs herbeizuführen. Mit der Auflösung des Widerspruchs werden wir auch volle Klärung über die Ursache der Fälschungsaktion gewinnen.

## VI.

## Das sogenannte Schisma der Kirche als die Ursache der Fälschungsaktion.

Im Anschluß an die tumultarische Wahl Papst Urbans VI. brach infolge einer Kette seltsamer Ereignisse im Jahre 1378 in der Christenheit jene große Spaltung auf, die man mit dem Namen Schisma bezeichnet. Über die angebliche Entstehung dieses Schismas, sowie über den Verlauf und die endliche Beilegung der Spaltung haben wir an dieser Stelle nicht zu verhandeln; eine gründliche Erörterung dieser Angelegenheit bleibt einem neuen Hefte vorbehalten. Hier genügt der Hinweis, daß die Christenheit seit 1378 plötzlich zwei Päpste, und seit dem Konzil zu Pisa (1409) sogar drei Päpste als Oberhirten ihres Amtes walten sah. Wie nun die zwei bzw. drei Päpste sich als Rivalen bekämpften, so zerfiel damals auch die christliche Herde in zwei und drei feindliche Gruppen auseinander. Eine ungeheure Verwirrung bemächtigte sich der zerspaltenen Christenheit, und die Frage wurde immer dringender und rätselvoller: wer ist denn nun der „rechte" Papst? „Der Druck des Schismas war ... ungeheuerlich ... dadurch, daß es, je länger es dauerte und je evidenter wurde, daß der „rechte" Papst sich nicht finden ließ, alle Argumente aus dem geltenden Kirchenrecht einfach ad absurdum führte und in sich aufhob." (23) Es ließ sich nicht feststellen, wer der rechte Papst sei! Das ist der Angelpunkt, die historische Quintessenz der gefälschten Überlieferung über das Schisma des Papsttums.

Gegen Ende des Mittelalters erblicken wir die Christenheit in mehrere große Gruppen zerspalten; jeder Gruppe steht als Oberhirte ein „Papst" vor. Die „Geschichte" berichtet: dieser Zustand der Zerspaltung in der Christenheit datiert vom Jahre

1378 an. Vorher war die Christenheit einig, hatte nur einen Papst, nämlich in der Person des Bischofs von Rom! Der Leser beachte: auf die angebliche, seit altersher bestehende Einheit der ganzen Christenheit unter der Oberleitung des römischen Papstes kommt es an. Durch das Schisma soll diese Einheit der Kirche nur vorübergehend gestört und aufgehoben worden sein.

Diese angeblich seit altersher bestehende Einheit der Christenheit unter einem, nämlich dem römischen Papst, ist die größte Tendenzlüge der gefälschten mittelalterlichen „Geschichte". Die Wahrheit lautet: die Zerspaltung der Christenheit in unabhängige Untergruppen — in Regional- oder Landeskirchen — stellt den ursprünglichen Zustand dar. Erst gegen Ende des Mittelalters wurde die Einigung der Christenheit, die Verschmelzung der einzelnen Nationalkirchen in die eine allgemeine (katholische) Universalkirche und gleichzeitig damit das römische Universalpapsttum durch List und Zwang verwirklicht.

Die Lösung des Widerspruchs in der Angelegenheit der mittelalterlichen „Ketzer" ergibt sich durch folgende Erkenntnis. Wäre im Mittelalter eine geeinigte Universalkirche mit einem (römischen) Universalpapst als Spitze einer allgemeinen Priesterhierarchie verhanden gewesen, so hätte die kirchliche Zentralgewalt durch ihre Inquisition, unter der willigen Beihilfe der weltlichen Fürsten, jede auftauchende ketzerische Bewegung mit Leichtigkeit alsbald wieder niederschlagen können und in der Tat auch wirklich mit Stumpf und Stiel vernichtet. Nun existierte aber im Mittelalter weder eine die ganze Christenheit umfassende Universalkirche, noch ein (römischer) Universalpapst. Unsere Erörterung des religionspsychologischen Rätsels des babylonischen Exils des Papsttums schloß ja mit dem Ergebnis ab: eine Tradition von der Sedes Romana, das heißt dem Sitze des Papsttums in Rom, hat zur Zeit des angeblichen Exils noch gar

nicht im christlichen Bewußtsein bestanden. Weiter: Rom war während des ganzen Mittelalters hindurch ein unbedeutendes Hirtendorf; ein „Papst“ hat also während des Mittelalters in Rom nicht residiert! Das eine Ergebnis bedingt und stützt das andere. Eben weil Rom nicht der Sitz und die Stadt der Päpste war, darum mußte auch die Tradition von der Sedes Romana fehlen. Der „Papst“ hat aber während des Mittelalters auch nicht etwa zu Avignon oder anderswo residiert. Denn es gab damals noch keinen Papst, das heißt einen Oberhirten einer geeinigten Christenheit. Die Christenheit teilte sich vielmehr in unabhängige Gruppen, nämlich in die einzelnen Regionalkirchen.

Von diesen einzelnen Regionalkirchen gilt bezüglich der Glaubenslehren alles das, was von den gefälschten Quellen als „Ketzertum“ hingestellt wird. Ich will damit sagen: die verschiedenen Regionalkirchen waren bis gegen Ende des Mittelalters durchaus hierarchiefreie Gemeinschaften, die, unter Verwerfung jedes Zwanges in Glaubenssachen, das dogmenlose Evangelium Christi zur alleinigen Grundlage des Lebens und Glaubens erhoben hatten. Alle Christen vertraten also — bis zur spätmittelalterlichen Zwangseinigung — ein evangelisches „Ketzertum„! „Evangelisch“ — im vorreformatorischen Sinne genommen! Was die Quellen als gelegentliche Erscheinungen, als Ausnahmen hinstellen wollen, eben dies evangelische Ketzertum, war in Wahrheit bis gegen Ende des Mittelalters die herrschende Form des christlichen Glaubenslebens. Die evangelischen „Ketzer“ waren eher da als die römische Hierarchie! Erst als vor und in der „Schisma“-Zeit die Regionalkirchen zwangsweise unter einem Papst geeinigt wurden, als mit der neugeschaffenen Priesterhierarchie die neuen „katholischen“ Dogmen eingeführt wurden und sich nun viele Gemeinden nicht gutwillig den neuen Dingen und Gewalten fügen wollten — erst da wurden die Widerspenstigen als Ketzer gebrandmarkt und verfolgt. Auf diese Weise erklärt es sich, woher die vielen „Ketzer“ im späten Mittelalter kommen.

Was war also die Ursache der großen Geschichtsfälschungsaktion? Durch die Darstellung der gefälschten Überlieferung betrachtet, liegt die Ursache der Aktion in dem „Schisma“ des angeblich vorher einigen Papsttums. Als damals Stimmen laut wurden: „daß wenig daran liege, wie viele Päpste es gäbe, ob zwei oder drei, ob zehn oder zwölf; jedes Land könne seinen eigenen unabhängigen Papst haben“ (P. I., S. 141); als man sich vergebens abmühte, durch juristische Beweisführung darzutun, wer denn nun eigentlich der rechte Papst sei und warum er der rechte sei — da wurde der Gedanke geboren, durch historische Beweisführung klarzustellen, daß auf Grund der „Tradition“ nur der römische Papst der rechte Oberhirte der Christenheit sei. Die wirkliche Geschichte wußte nichts von einer solchen Tradition, denn einen Universalpapst hatte es während aller mittelalterlichen Jahrhunderte überhaupt noch nicht gegeben. Ein Papst im modernen Sinne des Wortes (als Oberhirt der geeinigten Christenheit) hatte also weder zu Rom, noch zu Avignon oder sonstwo residiert. Die unabhängig voneinander bestehenden evangelischen Landeskirchen besaßen zwar eine kirchliche Verwaltung und Leitung, aber diese Verwaltung war nicht in der Form einer beamtenmäßigen Priesterhierarchie am Werke. Als gewisse Kreise sich dann zur Schaffung einer Universalkirche entschlossen (zur Union aller Landeskirchen in die eine allgemeine, katholische Überkirche), da schlug auch die Geburtsstunde des Universalpapsttums. Wo aber sollte dieser Oberhirt residieren? Die wirkliche Geschichte schwieg auf diese Frage, denn einen Papst als Leiter der geeinigten Christenheit kannte sie nicht. Die Frage jedoch: wer soll Papst sein und wo soll er residieren? mußte ein für allemal durch unumstößliche Tatsachen beantwortet und damit für alle Zeiten endgültig erledigt werden. Es durfte in Zukunft nicht mehr die leiseste Möglichkeit bestehen, daran zu zweifeln, wo das Papsttum durch göttlichen Beschluß seinen ewigen Sitz habe und daß nur ein Mann der rechte Papst sei, nämlich der römische Bischof als

Nachfolger Petri. So wurde die Einöde Rom zur Weltstadt der Päpste.

Die wirkliche Geschichte schwieg sich über Hierarchie und Papsttum überhaupt aus, wußte also nichts von einer römischen Tradition der Päpste. Die wirkliche Geschichte bewies nicht, was nun einmal geschichtlich bewiesen werden mußte; also tilgte man sie aus und errichtete auf der leeren Fläche das pseudohistorische Tendenzgebäude, das uns heute in der gefälschten mittelalterlichen Überlieferung vor Augen steht. Wie schön bewies nun die Ersatzgeschichte die „historische Entwicklung" der Priesterhierarchie und deren Krönung durch das römische Papsttum. Das unbedeutende Hirtendorf am Strande des Tiberflusses konnte so leicht mit Hilfe von Tinte und Pergament zur christlichen Welthauptstadt des Mittelalters, zum Rom der Päpste umgewandelt werden. Die Phantasiestadt Rom wurde auf den Pergamentblättern zum Mittelpunkt der Weltgeschichte erhoben, von dem aus sich die Kulturströme in alle Gegenden des Abendlandes ergossen. So lehrte und bewies die neufabrizierte papierne Überlieferung des Mittelalters. — Unsere Untersuchungen sind jetzt auf einem vorläufigen Haltepunkt angekommen. Von einer Fülle absolut neuer Erkenntnisse überschüttet, steht der überraschte Leser still und schaut zurück. Aber er blickt auch vorwärts und sieht eine Schar neuer und überaus dringender Fragen heranstürmen. Da taucht zum Beispiel die große Frage auf: Wie steht es um die wirkliche historische Entwicklung des Christentums, wenn es bis an die Schwelle der Neuzeit gar keine unter einem Papsttum geeinigte Gesamtkirche gegeben hat? Wie und wann ist dann das Christentum wirklich entstanden? Auf solche brennende Fragen erwartet jetzt der Leser mit verständlichem Ungestüm Antwort, und ich werde ihm alle diese Fragen auch beantworten. Nur ist es ganz unmöglich, alle Fragen in einem Atemzuge zu erledigen; Schritt für Schritt muß ich vielmehr in weiteren Heften die Untersuchungen fortführen.

Im nächsten Hefte wird über den Verlauf der Fälschungsaktion berichtet werden.

# Literaturverzeichnis.


1. Hergenröthers Handbuch der allgem. Kirchengeschichte. 5. Aufl. (1915). 3. Bd. S. 8. (Im Text abgekürzt: He.)
2. A. von Reumont, Geschichte der Stadt Rom. 2. Bd. (1867). S. 716 f. (R.)
3. A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands. 5. Teil, 2. Hälfte (1920). S. 672. (H.)
4. F. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. 6. Bd. (1867). S. 186. (Gr.)
5. L. Pastor, Geschichte der Päpste. 1. Bd. (1886). S. 59. (P))
6. F. Papencordt, Geschichte der Stadt Rom (1857). S. 438, Anmerkg. 1. (Pa.)
7. F. Papencordt, Cola di Rienzo und seine Zeit (1841). S. 38. (Co.)
8. Beschreibung der Stadt Rom, von E. Platner, C. Bunsen, E. Gerhard und W. Röstell. 1. Bd. (1830). S. 254.
9. Chr. U. Hahn, Geschichte der Ketzer im Mittelalter. 1. Bd. S. 64. (Ha.)
10. L. Flathe, Geschichte der Vorläufer der Reformation. 1. Teil (1835). S. 263. (F.)
11. K. Müller, Die Waldenser und ihre einzelnen Gruppen. S. 118. (M.)
12. W. Dieckhoff, Die Waldenser im Mittelalter (1851). S. 169. (D.)
13. L. Keller, Die Reformation und die älteren Reformparteien (1885). S. 12. (K.)
14. Realencyklopädie für protestant. Theologie und Kirche. 16. Bd. (1905). S. 421/422.

15. Fr. Thudichum, Papsttum und Reformation im Mittelalter (1903). S. 8.

16. Die Religion in Geschichte und Gegenwart. 2. Aufl. (1927). 1. Bd. S. 851.

17. Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. 3. Bd. (1890). S. 353.

18. L. Förg, Die Ketzerverfolgung in Deutschland unter Gregor IV. (Historisch. Studien, Heft 218 (1932). S. 21.

19. Fr. Hoffmann, Geschichte der Inquisition. 1. Bd. (1878). S. 51).

20. J. Hashagen, Staat und Kirche vor der Reformation (1931). S. 66.

21. Historische Zeitschrift. 41. Bd. (1879). S. 197.

22. Historisches Jahrbuch. 24. Bd. (1903). S. 593/594.

23. H. Heimpel, Dietrich von Niem (1932). S. 110.

---

Völkisches Erwachen
Herausgegeben von Gustav von Neinkirch

Heft 22

# Dogmenchristentum und Geschichtsfälschung

von

Wilhelm Kammeier

1938

Adolf Klein Verlag, Leipzig C 1

Druck: Buchdruckerei H. Eschenbacher, Leipzig

# Inhalts-Verzeichnis

## Einleitung.

### Vor allem: die Methode!

Wieder lege ich dem deutschen Volke eine neue Schrift vor, die wie alle meine früheren geschichtskritischen Arbeiten: 1. Die Fälschung der deutschen Geschichte, 2. Neue Beweise für die Fälschung der deutschen Geschichte, 3. Die historischen Welträtsel, 4. Rätsel Rom im Mittelalter, alle erschienen im Verlage Adolf Klein, Leipzig — jene am Ende des Mittelalters von Rom durchgeführte große Geschichtsfälschungsaktion und ihre Auswirkungen zum Gegenstand hat. Dieses neue Heft schließt sich nun inhaltlich eng an die vorhergehende Schrift „Rätsel Rom im Mittelalter" an, so daß ein volles Verständnis des jetzt Gebotenen das Studium dieser früheren Arbeit voraussetzt. Es wurde mir von einigen Kritikern vorgehalten, meine Untersuchungen ließen ganz die positive Seite, das Aufbauen, vermissen. Wohlan: in den nachfolgenden Kapiteln wird man mit Befriedigung eine ganze Reihe positiver Ergebnisse antreffen! Seit fast über fünfhundert Jahren, nämlich seit jener Fälschungsaktion, wird man in diesem Buche zum erstenmal wieder erfahren, wie die Geschichte des endenden Mittelalters in ihren Grundzügen wirklich ausgesehen hat. Positiver kann eine kritisch-geschichtliche Untersuchung gar nicht ausfallen. Übrigens werden auch die noch folgenden Hefte positive Beiträge zur kritischen Geschichte des ausgehenden Mittelalters bieten.

Die Seele jeder kritischen Untersuchung ist die zur Anwendung kommende Methode. Wissenschaftlich arbeitet nur, wer methodisch arbeitet, so lautet eine alte Binsenwahrheit. Auf

die Methode kommt's an. Warum hat die bisherige geschichtliche Forschung nur leeres Stroh gedroschen, und weshalb ist sie trotz aller redlichen Mühe niemals bis jetzt zur Wahrheit der mittelalterlichen Geschichte vorgedrungen? Nur deshalb, weil die Historiker bisher mit dem Handwerkszeug einer durchaus unzulänglichen Methode arbeiteten. Sie heißen ihre Methode zwar eine kritische; in Wirklichkeit aber stellt, wie ich erwiesen habe, im Hinblick auf das historische Wahrheitsziel ihre wissenschaftliche Arbeitsweise ein höchst unschuldiges und pseudokritisches Verfahren dar. Mit ihrer vererbten Methode, die eine relativistische ist, können die historischen Forscher gerade das nicht erreichen, worauf es bei geschichtlichen Untersuchungen letzten Endes doch unbedingt ankommen muß: Ermittlung der Wahrheit. Es liegt in der Natur der Sache, daß nur die von mir aufgestellte absolute Methode die historische Wahrheit ans Licht fördern kann.

Auch in den Kapiteln dieses Heftes gelangt die absolute Methode immer wieder zur Anwendung. An einem praktischen Beispiele möchte ich daher jetzt noch einmal ihr Wesen klarlegen. Nehmen wir folgenden „Unglücksfall" eines Kindes in Hamburg, der uns im „Pitaval der Gegenwart", 2. Bd. (1906), S. 181/82 überliefert ist. Die Mutter hat den Unglücksfall mitangesehen und berichtet darüber: „Als die Männer sich von mir trennten, ging ich mit dem Jungen weiter. In der ... straße wurde ich unwohl und kehrte um; der Junge klagte über Müdigkeit. Ich lehnte mich an das Geländer der Brücke. Der Junge kletterte unterdes auf das Brückengeländer. Da kamen die beiden Männer wieder zurück. Sie machten Unsinn und fingen an, sich zu stoßen. Dabei erhielt der Junge einen Stoß und fiel ins Wasser. Ich wollte nach dem Jungen greifen, konnte ihn aber nicht mehr fassen. Die Männer nahmen mich mit und sagten, es sei schon einer hinunter, der den Jungen heraufhole. In Hamburg blieb ich drei Tage und fuhr dann nach ... zurück. Von dem Unglücksfalle meines Sohnes habe ich in Hamburg nichts gesagt. Meinem Bruder sagte ich auf seine Frage, daß der Junge noch bei den

Großeltern wäre.. Meinen Eltern sagte ich, ich hätte den Jungen bei Leuten, die fortreisten, ausgetan..." — Was wird der Leser — er braucht nicht selbst Vater zu sein —, was wird die Leserin — sie braucht nicht Mutter zu sein — von dieser Darstellung sagen? Auch wenn mit der Darstellung übereinstimmende Berichte von den „beiden Männern" und von anderen Zeugen vorlägen — was wird man von dieser „Überlieferung" sagen? Daß diese Darstellung Lüge sei! Warum? Weil auf Grund des psychologischen Axioms der Kindesliebe das Ereignis in der geschilderten Weise unmöglich ist. Aus dem Axiom der Kindesliebe folgt mit absoluter Gewißheit, daß der Vorfall in Wirklichkeit anders verlaufen sein muß; und die entmenschte Mutter hat denn auch später eingestanden, daß sie ihren Sohn absichtlich, um ihn loszuwerden, ins Wasser gestoßen habe.

Was aber soeben der kritische Leser bei Beurteilung des überlieferten Ereignisses in Anwendung gebracht hat, das ist — auf geschichtskritischem Gebiete — nichts anderes als die von mir in die historische Wissenschaft eingeführte absolute Methode. Ihr Wesen besteht darin: das Überlieferte nicht relativistisch an der Überlieferung selbst zu messen, sondern sich seinen kritischen Maßstab aus der lebendigen Erfahrung zu holen. Die relativistischen Forscher könnten mir entgegenhalten, daß auch sie bereits gelegentlich nach dieser Methode verfahren hätten. Ganz richtig, gelegentlich und in Hinsicht auf historische Nebendinge wenden auch sie den absoluten Maßstab an. So sagt einmal J. Haller (1): „Man wird doch darauf bestehen müssen, daß Berichte oder Wortauslegungen, die uns zumuten, zu glauben, was der Natur der Dinge nach unmöglich ist, grundsätzlich zu verwerfen sind." Das sind goldene Worte, mir aus dem Herzen gesprochen. Nur müssen unsere Historiker mit der absoluten Methode auch Ernst machen. Und erst dann wird es Ernst, wenn man nicht nur gelegentlich und in Nebendingen, sondern grundsätzlich die geschichtliche Überlieferung, und zwar als Ganzes und gerade in ihren Haupt- und Staatsaktionen, mit dem kritischen Maßstab der lebendigen Erfahrung mißt. Das ist also meine Forderung

an die Historiker: macht Ernst mit eurer Kritik! Steigt von den Nebendingen hinauf zu den großen geschichtlichen Massiven! Und tretet dann zur endgültigen Beurteilung heraus aus der papiernen Überlieferung, indem ihr die Erfahrung zum obersten Richter über die Wahrheit der Geschichte anruft.

---

## I.

## Die Lüge von der Entstehung des großen Schismas der Kirche.

Wir treten in Gedanken vor ein mächtiges Überlieferungsmassiv der spätmittelalterlichen Geschichte: vor den Komplex des angeblichen Schismas der Universalkirche. Unsere Aufgabe lautet nun, durch kritische Untersuchungen festzustellen, ob die Bodenmasse dieser Überlieferung vom Schisma (Spaltung der Universalkirche) wirklich aus dem granitnen Fels echter Geschichte oder ganz oder teilweise aus papiernen Kunstprodukten der Fälschung besteht. Zweckmäßig hören wir uns zuerst unbefangen an, was die „Geschichte" vom Schisma zu erzählen weiß, wobei wir unser Augenmerk auf die Hauptsache, auf die Entstehung der Kirchenspaltung legen.

Im Jahre 1378 erfolgte angeblich in der Hauptstadt der Christenheit, zu Rom, die Wahl eines neuen Papstes. Gewählt wurde unter allerlei tumultarischen und tragikomischen Umständen der Erzbischof von Bari, Bartholomäus von Prignano. Das geschah am 8. April des Jahres. Wenige Monate später, am 20. September 1378, wählten nun dieselben Wahlmänner, die Kardinäle, einen neuen Papst. Wie? War der im April Gewählte — er nahm den Namen Urban VI. an — so schnell gestorben? Nein, Papst Urban VI. lebte und regierte noch, als die Kardinäle das neue Kirchenoberhaupt Klemens VII. auf den geistlichen Thron erhoben. Statt eines Papstes hatte also plötzlich die Christenwelt zwei Oberhirten; und wie diese sich gegenseitig als Rivalen erbittert bekämpften, so fiel auch bald die christliche

Herde in zwei feindliche Gruppen auseinander. Die große Kirchenspaltung, das Schisma, war da.

Fragen wir nun: Wer hat die Spaltung des Papsttums und der Kirche verschuldet?, so wird niemand lange mit der Antwort zaudern. Jeder wird ausrufen: die Wahlmänner, die Kardinäle haben Schuld daran. Und die Historiker wissen auch für die auffällige Handlungsweise der Kardinäle eine Ursache, oder vielmehr zwei, drei und mehr Ursachen bzw. Gründe anzugeben. Bedenkt, erklärt man uns, daß das Papsttum eben aus seiner „Gefangenschaft" von Avignon nach Rom zurückgekehrt war und daß von den zu Rom bei Urbans VI. Wahl anwesenden sechzehn Kardinälen elf Franzosen waren. Diese französischen Wahlmänner wollten natürlich einen Landsmann zum Papst wählen; sie wurden dann aber von seiten der Römer gedrängt, ja fast gezwungen, einen Römer oder wenigstens einen Italiener zum Kirchenoberhaupt zu küren, und erst infolge der Drohungen geschah es, daß die Wahlstimmen sich zugunsten des Italieners Urban VI. vereinigten. Ist es zu verwundern, meinen die Forscher, daß besonders die französischen Kardinäle — als die Gelegenheit dazu gegeben war — von Urban VI. abfielen und nun schleunigst einen Papst aufstellten, der ihnen passend war, nämlich den Franzosen Klemens VII.? Rivalität aus nationaler Wurzel scheint mithin die Handlungsweise wenigstens der französischen Wahlmänner genugsam zu erklären. Scheint zu erklären, sage ich mit Absicht; und es gibt auch relativistische Forscher, die mit dieser Erklärung nicht zufrieden sind. Es muß nämlich erwähnt werden, daß auch die italienischen Mitglieder des Kardinalkollegiums mit der Wahl des französischen Gegenpapstes einverstanden waren! Jetzt wird auch der Leser merken, hier liegen psychologische Probleme vor; das Verhalten aller Kardinäle wird rätselhaft und erklärungsbedürftig. Wie sehr ihre Handlungsweise nach einer Erklärung schreit, offenbart uns noch die Überlegung, daß ja die Kardinäle durch ihre zweite Wahl bewußt das größte Ärgernis für die Christenheit, das Schisma, herbeiführten. Wie kamen sie zu diesem Schritt? Wer trägt die

Schuld? Wer hat das große Unheil des Schismas über Kirche und Christenheit gebracht? Die Schuld liegt bei Urban VI.! rufen nun auch viele Historiker. Urban VI. ist der eigentliche Urheber der Kirchenspaltung! Aber wieso und warum? Mit dieser Frage treten wir in den Angelpunkt der Entstehung des Schismas, treten wir in die psychologische Sphäre Papst Urbans VI.

Wer und wie beschaffen war Urban als Kirchenfürst und Mensch? Urban, mit Namen Bartholomäus von Prignano, war vor seiner Wahl Erzbischof und Vizekanzler der Kirche. Bezüglich seiner geistigen Eigenschaften galt er für einen unbescholtenen, gelehrten und umsichtigen, klugen Mann. Allen Kardinälen war er wohlbekannt, bei allen war er wohlgelitten. Man hätte ja, auch unter dem angeblichen Zwange der Römer, einem anderen Italiener die Papstkrone verleihen können, aber nein, keiner wurde von den Kardinälen für würdiger zu dem hohen Amte befunden, als der bescheidene und kluge Prignano. Und dann, nur wenige Monate nach seiner Erwählung, der große Umschwung, der Abfall aller Kardinäle von Urban, die Wahl des Gegenpapstes. Was hatte sich begeben? Um es mit kurzen Worten zu sagen: der vor der Wahl so umsichtige und bescheidene Prignano entpuppte sich, kaum daß die päpstliche Tiara seinen Scheitel berührt hatte, als ein geistig und charakterlich total verwandeltes Wesen. War er vorher bescheiden, so war er jetzt hochmütig, polternd und beleidigend; vorher klug und vorsichtig, benahm er sich jetzt wie ein unzurechnungsfähiger Dummkopf. Merkwürdig, aber wahr — so versichern uns nach Quellenberichten Urbans Zeitgenossen. Wir wollen nun einmal Genaueres über Urbans Metamorphose hören.

„Schon am ersten Tage nach seiner Krönung ... beleidigte er viele Bischöfe und Prälaten ... Es war sicher nicht der richtige Weg, die verweltlichten Kardinäle zu bessern, wenn Urban im Konsistorium die einen barsch schweigen ließ, den anderen zurief: ‚Ihr schwätzet töricht!', und wenn er den Kardinal Orsini einen Dummkopf nannte." (2) Urban hatte allerdings alle Ursache,

über die Sitten der Kardinäle ungehalten zu sein, versichert man, „allein die Art und Weise, wie er die Sache angriff, war gänzlich verfehlt. Statt mit Klugheit und Mäßigung vorzugehen ..., ließ er sich von Anfang an von der Leidenschaftlichkeit seines Temperamentes derart fortreißen, daß seine an sich schon unsichere Stellung in der kürzesten Zeit auf das äußerste gefährdet wurde." (P, 99.) In der Tat, wenn wir uns diesen Polterer betrachten, so benimmt er sich seinen „Brüdern", den Kardinälen gegenüber, als stände er wie ein gereizter Lehrer vor unartigen Schuljungen. Psychologisch ist das Verhalten Urbans gar nicht so unverständlich, meinen einige Forscher. Vor der Wahl stand Prignano im Rang und Ansehen unter den Kardinälen, er mußte also sein Temperament zügeln und nach oben hin Bescheidenheit zur Schau tragen. Nach seiner Inthronisation warf Urban aber die demütige Maske ab, und der Emporkömmling weidete sich nun daran, die Kardinäle seine Macht und Überlegenheit fühlen zu lassen.

Ja, wenn Urban VI. nur seinen Kardinälen gegenüber den polternden Lehrer und galligen Tyrannen gespielt hätte! Aber wir hören noch von ganz anderen skandalösen Auftritten. Nicht vor Kardinälen und Bischöfen, sondern vor hohen und höchsten weltlichen Herren! „Als Beweis für den krankhaften (!) Hochmut Urbans führt Dietrich von Niem (ein Augenzeuge) die Tatsache an, daß er den Herzog Otto von Braunschweig, den Gemahl der Königin von Neapel, der mit großen Geschenken seiner Gemahlin nach Rom gekommen war und an der päpstlichen Tafel das Schenkenamt versah, lange auf den Knien liegen ließ, ehe er ihm den dargereichten Weinbecher abnahm. Auch verletzte er die Königin Johanna selbst, indem er ... ihr Regiment tadelte. Ja, er habe sogar gedroht, sie in ein Kloster zu stecken." (3) Ein anderes Beispiel: Der deutsche Kaiser Karl IV. hatte eine wichtige Gesandtschaft nach Rom abgeordnet. „Der Papst, wie berauscht von dem Gefühle der Macht, die ihm plötzlich zugefallen war, behandelte nach seiner Krönung die kaiserlichen Gesandten (die er vorher sehr gnädig empfangen hatte!) mit derselben Schroffheit und Geringschätzung wie die Kar-

dinäle." (4) Wirklich, es war so, wie ein Historiker schreibt: „Der Papst schien nichts mehr zu begreifen... Alle Anwesenden waren durch diese persönlichen Angriffe tief verletzt, und die Anhänger des Papstes, welche fühlten, wieviel Klugheit er in seiner mißlichen Stellung bedürfe, wußten sich dies unvorsichtige Benehmen nicht zu erklären." (5) Man hat von diesem geistlichen Oberhirten den Eindruck, als habe er es bewußt darauf abgesehen, sich mit Gewalt alle Welt zum Feinde zu machen. Er schmäht, kränkt und beleidigt jeden, der ihm vor die Augen kommt. Von einem Bedenken der möglichen Folgen solch kindischen Verhaltens ist bei diesem hochmütigen Wüterich keine Rede. Das bedeutet aber: Urban ist nach seiner Krönung nicht bloß unausstehlich hochmütig, sondern auch grenzenlos d u m m geworden! Vor seiner Wahl wird seine nicht gewöhnliche Umsicht und Klugheit rühmend erwähnt, nachher benimmt er sich in seiner an sich schon mißlichen Lage wie ein dummer Junge.

Wenn die Quellenaussagen recht haben, so stehen wir also vor der Tatsache, daß sich Urban nach seiner Erwählung sowohl geistig als auch charakterlich bis auf den Grund seines Wesens verwandelt hat. Ist solche Wesenswandlung bei einem Menschen möglich? Ist sie gleichsam von heute auf morgen möglich? Der nachdenkliche Leser wird nun vielleicht, auf ein praktisches Beispiel der Erfahrung hinzielend, antworten: So etwas von geistiger Verwandlung ist möglich. Auch ich leugne das nicht. Was ich jedoch, und zwar ebenfalls auf Grund der Erfahrung leugne, ist, daß solche totale urplötzliche Wesenswandlung b e i e i n e m g e i s t i g n o r m a l e n Menschen eintreten könne. Und Urban VI. müßte tatsächlich sehr an seiner geistigen Gesundheit gelitten haben, wenn es wahr wäre, daß er sich nach seiner Thronerhebung urplötzlich charakterlich-geistig in sein Gegenteil verwandelt habe. Wohlbemerkt: Urbans kindische Handlungen sind nicht die eines Privatmannes, eines Sonderlinges, der es sich ungestraft leisten kann, seine Mitmenschen zu beleidigen und zu tyrannisieren. Urban ist das Oberhaupt eines geistlichen Staatswesens, und jede seiner Handlungen und Äußerungen ist

unter Umständen geeignet, für seine Stellung und für die Kirche unabsehbare Folgen herbeizuführen. Um nur eins hervorzuheben: Neapel war in Italien die mächtigste und lebensnotwendigste Stütze des Papsttums — trotzdem verdirbt es Urban mit Neapel, und das rein aus galliger Laune und krankhaftem Hochmut. Ein Mensch in der hohen Amtsstellung Urbans VI., der plötzlich systematisch gegen seine eigenen Vorteile handelt, der sich nicht etwa zum Spaß, sondern in allem Ernst wie ein dummer Junge benimmt, müßte schwere Einbuße an der geistigen Intaktheit erlitten haben. Gregorovius meint denn auch geradeheraus: „Seine plötzliche Erhebung zum Papsttum erfüllte diesen rohen Menschen mit sinnverwirrendem Hochmut, und sie scheint ihn in Wahrheit um den Verstand gebracht zu haben.“ (6)

Welches Urteil sollen wir nun über diese urplötzliche, totale Wesensverwandlung Urbans fällen? Unmöglich ist erfahrungsgemäß eine derartige Metamorphose nicht. Andererseits ist aber erfahrungsgemäß sicher, daß das plötzliche Umschlagen eines bisher bescheidenen, verträglichen und klugen Menschen in sein Gegenteil nur auf der Basis einer geistigen Erkrankung möglich ist. An diesen immerhin nicht alltäglichen Fall bei Urban werden wir nur glauben dürfen, wenn die Überlieferung hierin eine einwandfreie, das heißt vor allem, wenn sie widerspruchsfrei ist. Und nun halte ich für den Leser die große Überraschung bereit. Es kommt nämlich jetzt die meinen früheren Lesern bereits so wohlbekannte „andere Seite“ der Überlieferung.

Mit nichten ist Bartholomäus Prignano nach seiner Wahl vor Hochmut verrückt geworden; mit nichten ist nach seiner Krönung alle Klugheit aus seinem Gehirn verdampft! Sehen wir uns doch in den Quellen um, so werden wir mit Verwunderung feststellen, dieser Urban wußte auch nach seiner Erhebung seinen Vorteil klug zu wahren! Doch vorerst sei darauf aufmerksam gemacht, daß von einer geistigen Erkrankung insofern bei Urban gar nichts zu bemerken war, als er seine päpstlichen Obliegenheiten — abgesehen von seinen Ausfällen gegen die Kardinäle — ganz ordnungsgemäß und vernünftig versah. Noch etwas Merk-

würdiges: wüßten wir es nicht durch einen „Augenzeugen", wie schmählich der Papst seine Kardinäle bei jeder Gelegenheit behandelte, so müßten wir aus anderweitigen Quellen zu dem Schlusse kommen, Urban habe zuerst nach seiner Krönung — als er angeblich so „verrückt" war! — mit den Kardinälen im Gegenteil auf bestem Fuß gestanden. „Aktenmäßig" steht nämlich „fest": die Kardinäle „beschenkten ihn [den Papst] aufs reichlichste und erwiesen ihm Ehrenbezeugungen jeder Art, sie erbaten und erhielten von ihm(!) Bistümer und andere Ehrenstellen für sich und für andere, nirgends zeigte sich eine Spur von Mißstimmung." (7) O, diese Schälke, diese Quellen! Auch bezüglich Neapels erleben wir jetzt die „andere Seite". „Niccolo Spinelli, der ... Kanzler Johannas, sowie Honorat von Fondi waren damals [nach Urbans Wahl] auch zufällig in Rom anwesend... Aber auch mit ihnen war das Verhältnis [Urbans] im Beginne(!) freundlich(!), ja die Zeitgenossen heben sogar hervor, daß der neue Papst gerade Neapolitaner in seine Nähe gezogen und mit Ehrenstellen bedacht habe." (8) „Um so erstaunlicher ist es", fährt M. Rothbarth, der wir eine gründliche Untersuchung des Verhältnisses Urbans zu Neapel verdanken, fort, „wenn andere Quellen(!)... Niccolo Spinelli als den offenen Feind Urbans von Anfang an erklären." Was hier der Verfasserin so erstaunlich vorkommt, wissen sich die Leser meiner früheren Schriften ohne weiteres zu erklären: Taktik des absichtlichen Widerspruchs. Sollten also die Quellen über die Entstehung des Schismas gefälscht sein? Kein Zweifel, es ist gefälscht! Rothbarth gelangt selbst zu diesem Resultat. Die Quellen enthalten „fabulose Berichte und Anekdoten", aus denen deutlich die Tendenz hervorgehe, bezüglich Neapels „aus persönlichen Rachegefühlen die Abkehr von Urban zu erklären."

Fassen wir jetzt die „andere Seite" zusammen, so stehen wir vor einer allerdings sehr erstaunlichen Tatsache: Urban ist gar nicht infolge seiner Erwählung aus Hochmut verrückt geworden! Urban war vielmehr auch als Papst ein freundlicher, umgänglicher Mann, der seine Vorteile nicht aus dem Auge ließ. Er hat

weder die neapolitanischen Herren noch auch die Kardinäle wie ein Verrückter behandelt und beleidigt. Aber dann hatten die Kardinäle gar keine Ursache, von Urban abzufallen! Und dann hatten sie keine Ursache, einen Gegenpapst zu wählen!! Dann ist ja der ganze Überlieferungskomplex von der Entstehung des Schismas ein Lügengespinst! Und in der Tat, so ist es. Das angebliche Schisma der „Universalkirche" ist erlogen. Die merkwürdige Wesensverwandlung Urbans VI. ist eine wohlberechnete Lüge der Fälschungsaktion, um die Entstehung einer Spaltung der Universalkirche vorzutäuschen. Allen Lesern meiner Schrift „Rätsel Rom" kommt dieses Ergebnis keineswegs überraschend. Sie sehen vielmehr mit Genugtuung, wie in einer langen Beweiskette ein Glied sich genau in ein anderes schließt. In der Einöde Rom konnten die angeblichen Urbanschen Wirren gar nicht stattfinden, und eine Spaltung konnte die „Universalkirche" damals gar nicht erleben, aus dem einfachen Grunde, weil es damals eine katholische Universalkirche noch gar nicht gab.

Wie? Ist denn die gesamte Überlieferung um Urban VI. erlogen? Nein! Eine Spaltung der Christenheit bestand wirklich! Ich sage: bestand! Ein Schisma brauchte nicht erst von Urban herbeigeführt zu werden, denn es bestand bereits, es bestand schon seit über fünfzig Jahren! Nur betraf diese Spaltung nicht die „Universalkirche„. Doch Näheres im folgenden Kapitel.

---

## II.

### Das Problem der Existenz mittelalterlicher Regionalkirchen.

Das Ergebnis der Untersuchungen im vorigen Kapitel lautete: Die angebliche Spaltung der katholischen Universalkirche — angeblich infolge des Verhaltens Papst Urbans VI. — ist Lüge. Eine Spaltung, oder vielmehr zahlreiche Spaltun-

gen wies die Christenheit bereits lange Jahrzehnte vor Urban VI. auf. Mit Absicht spreche ich von Spaltungen der Christenheit und nicht der „Kirche", denn eine einige katholische Gesamtkirche hat es vor dem 15. Jahrhundert noch nicht gegeben. Von vornherein war das Uneinheitliche, das Gespaltensein die charakteristische Signatur der Christenwelt. Wie das zu verstehen sei, das sollen uns die Untersuchungen der folgenden Kapitel zeigen. An dieser Stelle sei aber das Ergebnis bereits vorweggenommen: der ursprüngliche Zustand der christlichen europäischen Welt um das Jahr 1300 bestand in dem unabhängigen Nebeneinander einer ganzen Anzahl „evangelischer" Regional- bzw. Nationalkirchen!

Wie? Unabhängige, romfreie, scharf voneinander geschiedene Regionalkirchen sollte es im Mittelalter gegeben haben? „Wir haben", sagen unsere Historiker, „in den vielen Quellen niemals von solchen Kirchen etwas gelesen." Recht haben sie schon; denn frei und offen wird natürlich in den gefälschten Quellen von den mittelalterlichen evangelischen Regionalkirchen nicht geplaudert. Wurden doch die Quellen deswegen systematisch entstellt, um die historische Tatsache dieser Kirchen vor der Nachwelt zu verschleiern. Nun gibt es aber Mittel und Wege, die lügnerischen Quellen zu veranlassen, die geschichtliche Wahrheit wenigstens in ihren Grundzügen zu offenbaren. Wie man zu diesem Zwecke verfahren muß, wird sich bald zeigen.

Einen ersten Hinweis und dazu eine Reihe schlagender Beweise für die Existenz mittelalterlicher Regionalkirchen kann uns bei richtiger Behandlung die Ketzergeschichte liefern. Mehrere Probleme dieser sogenannten Ketzergeschichte habe ich bereits in „Rätsel Rom" behandelt, und im folgenden wird an manchen Stellen auf jene Untersuchungen, oft stillschweigend, Bezug genommen.

Wie kam eigentlich nach der Darstellung der gefälschten Überlieferung der Samen der „Ketzerei" in die spätmittelalterliche Welt? Treten wir einmal in der „Geschichte" einen Gang nach

rückwärts an. Da geben selbst die zurechtgestutzten Quellen für die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts die vorübergehende Existenz einer romfreien, fast abgeschlossenen „evangelischen" Regionalkirche zu: die hussitische Kirche in Böhmen. Hier handelte es sich in der Tat nicht einfach um eine schismatische Erscheinung innerhalb der katholischen Kirche, sondern um eine selbständige, romfreie Ketzerkirche, d. h. um eine „evangelische" Regionalkirche. Als den Stifter dieser Ketzerkirche kennen wir Hus. Wie kam dieser Hus zu seinen Ketzereien? Durch eigenes Nachdenken auf Grund eigener religiöser Erfahrung? Keineswegs; sondern, wie er auf dem Konstanzer Konzil selbst aussagt, durch das Lesen von Büchern, die aus England nach Böhmen eingeführt waren. Das waren die häretischen Schriften Wiclifs. Von Wiclif hat Hus seine Lehre übernommen, und zwar hat er Wiclif größtenteils einfach abgeschrieben. (9) Dann war also Wiclif der Vater der spätmittelalterlichen Ketzeranschauungen? Aber wer nur etwas in der Ketzergeschichte bewandert ist, weiß, daß auch der Engländer gar nicht der erste Verkünder der gegen die „vom Evangelium" abgefallenen römischen Hierarchie gerichteten Anklagen gewesen ist, sondern daß auch er Vorgänger hatte. Was Wiclif der „Romkirche" vorhielt, sein Zorn gegen die römischen „Teufelspriester", alles das sind uns — seine Beanstandung der Transsubstantiationslehre ausgenommen — wohlbekannte Klänge aus dem Waldensertum. Von diesen Waldensern aber wissen wir, daß auch ihre ketzerischen Lehren wiederum keineswegs neue, eigene Entdeckungen waren, sondern daß diese „Armen von Lyon und Lombardien" nur das Erbe der plötzlich so rätselhaft an religiöser Altersschwäche eingegangenen Katharer übernommen haben. Also waren es die Katharer, die etwa seit dem 12. Jahrhundert in der glaubensreinen „katholischen Universalkirche" erstmalig den Samen der Häresie ausstreuten? Den Samen in der einigen abendländischen Kirche verbreitet, das haben die Katharer allerdings, vermelden die Quellen. Aber es ist nicht einheimisches, es ist auswärtiges Gut, was sie

in der reinen Kirche umhersäten. Denn nicht im Schoße der reinen Romkirche selbst sei die Ketzerpest entstanden, sondern aus fernen östlichen Ländern sei sie freventlich eingeschleppt worden. Ausgerechnet in Bulgarien und den angrenzenden Gebieten nämlich soll der Ketzersamen zuerst aufgewuchert sein, berichten die Quellen. Nun wissen wir es. Ein fremdländisches Giftgewächs ist auf den bis dahin reinen Acker der „römisch-katholischen Kirche" ausgesät worden. Wären jene fremden Versucher und Verführer nicht gekommen, die reine Universalkirche hätte in ihrer wunderbaren Glaubensstärke niemals den Keim der Häresie aus sich selbst hervortreiben können!

Wirklich nicht? Doch die Quellen stellen die Entstehung der mittelalterlichen Häresie wie soeben erläutert dar, also muß die Sache mit der Ketzerei wohl so vor sich gegangen sein. Aber die Quellen zur Ketzergeschichte sind gefälscht! Sind gründlich und systematisch gefälscht, wie ich schon in „Rätsel Rom" klargelegt habe. Es bedarf nun gar nicht viel Nachdenkens, um dahinterzukommen, warum die Fälschungsaktion die Ketzereiangelegenheit so hingestellt hat und so hinstellen **mußte**, als handele es sich bei dem Samen der Häresie um von weither eingeschlepptes Gut. Deshalb nämlich verfuhr man so: **um die katholische Universalkirche als eine von alters her (!) bestehende homogene Glaubensgemeinschaft erscheinen zu lassen.** Mit dieser vorgeblichen **Einheit** der Universalkirche war damals aber gleichzeitig etwas sehr Wichtiges von der Tafel der Geschichte weggewischt: daß es im Mittelalter in Wahrheit gar keine glaubenshomogene Universalkirche, sondern nur zahlreiche „ketzerische" Regional- oder Partikularkirchen gegeben hat. Es versteht sich, daß dieser wahre Tatbestand um jeden Preis verdunkelt werden mußte. Wie schon erwähnt, habe ich den Beweis der systematischen Fälschung der Ketzergeschichte schon im früheren Hefte angetreten; nur ein wichtiges Beweisstück habe ich damals noch nicht erwähnt. Da seine Argumente unbedingt durchschlagend wirken und einleuchtend sind, so will ich den

neuen Beweiskomplex, ehe wir wieder zum eigentlichen Thema der Regionalkirchen übergehen, in Kürze vorführen.

Wer einen Blick auf die Quellen der Ketzergeschichte wirft, dem muß sofort eins auffallen: es ist zwar zahlreiches Quellenmaterial erhalten, aber es ist ausnahmslos von gegnerischer, d. h. von katholischer Seite geschrieben! Was bedeutet das? Haben die Ketzer (Katharer und Waldenser) selbst gar nichts auf Papier geschrieben? „O doch", sagen uns auch die Historiker, und von den Katharern berichten es sogar die Gegner, daß sie viel geschrieben hätten. (10) Also auch die relativistischen Forscher sind zu der Überzeugung gelangt: die Tatsache, daß uns nur katholische Quellen erhalten sind, bedeutet, daß das häretische Schrifttum planmäßig und restlos vernichtet wurde. Grundsätzlich gibt man damit zu, daß eine systematische Vernichtungsaktion stattgefunden habe. Nur hat man sich bisher noch keine Gedanken darüber gemacht, wieviel und was denn alles an schriftlichem Material der Ketzer beseitigt worden ist. Die Ketzer haben z. B. religiöse Traktate und Werbeschriften verfaßt und vertrieben; und es ist nun kein Wunder, wenn die Inquisition derartige Literatur vernichtete. Doch überlegen wir einmal: Haben die Häretiker nichts anderes als nur religiöse Werbeliteratur geschrieben? Sie waren organisiert, besaßen Ämter und Einrichtungen — sie hatten eigene öffentliche Schulen und Kirchhöfe — und mußten daher doch sicher notgedrungen allerlei Vorgänge im Gemeindeleben schriftlich fixieren. Es mußten sich also vielerorts Akten ansammeln. Aber auffälligerweise sind auch diese Akten verschwunden! Dieser Befund ist höchst seltsam. Denn was für einen Grund hatten die Verfolger, auch diese Akten bis aufs letzte Blatt auszurotten? Man könnte entgegnen, die Inquisition hätte dabei die Absicht gehabt, überhaupt jede Spur vom mittelalterlichen „Ketzertum" vor den Augen der Mit- und Nachwelt zu verbergen. Doch das stimmt nicht. Die katholischen Gegner waren keineswegs darauf bedacht, der Nachwelt gegenüber die Existenz der Häretiker zu verschweigen; im

Gegenteil, *sie selbst* haben in einer Unmenge von *eigenen* Schriften und Traktaten der Nachwelt ausführliche Nachrichten über das Ketzertum zukommen lassen. Ich frage daher nun nochmals: Warum sind dann sogar die unschuldigen Akten über die Gemeindeangelegenheiten der Ketzer restlos vernichtet worden? Das Auffällige ist ja, daß rein gar nichts davon sich erhalten hat, wo doch sonst seit dem 12. Jahrhundert soviel „unnützer Aktenkrempel" auf uns gekommen ist. Höchst merkwürdig auch, daß der große ketzerische Akten-*Inhalt* nicht einmal *indirekt* von den Gegnern verwertet und wenigstens auf diese indirekte Weise gerettet wurde. Solche Akten müssen doch der Inquisition reichlich in die Hände gefallen sein. Aber seltsam, was immer die katholischen Schriftsteller berichten, entnehmen sie *nicht* den Akten der Häretiker, sondern das lassen sie sich angeblich mündlich von den Verhafteten erzählen! (Eine schlaue Taktik von den fälschenden katholischen Gegnern.)

Weiter: Sicher haben die Ketzer auch *chronistische* Aufzeichnungen von ihren wichtigen Sektenereignissen gemacht und hinterlassen. Wo sind diese häretischen Chroniken geblieben? Sie sind allesamt(!) verschwunden! Warum denn das? Freilich gab es für die Inquisitoren gute Gründe, die ketzerische Werbeliteratur, wenn sie in der Landessprache geschrieben war, unschädlich zu machen. Aber warum sollten die Gegner die lateinisch oder auch in der Volkssprache erfaßten Chroniken häretischer Schriftsteller so haßvoll aufgespürt und vernichtet haben, wenn — ja, wenn *sie selbst* Chroniken und andere Literatur über die angebliche Entwicklung und Lehren eben dieses Ketzertums der Mit- und Nachwelt bereitwilligst zur Verfügung stellten? Über dieses so wichtige Problem hat sich bisher noch kein Forscher den Kopf zerbrochen, und doch lohnt die Mühe sich wirklich. Bei sorgsamer Erwägung aller verräterischen Umstände — z. B. daß die angeblich zeitgenössischen katholischen Schriftsteller allesamt und mehrere Jahrhunderte hindurch es peinlichst vermieden, auch nur indirekt die häretischen Chroniken und Akten zu verwerten; daß ferner in den erhaltenen

Schriften der katholischen Berichterstatter die Haupttaktik der großen Fälschungsaktion, nämlich der absichtliche Widerspruch, so unbekümmert angewandt ist — würden auch die relativistischen Forscher zu der Überzeugung kommen, daß die gesamte ketzerische Literatur deshalb planmäßig vernichtet wurde, um ebenso planmäßig etwas anderes in die Lücke einzustellen. Man würde bei diesem Nachdenken erkennen, daß eben nicht bloß vernichtet ist, sondern auch *Neues* geschaffen wurde, d. h. Neues *gefälscht* und für angeblich echt an die Stelle des Vernichteten eingesetzt wurde. Die systematische Ausrottung aller häretischen und echten Aktenstücke und Chroniken bis auf das letzte Blatt wird nur verständlich durch die Erkenntnis: *an die Stelle des vernichteten Echten sollte gefälschter Ersatz treten.* Oder aus anderer Perspektive betrachtet: um eine neue „Ketzergeschichte" in der „historischen" Aufmachung, wie die Tendenz erforderte, der Nachwelt zu unterschieben, war seitens der Fälscher der großen Aktion eine Vorbedingung zu erfüllen, nämlich die restlose Vernichtung *aller* vorhandenen *echten* ketzerischen Akten und Chroniken. Es läßt sich für die Tatsache der Ausrottung *aller* echten häretischen Literatur schlechterdings kein anderer Grund ausfindig machen als dieser: Gefälschtes sollte in die Lücke geschoben werden.

Um nicht allzuweit abzuschweifen, begnüge ich mich an dieser Stelle mit der Bemerkung, daß selbstverständlich auch die so zahlreich erhaltenen „offiziellen" Prozeß-Akten der Inquisitionstribunale, soweit sie in die Zeit vor etwa 1400 fallen, gefälscht worden sind. Eine einfache Überlegung stellt übrigens dies Resultat bereits sicher. Als man im Verlaufe der Fälschungsaktion an die Stelle der vernichteten echten Ketzerliteratur gefälschtes Ersatzmaterial setzte, forderte die Natur der Sache — nämlich die mit der künstlichen Ketzergeschichte verfolgte Tendenz —, daß man *ganze* Arbeit leistete. Es ging nicht an, in irgendwelcher Form (etwa in den Prozeßakten der Inquisition) echtes Material am Leben zu lassen, das ja zum Verräter des gefälschten Materials werden mußte. Wollte man alle *tendenziösen*

Angaben über die Häretiker, ihre Lehren und Einrichtungen miteinander in Einklang bringen — und hierzu war man gezwungen —, so blieb gar nichts anderes übrig, als auch die Prozeßakten so zu fabrizieren, daß ihre Aussagen mit den chronistischen Fälschungsprodukten übereinstimmten, wenigstens in den allgemeinen Grundzügen.

Nunmehr wird es Zeit, daß wir uns wieder unserem eigentlichen Thema, dem Problem der Existenz mittelalterlicher Partikularkirchen zuwenden.

Gibt uns die gefälschte Überlieferung, wie die Forscher meinen, ganz und gar keine Andeutung, keinen versteckten Hinweis auf die Existenz solcher Regionalkirchen? Sehen wir zu; doch vorher muß ich die charakteristischen Merkmale, die Besonderheiten dieser Kirchen bzw. Gemeinschaften noch einmal unterstreichen. Es handelt sich also bei diesen Regional- oder Partikularkirchen um christliche Organisationen, die 1. unabhängig von Rom sind, d. h. keine Teilstücke der katholischen Universalkirche darstellen, 2. die auch untereinander unabhängige Gebilde sind. Nicht umsonst haben wir uns vorher mit der Geschichte der Ketzer befaßt. Die Ketzergeschichte, das wurde schon einmal betont, ist nämlich ein Überlieferungsgebiet, das gute Ausbeute für die Lösung unseres Problems liefert.

Das regionale Teilungs- und Unterscheidungsmoment, das die gesuchten romfreien Gemeinschaften charakterisiert, gibt die gefälschte Überlieferung ungewollt selbst zu. Dadurch, daß sie regionale Gruppenbildungen, landschaftliche Zusammenballungen von „ketzerischen" Organisationen durchschimmern läßt. Wir hören da z. B. von einem massenhaften Vorkommen der „Evangelischen" in Südfrankreich (Arme von Lyon) und in Oberitalien (Arme von der Lombardei). Bedeutsamerweise stellen diese Ballungen nicht etwa einen kurz vorübergehenden Zustand dar, sondern wir gewahren in diesen Gegenden ein Massenvorkommen, das jahrhundertelang anhält. Zuerst sind es die Katharer, dann die Waldenser, welche in den gleichen Gegenden durch ihre Zusammenballung auffallen. Das

Bodenständige und regional Umschlossene dieser französischen und italienischen „Ketzer" tritt noch mehr ans Licht, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß Waldenser und Katharer im Grunde ja ein und dasselbe sind! Solche jahrhundertelang dauernden Ketzerzentren verraten uns einen ursprünglichen Tatbestand: es gab regional umgrenzte romfreie Christengemeinschaften. Finden wir sie auch sonst noch? In der Tat, derartige Ballungen lassen sich auch, und ebenfalls mit jahrhundertelangem Bestehen, im südlichen und westlichen Deutschland, für etwas spätere Zeit in England, Böhmen und Österreich nachweisen. Somit haben wir bereits eine regionale Gliederung und Sonderung der spätmittelalterlichen „ketzerischen" Christenwelt entdeckt. Nur der „ketzerischen"?

Nun liegt folgender Einwand seitens der Historiker nahe. Es sind den Forschern aus der Überlieferung große Gebiete bekannt, die angeblich im Spätmittelalter sehr wenige, ja gar keine „Ketzer" aufzuweisen hatten. Wir wollen aber, wie sich sogleich herausstellen wird, durch unsere Untersuchungen den Beweis liefern nicht nur dafür, daß es im Mittelalter hier oder da vereinzelt romfreie Organisationen (Kirchen) gab, sondern letzten Endes dafür, daß es überhaupt nur romfreie Regionalkirchen gegeben hat, also damals von einer „katholischen Universalkirche" noch nicht die Rede sein konnte. (Daß wirklich vor dem 15. Jahrhundert noch keine katholische Universalkirche existierte, wissen meine Leser übrigens bereits aus „Rätsel Rom".) Aber wie nun? Nach der Überlieferung soll es weite ketzerfreie Landschaften gegeben haben. Aber Menschen haben damals in diesen Gegenden sicherlich gewohnt; und waren sie keine Ketzer, so müssen sie doch wohl treue Söhne und Töchter der katholischen Universalkirche gewesen sein, die jedoch nach unserem Wissen zu jener Zeit noch gar nicht existiert haben kann. Wieder spielt nun die gefälschte Überlieferung ungewollt selbst den Verräter und Aufklärer, und zwar dadurch, daß sie mit der bewährten Taktik des absichtlichen Widerspruchs operiert. Für Westfalen konstatiert Finke (11), noch für das 13. und 14. Jahr-

hundert finde er in den Quellen „keine Spur von einer Ausbreitung der Ketzerei". „Aber im Jahre 1413 ernannte Jakob von Soest seinen Ordensgenossen Johann von Lüdighausen zu seinem Stellvertreter im Bereiche der westfälischen Diözese, weil dort die Häresie stark (!) grassiere." Dann fährt jedoch Finke fort: „In auffälligem Gegensatz dazu steht die Behauptung Peters von Pilichdorf in seiner wohl keine zwei Jahrzehnte später entstandenen Schrift..., daß Westfalen von dieser Ketzerei [der Waldenser], und wir dürfen wohl hinzufügen, von der Ketzerei überhaupt, gar nicht infiziert sei." Oder nehmen wir das vorhussitische Böhmen. Da berichtet eine Quelle: die Menge der Waldenser in Böhmen und Mähren sei nicht zu zählen; aber eine andere weiß es besser und meldet: von Häretikern sei hier keine Spur zu entdecken! (12)

Warum diese Widerspruchstaktik? Weil es etwas zu vertuschen gab; nichts Angenehmes natürlich, sondern etwas Peinliches war zu vertuschen. Und dies Peinliche war der Umstand, daß es in Wahrheit viel, sehr viel mehr Ketzer im Mittelalter gab, als die zurechtgestutzten Quellen zugeben — und sie geben schon viel zu! Ich muß in diesem Zusammenhange an meine Ausführungen in „Rätsel Rom" über die ungeheure Verbreitung der spätmittelalterlichen Ketzerei erinnern, d. h. an das Zentralproblem der ganzen Ketzergeschichte. Das Endergebnis dort lautete: eine machtvolle Universalkirche, wenn solche tatsächlich bestand, schließt eine so ungeheuer verbreitete Häresie aus; umgekehrt zeugt die von den Quellen selbst eingestandene Massenhaftigkeit der „Ketzer" beweiskräftig gegen das damalige Vorhandensein einer katholischen Universalkirche. War aber die Universalkirche noch nicht da, so folgt, daß zu jener Zeit überhaupt noch kein Christ Mitglied dieser nicht existierenden Universalkirche sein konnte! Das bedeutet nichts anderes als: alle Christen jener Zeit waren romfreie Ketzer! Im Sinne des erst später — mit der Entstehung der katholischen Universalkirche — formulierten katholischen Dogmas waren vorher tatsächlich alle Christen Häretiker. Die-

ser peinliche Tatbestand war es, den die Quellenfälscher vertuschen mußten.

Indem wir wieder zum Thema: mittelalterliche Regionalkirchen überleiten, inspizieren wir die Überlieferung nunmehr darauf hin, ob sie vielleicht von einer Organisation der „Ketzer"-Kirchen einiges durchschimmern läßt. Das ist in der Tat der Fall. Wir erfahren da interessante und merkwürdige Dinge über die Organisation der Ketzer: so sollen sie eigene, d. h. „ketzerische" Bischöfe gehabt haben! Von einem solchen Ketzerbischof in Österreich hören wir durch den sogenannten Passauer Anonymus (H. 5 I, 399). Hauck (a. a. O., 403) berichtet von den waldensischen Böhmen des 14. Jahrhunderts: „Man wollte wissen, daß sie ... einen Erzbischof und sieben Bischöfe hätten" und erwähnt auch im Südosten Deutschlands den Sitz eines Waldenserbischofs. (A. a. O., 398.) „In Lombers [Südfrankreich] residierte öffentlich ein Ketzerbischof." (13) Flathe weist auf den spätmittelalterlichen Chronisten Everwein von Steinfeld hin, welcher erzählt: „Zum Feuer verdammte Ketzer hätten ihm noch gestanden, daß sie auch einen Papst (!) hätten." (14) Für uns ergibt sich als bemerkenswert, daß die häretischen Ballungen — die Regionalkirchen der „Ketzer" — eine Organisation aufzuweisen hatten, die teilweise gründlich durchgearbeitet und dann sogar bis zur straffen Hierarchie fortgeschritten war. Nicht diese Hierarchie als solche ist für uns von Wichtigkeit, sondern die Folgerung, die aus dem Bestehen eines so straffen geistlichen Verwaltungsapparates zu erschließen ist. Aus dem Bestehen einer so durchgebildeten Hierarchie folgt nämlich, daß tatsächlich „ketzerische" Regionalkirchen als Unterbau der Hierarchie bestanden haben müssen. Eine solcherart ausgebildete Verwaltungsorganisation kann ja nicht in der Luft schweben, sondern bedingt eine breite und gefestigte Basis von Anhängern und Glaubensgenossen. Beide Teile — Basis der Glaubensgenossen und hierarchischer Überbau — verwirklichen dann aber den von uns gesuchten und nun ermittelten Tatbestand mittelalterlicher „ketzerischer" Regionalkirchen.

Zum Wesen solcher Regionalkirchen gehört noch das Moment

der Öffentlichkeit, denn wir verstehen nicht etwa versteckte Konventikel-Gemeinschaften darunter. Der Leser muß sich von der vererbten Anschauung freimachen, die spätmittelalterlichen „Ketzer" jener Jahrhunderte vor der Errichtung der katholischen Universalkirche hätten sich in Schlupfwinkeln zum Gottesdienste versammeln müssen. Es existierte ja noch gar keine katholische Einheitskirche, vor deren Inquisitoren die „Ketzer" hätten auf der Hut sein müssen! Eben die Öffentlichkeit des angeblich häretischen Gottesdienstes spricht sehr deutlich gegen das Vorhandensein der katholischen Universalkirche. War denn aber auch wirklich das religiöse Leben der Ketzer öffentlich, offenkundig? Auch wenn uns die Quellen hierüber nichts verraten würden, so genügt doch schon einiges Nachdenken, um die Öffentlichkeit einzusehen: eine regional geballte zahlreiche Gemeinschaft, die eine ausgebildete Hierarchie besitzt, kann nur offenkundig, sichtbar vor aller Welt existieren oder — überhaupt nicht da sein. Die Geheimhaltung scheitert einfach an der Menge. Zum Überfluß erfahren wir aus den Quellen die Bestätigung der Öffentlichkeit. „Ein deutscher Inquisitor teilt uns mit, daß es in der Lombardei, der Provence und anderen Gegenden mehr Ketzerschulen mit mehr Schülern als Schulen der rechtgläubigen Theologie gäbe, daß sie öffentlich disputierten und das Volk zu öffentlichen Gesprächen aufforderten... Sie waren ..., in Diözesen (!) regelrecht organisiert." (L. I, 141.) Abgesehen davon, daß es vor dem 15. Jahrhundert keine Inquisitoren der katholisch-römischen Überkirche gegeben hat, hören wir hier aus den Quellen historisch Wahres. Die „Ketzerei" war eine Angelegenheit breitester Öffentlichkeit, d. h. sie existierte in der Form wohlorganisierter, durchaus öffentlicher Regionalkirchen. Wie sich die Quellen übrigens auch bezüglich der Frage der ketzerischen Organisation drehen und winden, können wir z. B. von dem „Zeitgenossen" Moneta erfahren. Er hat uns die erstaunliche Nachricht hinterlassen, bei den Waldensern bestände zwar „die dreifache Gliederung des kirchlichen Amtes [Diakone, Presbyter, Bischöfe] als Forderung (!) der Sekte", setzt aber gleichzeitig „da-

bei voraus, daß dieselbe trotzdem die Ämter nicht (!!) habe." (15)

„Ketzerische" Regionalkirchen haben im Mittelalter also bestanden; an dieser Tatsache ist bereits auf Grund unserer bisherigen Beweisführung nicht mehr zu zweifeln. Wir wissen sogar noch Genaueres: da vor dem 15. Jahrhundert noch keine katholische Universalkirche existierte, so kann es bis dahin überhaupt nur ketzerische, d. h. romfreie Partikularkirchen gegeben haben.

Einige Zusatzbeweise für die bereits ermittelte Tatsache der häretischen Regionalkirchen sollen dies Kapitel beschließen.

Daß Böhmen an der Schwelle der Neuzeit eine abgeschlossene „evangelische" Regional- bzw. Nationalkirche besaß, gesteht die Überlieferung selbst ein, notgedrungen zwar, denn es ließ sich wirklich nicht vertuschen. Nur entstellen die Quellen den Tatbestand dahin, daß diese Ketzerkirche erst ganz kürzlich durch den Einfluß des Reformators Hus von der großen, einigen, katholischen Universalkirche abgefallen sei. In Wahrheit bestand die böhmische häretische Regionalkirche als solche unabhängig von Rom seit langem. Hus hat nichts Neues geschaffen, sondern nur Altes fortgesetzt.

Wie steht es mit England? Hier berichten die Quellen, daß ebenfalls ein Reformator, Wiclif, den Versuch unternommen habe, die Christen Englands aus dem Verbande der „Universalkirche" zu lösen und eine romfreie ketzerische Nationalkirche zu begründen. Wiederum wird die Sache auf den Kopf gestellt, indem man von einem Abfall der Engländer von der Universalkirche orakelt. Auch wenn ein zeitgenössischer englischer Chronist erzählt, „daß die Sekten der Wyklifiten und Lollarden ... die Hälfte des Volkes oder gar die Mehrheit für sich gewonnen hätten (16)", so schimmert auch die Wahrheit nur trübe durch. Denn auch in England konnte es vor dem 15. Jahrhundert keine Anhänger der noch nicht existierenden römischen Großkirche geben, sondern wer überhaupt Christ war, der war damals „Ketzer". Interessant ist folgende mysteriöse Angabe eines deutschen Zeitgenossen. In der Chronik Heinrichs von Diessenhoven,

der 1376 gestorben sein soll, erzählt dieser Schriftsteller so nebenbei eine „alte Prophezeiung", nämlich: im Jahre 1350 werde es zwei Päpste geben, einen in Rom und einen in — London! Der englische Papst werde der rechte und der römische der falsche sein! (17) Diese „Prophezeiung" ist gar keine Prophezeiung; sie enthüllt zwar etwas, aber nicht die Zukunft, sondern die Vergangenheit, d. h. das Bestehen einer wohlorganisierten englischen Nationalkirche, einer romfreien nationalen Kirche selbstverständlich. Auch Wiclif hat, wie wir oben schon darlegten, nichts Neues geschaffen, auch er hat lediglich bereits Bestehendes umgemodelt. Vollends brauchte er seine englischen Mitchristen nicht zum Abfall von der Romkirche anzustacheln, denn nicht ein Christ war damals schon „römisch-katholisch".

Und Deutschland? Von „Ballungen" der Ketzer in Süd-Westdeutschland hörten wir bereits, was allein schon auf fest-organisierte, öffentlich wirkende Regionalkirchen hindeutet. Aber die Quellen plaudern noch mehr Geheimnisse aus. Man höre und staune: im 13. Jahrhundert galt Deutschland „allgemein als mit Ketzern angefüllt. In jeder Diözese hatten sie einen Bischof, dem sie den Namen des jeweiligen katholischen (!) Inhabers dieses Amtes beilegten; sie behaupteten sogar, einen Papst (!) zu besitzen, der Gregor heiße, so daß sie beim Verhör schwören konnten, sie teilten den Glauben des Bischofs und des [katholischen] Papstes Gregor." (L. II, 375.) Baß erstaunt und sprachlos ist man über solch verruchte Schlauheit der deutschen „Ketzer". In jeder Diözese, behaupten sie, haben sie neben dem „katholischen" Bischof ihren eigenen evangelischen Bischof! Und wie heißen ihre Ketzerbischöfe? Genau so wie die katholischen!! Dazu noch eine weitere interessante Nachricht. Die „katholischen" Bischöfe hätten wegen ihrer „Lauheit und Milde" gegen die „Ketzer" direkt getadelt werden müssen! Steckten sie mit ihren evangelischen Kollegen unter einer Decke? Oder waren sie gar identisch mit den häretischen Amtskollegen!? Dann hätten wir ja den schönsten Beweis für die Existenz einer mittelalterlichen „ketzerischen" deutschen Nationalkirche. Wir wissen, daß die Quellen hier in der

Tat historisch Wahres ausplaudern; nur sind sie auch diesmal nicht ganz bei der Wahrheit geblieben. Inwiefern nicht? In den folgenden Kapiteln wird der Leser hierüber Aufklärung finden. Gar mancher wird jetzt mit einem Einwande nicht länger zurückhalten können. Dieser sehr naheliegende Einwand lautet: wenn es vor dem 15. Jahrhundert keine römische Universalkirche gegeben hat, dann konnten doch auch vor dieser Zeit keine katholischen Inquisitoren „Ketzer" verfolgen und verbrennen lassen! Gewiß nicht. Gab es noch keine katholische Universalkirche, so gab es auch noch keine römischen Inquisitoren. Aber, so ruft mancher Leser jetzt aus, was in aller Welt konnte dann die römisch-katholischen Väter der Fälschungsaktion veranlassen, ihre Kirche mit dem Makel der Ketzerverfolgungen und -verbrennungen zu beflecken, wenn tatsächlich in jener frühen Zeit von der römischen Kirche solche Verfolgungen nicht geschehen waren und auch gar nicht geschehen konnten? Man beschmutzt doch nicht so leichtsinnig und unnötig das eigene Nest. Hierzu bemerke ich erstens: die Verfolgung und Ausrottung von Ketzern bedeutet — oder sollen wir sagen bedeutete — für den katholischen Christen nicht nur keine Beschmutzung, sondern ganz im Gegenteil eine für Gott und „seine" katholische Kirche verdienstliche, rühmliche Tat. Zweitens: wie sollten denn die Väter der Fälschungsaktion das Verhältnis der katholischen Universalkirche zu den „Ketzern" anders darstellen, als sie es getan haben — nämlich selbstverständlich als Kampf gegen die Häresie —, wenn sie durch die Generaltendenz ihrer Geschichtsfälschung gezwungen waren, lügnerisch die Existenz der Universalkirche als „seit alters her" zu behaupten und mit gefälschten Quellen zu „belegen"? Wer a sagt, der muß auch b sagen, und wer Geschichte fälschen will, muß sie so fälschen, daß sein Erzeugnis zum mindesten wie historisch echt erscheint. Weiter: nichts verstärkt den Schein der Echtheit gefälschter Überlieferung so außerordentlich als die Taktik der Fälscher, gelegentlich mit voller Absicht Ungünstiges von sich bzw. von seiner Sache zu berichten! Und die Väter der Fälschungsaktion waren sehr schlaue Taktiker.

## III.

## Partikulares Dogma und dogmenfreies Christentum.

Unsere Untersuchung gilt den christlichen Regional- und Nationalkirchen, deren historische Existenz wir durch den Nebel der gefälschten Überlieferung hindurch erkannt haben. Ausdrücklich sei darauf aufmerksam gemacht, daß ich in diesem Hefte nur die Geschichte dieser Kirchen von dem Jahre 1300 etwa an kritisch behandeln werde. Was vor dem Jahre 1300 liegt, muß aus früher von mir mehrfach dargelegten Gründen vorläufig, also auch in diesem Hefte, ausgeschaltet bleiben. Zahlreiche brennende Probleme werden erst in späteren Veröffentlichungen zur Sprache und Lösung kommen.

Wie war die allgemeine kirchliche Lage um das Jahr 1300? Es existierten gegeneinander abgeschlossene „ketzerische", d. h. evangelische Regionalkirchen. Ein kirchenpolitisches Gebilde, welches diese einzelnen Partikularkirchen einheitlich umschloß und zusammenfaßte, eine katholische Universalkirche, eine römische Überkirche gab es noch nicht. Dieser Befund ist von ungeheurer Wichtigkeit. Das wird uns sofort und so recht klar, wenn wir jetzt das Augenmerk gleichsam in das Innere der Regionalkirchen, nämlich auf die Glaubenslehre, auf das Dogma dieser mittelalterlichen Christenorganisationen richten. Da taucht die wichtige Frage auf: Wie stand es um das Dogma dieser einzelnen Kirchen? Besaßen sie ein einheitliches, homogenes Gebäude von fundamentalen Glaubenssätzen? Oder bestanden Unterschiede in den dogmatischen Lehren der einzelnen regionalen Organisationen? Partikulares oder universales Dogma? Es ist notwendig, über diese Frage lange und gründlich, vor allem aber auch ganz vorurteilsfrei nachzudenken.

Was sind Dogmen? Dogmen sind „Sätze, in welchen die sittlich-religiösen Grundwahrheiten festgestellt sind, und welche göttlicher Offenbarung entstammen. (18) Dogmen gelten „nie für eine An-

sicht oder Lehre, die als bloße Meinung bezeichnet werden soll, sondern nur für eine, die bezeichnet werden soll als feststehend." Es handelt sich demnach um „feste, unantastbare, fundamentale Wahrheitsaussagen", die sich „als solche Geltung verschaffen wollen." „Dafür, daß sie ihre Dogmen wirklich und richtig jener in den Heiligen Schriften niedergelegten Offenbarung entnommen habe, stützte sich dann die Kirche auf die ihr selbst zukommende Autorität." (Re. IV, 734.) Hier ist von den Dogmen der Kirche schlechthin die Rede, also von der universalen, der römisch-katholischen Überkirche. Nun wissen wir aber, daß diese katholische Gesamtkirche erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts verwirklicht worden ist. Wir dürfen daher obige Sätze vom Wesen und der Entstehung des christlichen Dogmas nicht, wie uns die gefälschte Überlieferung einsuggerieren möchte, für die Zeit vor dem Jahre 1400 etwa mit der noch gar nicht da seienden Überkirche in ursächliche Verbindung bringen. Kurz herausgesagt: das katholische Universaldogma, wie es um 1400 vorliegt, stammt keineswegs, auch in seinen Grundzügen nicht, aus den ersten Jahrhunderten, sondern es stammt aus dem letzten Jahrhundert des Mittelalters! Um das Jahr 1300 war das universal-katholische Dogma zwar schon Idee, aber noch nicht Wirklichkeit. Um das Jahr 1300 existierten viele, abgeschlossene evangelische Partikularkirchen, und wenn um diese Zeit vom christlichen Dogma die Rede ist, so ist das Dogma oder es sind die Dogmen dieser Regionalkirchen gemeint.

Auf Grund unserer Untersuchungen sind wir nun bezüglich des dogmatischen Problems zu dem Schlusse berechtigt und verpflichtet: da um das Jahr 1300 keine Universalkirche und somit auch kein universal-kirchliches Dogma existierte, so muß es damals partikulare Dogmen der einzelnen Regionalkirchen gegeben haben. Damit ergibt sich, daß wir die Dogmenbildung ebenfalls in die Sphäre der Partikularkirchen verlegen müssen. Wenn immer und soweit überhaupt Dogmen zur Ausbildung gelangten, dann müssen sie als Sondergut aus dem verschiedenartigen Nährboden dieser Regionalkirchen entsprossen sein. Ganz

auf sich selbst gestellt, mußte das religiöse Leben innerhalb der einzelnen Kirchen in Ansehung der Dogmenbildung verschiedenartige Ausprägungen schaffen. Wie verschiedenes Erdreich verschiedene Vegetation hervorbringt, so mußten die einzelnen Regionalkirchen, solange ihr freies Wachstum nicht von außen her gewaltsam gestört wurde, auf Grund der rassen- und volksmäßigen Eigenart ihrer Gläubigen verschiedene fundamentale Glaubenslehren hervorbringen. Wir kommen auf diesen Punkt noch oft zurück.

Aber, wirft man ein, die christliche Dogmenbildung vollzieht sich doch auf der einen, gleichartigen Basis der göttlichen Offenbarung, wie solche in der Heiligen Schrift niedergelegt ist. Man schließt: gleiche Offenbarungsbasis, gleiche Dogmenausbildung. Dieser Schluß stellt sich jedoch bei näherer Prüfung der Sachlage als arger Trugschluß heraus. Wer nur einigermaßen mit der göttlichen „Basis" der Dogmen, der Bibel, vertraut ist, wer ferner nur einigermaßen den psychologischen Prozeß der Dogmenbildung studiert hat, der ist durchaus nicht darüber erstaunt, daß — je nach der „Individualität" der Gläubigen — die dogmatischen Resultate verschieden ausfallen. Sie müssen verschieden ausfallen. Warum? Aus dem einfachen Grunde, weil die Basis, die Offenbarung, die Bibel widerspruchsvoll ist! Die Bibel ist das widerspruchsvollste Buch auf der ganzen Welt. Die hl. Schrift ist wie ein Urwald von religiös-sittlichen Aussagen und Forderungen; sogar die Theologen verirren sich in ihm. Das Eigentümliche und Verhängnisvolle des Bibelbuches besteht darin, daß diese Schrift es niemals klipp und klar ausspricht, was denn nun in diesem oder jenem Punkte der unbezweifelte Wille Gottes sei. „Erstlich hat die Schrift keine einheitliche Lehre", sagt Harnack. (Ha III. [1890], 65, Anm. 1). Die tiefe Zwiespältigkeit der Bibel betrifft also eingestandenermaßen nicht bloß nebensächliche Dinge des Christentums, sondern erstreckt sich bis in die Marksubstanz des Glaubens. Liegen aber die Dinge betreffs der Basis der Dogmenbildung so, dann kann es nicht wundernehmen, daß jeder Versuch, aus dem widerspruchsvollen Kon-

glomerat der Schrift fundamentale Grundwahrheiten herauszumeißeln, mit einem verschiedenartigen Ergebnis enden muß. Schließlich kommt alles auf den Menschengeist an, der es sich unterfängt, das Wirrsal der Bibelaussagen in die konzentrierte Form eines Dogmas umzugießen.

Dogmen liegen als solche nicht fertig in der Bibel vor; sie müssen erst durch menschliche Vernunft aus dem Schriftmaterial gestaltet werden. „Die Dogmen sind das Erzeugnis der Theologie", (Ha I, 10) oder sagen wir es genauer: sie sind ein Erzeugnis der Theologen. Die Dogmenerzeugung erweist sich demnach als eine durchaus menschliche Angelegenheit, denn auch die Theologen sind ja nur Menschen. Man kann den Prozeß der Dogmenbildung im Lichte wirklicher Geschichte noch am besten an Luther studieren. Gewiß, er verfiel nicht rein zufällig auf den Gedanken: nun willst du dich auch einmal als Dogmenbildner betätigen. Das harte Leben, aufwühlende religiös-sittliche Erfahrungen warfen Luther sozusagen mitten in den Strudel des dogmatischen Problems hinein. Nun mußte er sich schwimmend zu retten suchen, und die Insel, auf welcher er wieder festen Fuß faßte, war das Dogma, war sein Dogma. Wie hat Luther sein Dogma gewonnen? Indem er seine religiös-sittlichen Erlebnisse logisierte, d. h. in Begriffe faßte? Nein, sondern indem er auf Grund seiner Erlebnisse etwas Schriftliches, nämlich das „geschriebene Wort Gottes", die Bibel logisierte, d. h. auf seine Art auslegte und diese Auslegung auf wenige „fundamentale Wahrheiten" komprimierte. Christliche Dogmenbildung bedeutet eben Logisierung von Bibelaussagen zu dem Zwecke, den gewaltigen Inhalt des Evangeliums in ein paar Hauptsätzen darzulegen. Dieser Auslese- und Komprimierungsprozeß erfordert schärfste Verstandesarbeit, und bei jeder Dogmenbildung spielt denn auch das „Teufelshürlein Vernunft" kräftig mit. Das Dogma hat immer etwas mit dem Verstande zu tun! Dogma ist christlicher Verstandesniederschlag; bedeutet rationalisiertes Christentum auf einen kleinen Kern von Wahrheiten komprimiert. Wenn man das Christentum durch die Brille der Theo-

logie betrachtet, erblickt man an der Stelle des Evangeliums — das Dogma.

Im Wesen eines „Dogmas" liegt, daß es nicht als eine bloße Ansicht und individuelle Meinung im Geiste seines Erzeugers ein bescheidenes und vereinzeltes Dasein führen will. Zwar ist jedes Dogma zuerst, nachdem es soeben von einem Theologen erzeugt worden ist, nichts als eine individuelle Meinung, eine Opinio. Diese Opinio wird aber zum Dogma, wenn sie sich außerhalb seines Erzeugers Geltung verschaffen und Bahn brechen kann. Die Möglichkeit hierzu ist gegeben, wenn es der Opinio gelingt, sich als eine Allgemeinwahrheit, und zwar ihrer Natur gemäß als göttliche Allgemeinwahrheit zu erweisen. Welches Zeugnis kann also eine Meinung, die als Dogma auftritt, vorweisen dafür, daß ihr Gehalt ein göttlicher, ein für die Gläubigen verpflichtender sei? Da ist die Aussage eines der gefeiertsten Dogmatiker, des Kirchenvaters Augustin, bedeutungsvoll. Nebenbei bemerkt, wir sehen hier davon ab, ob die unter seinem Namen gehenden Schriften auch echt sind. Wie soll sich Augustin mit der Frage nach der göttlichen Wahrheit des Dogmas abgefunden haben? Harnack läßt sich wie folgt hierüber aus: „Die tausend Zweifel, welche die Gotteslehre und namentlich die Christologie erregt [o weh, das Dogma erregt Zweifel!], vermag [nach der Meinung Augustins] nur die Kirche (!) zu beschwichtigen. Die Kirche [also die Theologen! also Menschen!] tritt für die Wahrheit des Glaubens ein ... Offen hat er [Augustin] es proklamiert: ich glaube in vielen Stücken nur auf die Autorität (!) der Kirche hin; ja, ich glaube selbst dem Evangelium nur auf die Autorität der Kirche hin." (Ha III, 71). Dies prominente Bekenntnis nun ist für den Wahrheitscharakter des Dogmas schlechterdings niederschmetternd. Denn dies Bekenntnis besagt: ein Dogma ist darum göttliche Wahrheit, weil Theologen — die Kirche! — es für wahr erklären! Ein Dogma muß sich seine Wahrheits-Beglaubigung durch äußere Autorität verschaffen! Nicht aus sich heraus vermag sich das Dogma allgemeine Geltung zu verschaffen; ganz auf sich gestellt würde

vielmehr die Opinio individuelle Meinung bleiben. Die Meinung kann nur dann und nur dadurch zum Dogma werden, daß äußere Autoritäten, Menschen, sie für allgemein verpflichtende göttliche Zentralwahrheit erklären und ihr nötigenfalls mit äußeren Machtmitteln Geltung verschaffen. Das mit „tausend Zweifeln" beladene Dogma hat es nicht leicht, sich durchzusetzen, das beweist die Geschichte, und zwar die wirkliche Geschichte zur Genüge. „Es ist ... unerbittlich klar", sagt ein moderner Theologe, „daß sie [die Dogmen] auf sehr menschliche Weise, unter Zuhilfenahme aller Greuel der Kirchenpolitik und entscheidend überall durch die einen Abschluß der Kämpfe erzwingende politische Gewalt, in der Kirche durchgesetzt worden sind." (19)

Unsere Kenntnis von der Entstehung und dem Wesen des christlichen Dogmas wollen wir jetzt in Verbindung mit den mittelalterlichen Partikularkirchen setzen. Wir sind, wie oben bereits gesagt wurde, gezwungen, diese Beziehung herzustellen, da es zu dem Zeitpunkte, den wir im Auge haben — dem Jahr 1300 — eine Universalkirche noch nicht gab. Läßt sich denn überhaupt über die allgemeine dogmatische Situation in den Regionalkirchen um das Jahr 1300 etwas aussagen? Woher sollen wir wissen, wie es damals hinsichtlich der Glaubenslehren in den verschiedenen Teilkirchen ausgesehen hat? „Die einzige Möglichkeit, über diese Dinge etwas zu erfahren", so erwidern die Historiker, „besteht darin, hierüber bei den Quellen anzufragen." Gut, tun wir das also; aber vergessen wir nicht, daß die in Frage kommenden Quellen gefälscht sind.

Machen wir uns klar, worauf es bei unserer Untersuchung ankommt. Wollen wir die angeblichen dogmatischen Lehrsätze der katholischen Universalkirche für die Zeit um 1300 kennenlernen? Nein! Denn eine katholische Allgemeinkirche existierte um 1300 noch nicht, und daher kann es damals auch ein katholisches, d. h. ein universales Dogma noch gar nicht gegeben haben. Was wir wissen möchten, betrifft vielmehr die dogmatische Lage in den Regionalkirchen. Meldet die Überlieferung über diese Angelegenheit etwas? In der Tat, sie berich-

tet etwas, und zwar tut sie das dadurch, daß sie von den Lehren der mittelalterlichen „Ketzer“ Aussagen macht. Bei dieser Gelegenheit erinnern wir uns, daß ja die angeblichen Ketzer-Kirchen in Wahrheit die damals bestehenden christlichen Kirchen überhaupt dargestellt haben. Was melden nun die (gefälschten) Quellen über die Glaubenslehrsätze der verschiedenen „Ketzer-Sekten“?

Wir sind nicht im mindesten erstaunt, zu hören, daß die Ketzer im Grunde genommen genau dasselbe glauben, was — die Universalkirche glaubte! Wir sind gar nicht erstaunt, von der gefälschten Überlieferung zu vernehmen: in vielen Nebendingen hätten die Häretiker zwar gegen die katholische Kirche heftig opponiert, in der Hauptsache aber, nämlich in Ansehung der dogmatischen Zentralwahrheit, hätten sich die Ketzer keinen Schritt weit von der „katholischen“ Anschauung entfernt. „Auf den ersten Blick erscheint der Widerspruch [der Ketzer gegen die katholische Überkirche] radikal, ja kontradiktorisch, da schwirren Flüche — Antichrist, Babel, Teufelskirche, Teufelspriester usw. — durch die Luft. Sieht man aber näher zu, so ist der Gegensatz in Wahrheit ein viel zahmerer. Jener katholische Grundbegriff der Kirche als sakramentaler Anstalt wird nicht beanstandet.“ (Ha III, 408.)

Ich sage, wir sind über diese Darstellung des Dogmas der mittelalterlichen „Ketzer“, die uns die Überlieferung auftischt, mit nichten erstaunt. Denn hier spricht nicht echte, sondern tendenziös zurechtgestutzte Überlieferung. Und wie könnte gefälschte Überlieferung die gefährliche dogmatische Sachlage der mittelalterlichen „Ketzerei“ denn überhaupt anders hinstellen, als sie es tut? Wir wissen ja, die Geschichte der „Ketzer“ wurde von Grund auf systematisch gefälscht, nachdem jede Spur echter Geschichte ausgewischt war. Wie hätte es den Vätern der Aktion in den Sinn kommen können, gerade über das so wichtige Gebiet der „ketzerischen“ Glaubenslehren die reine Wahrheit zu sagen! Und andererseits, wie bewunderungswürdig haben sie das Fälschungswerk betrieben! In vielen Nebendingen opponier-

ten die Ketzer zwar, aber im entscheidenden Punkte, im Dogma, sind auch die spätmittelalterlichen Häretiker von der „katholischen“ Lehre und Kirche nicht „abgefallen“.

Wir halten ein, wir wissen genug. Oder vielmehr: wir wissen jetzt, daß die Überlieferung auch betreffs der Glaubenslehren in den Regionalkirchen mit einem gefüllten Sacke tendenziöser Lügen aufwartet. Meine Leser werden dies Resultat schon vorausgesehen haben.

Um einen Einblick in die dogmatische Situation der Zeit um das Jahr 1300 zu gewinnen, müssen wir von der gefälschten Überlieferung absehen und andere Erkenntniswege einschlagen. Überlegen wir einmal, ob sich bezüglich unseres Themas nicht irgendwelche Folgerungen aus der Tatsache ergeben, daß es mehrere und voneinander unabhängige Regionalkirchen gab. Warum existierten denn mehrere Kirchen? Das kann nur den Grund gehabt haben, daß eben ihr Glaubenslehrgehalt verschiedenartig war. Bei den verschiedenen Gemeinschaften muß verschiedenes Dogma in Geltung gestanden haben. Hätten die Regionalkirchen gemeinschaftliche Glaubenslehren vertreten, wäre also das Dogma ein universales, allgemeingültiges gewesen, so hätten damit die Kirchen zwangsläufig ihre Individualität aufgegeben und wären zu dem Gebilde einer einigen Gesamtkirche zusammengeflossen. Warum das? Weil ein einiges Dogma unabwendbar eine einige Hierarchie schaffen muß! Mit dem Momente des Zusammenfließens der einzelnen partikularen Dogmen muß auch aus dem bisher getrennten Hierarchien der Partikularkirchen ein einheitlicher geistlicher Verwaltungsorganismus entstehen. Es liegt tief im Wesen des christlichen Universaldogmas, daß es in seinem Dienste nicht mehrere Sonderhierarchien nebeneinander dulden darf. Ein Dogma — eine Hierarchie! Eine einheitliche Priesterschaft bedeutet aber weiter: eine einheitliche Kirche, eine Universalkirche! Für unsere Erwägung: partikulares oder universales Dogma der einzelnen Regionalkirchen? ergibt sich demnach, in den Kirchen muß ein verschiedenartiges Dogma gegolten

haben. Ferner: zu jeder Kirche muß eine Sonderhierarchie gehört haben.

Priesterschaft und Dogma. Es ist notwendig, beide Dinge einmal genauer anzusehen. Dogma und Priestertum — die hinter diesen Worten liegenden Begriffe und Dinge sind unauflöslich miteinander verkettet. Ohne Dogma keine Hierarchie; keine Hierarchie ohne Dogma! Beide Organismen leben in Symbiose. Ohne Dogma und Hierarchie aber auch keine „Kirche"! Was besagt denn: eine Gläubigengemeinschaft hat sich zur „Kirche" organisiert? Es besagt: die Gläubigen haben sich eine „geistliche" Beamtenschaft, eben eine Hierarchie geschaffen; sie haben einen religiösen Verein gegründet und dabei gewissen Mitgliedern gewisse Vorrechte und Befugnisse eingeräumt. (In der Praxis kann auch der umgekehrte Vorgang stattfinden. Auf Grund eines Dogmas konstituiert sich ein „Vereinsvorstand", der dann bemüht ist, Mitglieder anzuwerben.) Bei einer „Kirche" handelt es sich nun nicht (nur) um die Verwaltung materieller Dinge, sondern um ideelle, religiöse Obliegenheiten und Handlungen. Nun wäre ein religiöser „Vorstand" aber so lange eine überflüssige Einrichtung, als er nicht entsprechende religiöse (sakramentale) Amtshandlungen zu erledigen vorfände. Das besagt aber: ein religiöser „Vorstand", eine Priesterschaft, eine Hierarchie tritt erst dann in Erscheinung, wenn eine Amtsbasis geschaffen ist, wenn unter den Gläubigen ein Dogma ausgebildet ist, das sakramentale Priesterhandlungen verlangt. Nur aus der dogmatischen „Anstellungsurkunde" kann eine Hierarchie die Notwendigkeit ihres Daseins herleiten und rechtfertigen. Ist erst das Dogma da, dann folgt ihm die Hierarchie auf dem Fuß. Andererseits ist wieder unbedingt eine mit „göttlicher Autorität" ausgestattete Hierarchie notwendig, um das an sich so gebrechliche Dogma am Leben zu erhalten, um ihm überhaupt Geltung zu verschaffen. Ohne autoritative Hierarchie würde das Dogma bald wieder zu einer Opinio, zur bloßen Meinung herabsinken. Wir wissen ja, das Dogma, mit „tausend Zweifeln" beladen, kann nur im Medium einer „äußeren" Autorität gedeihen.

Das eine wissen wir also sicher: die mittelalterlichen Regionalkirchen haben verschiedenartige Dogmen erzeugt und gelehrt; sie müssen ferner jede für sich eine besondere Hierarchie über sich gehabt haben.

Wenn ich jetzt darangehe, das soeben formulierte Ergebnis teilweise wieder einzuschränken, so könnte auf den ersten Blick ein solches Beginnen beim Leser den Eindruck wachrufen, mit der behaupteten Sicherheit des Resultates scheine es nicht allzu weit her zu sein. Aber gemach, lieber Leser, dieser Schein trügt! An dem Ergebnis wird nicht gerüttelt werden; es wird auch nicht eigentlich eingeschränkt, sondern im Gegenteil präzisiert werden.

Ich setze jetzt die „Einschränkung" in Form einer Frage hierher. Hatten zum Beginn des 14. Jahrhunderts wirklich schon alle Regionalkirchen ein Dogma ausgebildet? So verwunderlich diese Frage klingt, so notwendig ist sie jedoch. Daran kann nun nicht gezweifelt werden: wenn die mittelalterlichen Glaubensgemeinschaften sich wirklich als „Kirchen" organisiert hatten, so bedeutet das, sie besaßen Hierarchie und Dogma. Oder stellen wir das zu erforschende Objekt noch schärfer wie folgt ein. Soweit die Glaubensgemeinschaften sich bereits zur „Kirche" organisiert hatten, bestanden bei ihnen Dogma und Priestertum. Soweit das der Fall war! Wie? Sollte es christliche Gemeinschaften gegeben haben, die sich nicht in der Form der „Kirche" organisiert hatten? Die kein Dogma gehabt und keine Hierarchie geduldet hätten? Die Möglichkeit solcher Christengemeinschaften kann nicht bestritten werden, der Begriff „Kirche" im eigentlichen Sinn allerdings wäre dann auf solche Vereinigungen nicht anwendbar. Meine Antwort: es gab im Spätmittelalter solche priesterlosen Gemeinschaften. Und diesmal können wir sogar die gefälschte Überlieferung, mit kritischer Sichtung ihrer Angaben selbstverständlich, als Beweiszeugen zulassen.

Da hören wir aus den Quellen über die Anschauungen gewisser „Ketzer" (des lombardischen Zweiges der „Waldenser")

folgendes: „Sie verwarfen die hierarchischen Namen wie Papst und Bischöfe, ... alle Abzeichen und Vorrechte ihres Standes, vor allem aber die ganze soziale, öffentlich-rechtliche und ökonomische Ausstattung der Kirche und ihres Klerus', ... jede feste Dotierung und Fundierung von Pfarreien und kirchlichen Stellen. Die Parochialeinteilung selbst erscheint ihnen als menschliche Erfindung. Ihr Ideal ist die durch keine kirchliche Gliederung eingezwängte Christenheit und deren geistliche Bedienung durch wandernde, nirgends seßhafte, auf die täglichen Almosen und Gaben ... und auf den Ertrag ihrer eigenen Handarbeit angewiesenen Apostel ... Es fällt aber auch das ganze System der kirchlichen Weihen und kultischen Feiern ..., so vor allem der Mittelpunkt des Gottesdienstes, die Messe. Die Kirche ist ihnen das Steinhaus oder Strohhaus, in dem Gott nicht wohnt, das Gebet nicht erhörlicher wird ... Der Altar [heißt bei ihnen] Steinhaufen: es sei schade, daß die Decken darüber faulen ... Das kirchliche Begräbnis in geweihter Erde hat für sie keinen Reiz." (M., 110 ff.)

Hier ist viel Wahres und Erlogenes innigst miteinander gemischt überliefert; leicht können wir aber die lügnerische Spreu von dem Weizen sondern. Da wir uns in der Epoche vor dem 15. Jahrhundert befinden, müssen wir alle Angaben, die das Dasein der Universalkirche für jene Zeit bekunden sollen, als Tendenzspreu beiseitefegen. Was aber dann übrigbleibt, fesselt unser Interesse mächtig. Denn wir halten jetzt den Beweis in der Hand, daß es im Mittelalter tatsächlich priesterlose Christengemeinschaften gegeben hat. Nicht einmal besondere Gebäude — Stein- oder Strohkirchen — wollten diese „freien" Christen unter sich dulden, in denen sie mit kultischen Feiern Gott „gedient" hätten! Wirklich, es ist ein ganz eigentümliches „freies Christentum", das uns hier entgegentritt. Von Gottesdienst, Priesterschaft und Dogma, also von einer organisierten Gemeinschaft, von einer „Kirche" ist bei diesen Christen nicht die Rede. Wandernde „Apostel", die für ihren Lebensunterhalt auf Almosen und den Ertrag ihrer Handarbeit angewiesen

waren, waren ihre Lehrer im Christentum; aber diese Apostel waren keine Priester. Doch halt! Diese Apostel waren doch Priester, berichten uns die Quellen in einem Atemzuge! Und diese Apostel waren sogar straff organisiert, erzählen die Quellen; sie waren nämlich hierarchisch organisiert in der Dreigliederung Diakon, Presbyter, Bischof! Und wenigstens ein paar dogmatische Lehrsätze vertrat diese Hierarchie der „freien Christen" auch, und diesen kleinen dogmatischen Schatz hatten ihre Apostel von der „katholischen Universalkirche" gestohlen!! Sie spendeten ihren Gläubigen nämlich auch das Abendmahl. Sie waren also nach diesen Quellenaussagen trotz ihres Radikalismus gar nicht so „freie" Christen, als wie sie sich manchmal gebärdeten. O nein, plaudern die Quellen, diese Freien im Christentum hatten sich sogar die Möglichkeit offengelasssen, wenn ihnen um ihre Freiheit bange wurde, zu ihrer Mutter — der katholischen Kirche! — zu laufen, um „bei Priestern der römischen Kirche die Sakramente zu nehmen, auf deren Empfang man überhaupt noch Wert legte." (M., 115.) Ganz sonderbare „freie Christen", fürwahr! Die relativistischen Historiker können sich trotz emsigen Nachdenkens über diese psychologische Mixtur des freien Christentums gar keinen rechten Vers machen. Was kein Wunder ist. Denn sie nehmen das, was die Überlieferung hier frischweg auftischt, für — bare geschichtliche Münze.

Im Spätmittelalter existierten dogmen- und priesterfreie Christengemeinschaften; dieser Tatbestand ergibt sich als der historische Kern der überfälschten Ketzerquellen nach Abstreifung der Hülle. In der Entwicklung des Christentums haben wir demnach eine Epoche vorgefunden, in welcher dogmatisches und dogmenloses Christentum gleichzeitig und nebeneinander bestand. Die so wichtige Frage: welche von den beiden Formen des Christentums war zuerst da? soll an dieser Stelle nur kurzweg beantwortet werden, ohne daß ich mich auf die ausführliche Begründung einlassen kann, da ich sonst die gesetzte Zeitgrenze — das Jahr 1300 — nach rückwärts überschreiten müßte. Zuerst war das Leben da, dann kam auch die Lehre! Mit

Dogma und Priester war ein unerhört Neues, etwas Gefährliches, Kalt-Verstandesmäßiges, Juristisches und Beamtenhaftes in die religiöse Gefühlswelt des genuinen Christentums hereingebrochen. Was galt nun schon christlich leben? Viel wichtiger war die neue, von den Priestern (Theologen) in der Heiligen Schrift „wiederentdeckte“ Lehre über Christus. Dein Glaube macht selig, nicht dein Leben, so lautete die neue „Heilsbotschaft“. Aus den freien Christengemeinschaften wurden die wohlorganiserten „Kirchen“, die „aus göttlichem Auftrag heraus“ an die freien Christen die Forderung zum Eintritt richteten. Der große Kampf um die Seelen begann, der in der rauhen Wirklichkeit sich sehr bald in weltpolitische Kampfhandlungen um die Leiber verwandelte.

Uns drängt sich jetzt eine hochbedeutsame Frage auf. Wie verteilten sich, räumlich gesehen, dogmatische Kirchen und freie Christengemeinschaften um das Jahr 1300 etwa? Wegen der Überfälschung der gesamten Ketzergeschichte besteht leider keine Möglichkeit, auch nur annähernd genaue Grenzlinien zu ziehen; ja, die Natur der Sache gestattet eine solche scharfe Umgrenzung überhaupt nicht. Man wird das leicht einsehen, wenn man sich das Entstehen und Wachsen einer dogmatischen Partikularkirche (einer dogmatischen Sekte) innerhalb einer bisher organisationsfreien Christenwelt einmal vergegenwärtigt. Da fallen nicht, vom räumlichen Entstehungspunkte einer Kirche aus vorwärtsgeschritten, nacheinander lückenlos Quadratkilometer um Quaratkilometer alle freien Gläubigen der organisierten Vereinigung zu, vorausgesetzt, daß nicht Waffengewalt sie zur Unterwerfung zwingt. Die Bezirke der sich ausdehnenden Regionalkirchen konnten also unter Umständen lange von mehr oder weniger ausgedehnten Enklaven dogmenfreier Christen durchsetzt sein. Nur brutale Gewalt war dann schließlich imstande, die „Ketzernester“ dieser freien Christen — in den Augen der Dogmenchristen mußten die Freien ja „Ketzer“ sein und heißen! — auszurotten, um das Gebiet einer Kirche zur räumlichen Einheit zu gestalten. Können wir daher auch für einen bestimmten

Zeitpunkt keine haarscharfe Trennungslinie zwischen Dogmenchristen und dogmenlosen Gläubigen, sogar nicht einmal zwischen zwei Regionalkirchen ziehen, so gibt uns doch die gefälschte Überlieferung selbst eine große Scheidelinie in der spätmittelalterlichen Christenheit bekannt. Auf die eine Seite sehen wir Frankreich gestellt, auf die andere Seite aber Oberitalien und Deutschland! In der Geschichte der Ketzer nämlich gewahren wir diese Unterscheidung und Gruppierung, genauer gesagt, in der Geschichte der sogenannten Waldenser. Diese große Ketzerfamilie, so wird uns berichtet, zerfiel in zwei Gruppen: 1. die Armen von Lyon in Frankreich, 2. die Armen von Lombardien in Oberitalien, denen sich die „Waldenser" in Deutschland eng angeschlossen hatten. Als das charakteristische Unterscheidungsmerkmal dieser zwei Gruppen wird von den Quellen ihr Verhältnis zur römischen Universalkirche angegeben: während nämlich die französischen Ketzer die Hierarchie und Einrichtungen der katholischen Allkirche nur lau bekämpften und sogar ihre Sakramentsverwaltung anerkannten, standen die italienisch-deutschen Waldenser dieser katholischen Teufelskirche in Todfeindschaft gegenüber. Setzen wir nun für „katholische Kirche", die es damals noch nicht gab, einfach das Wort „Kirche" ein, so erkennen wir sofort, was die französischen Christen von ihren italienisch-deutschen Brüdern im Christentum unterschied. Die grundsätzliche Stellung zur organisierten Dogmakirche nämlich! Trotzdem würden wir fehlgehen, wenn wir für das Jahr 1300 die Lage der Dinge noch so scharf gesondert annehmen wollten, als soeben angedeutet wurde. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts gab es auch in Italien und Deutschland wohlorganisierte, dogmatische Partikularkirchen; die freien Christen waren in die Verteidigung gedrängt. Sie galten nun als Ketzer und waren gezwungen, sich ihres Glaubens und Lebens zu wehren.

---

## IV.

## Idee und Verwirklichung des universalen Dogmas.

Unsere Schilderung der allgemeinen religiösen Lage um die Wende des 13. zum 14. Jahrhunderts erwähnte nur christgläubige Menschen. Wer, wie heute noch die relativistischen Forscher, die Quellenüberlieferung des Mittelalters für echte Geschichte annimmt, die nur durch gelegentliche „praktische“ Fälschungen ein wenig an der Oberfläche verunziert worden sei, dem wird es schwerlich in den Sinn kommen, daß es um das Jahr 1300 sowohl in Deutschland als auch in allen anderen europäischen Ländern noch ein offenes Heidentum gab. Was unter diesem Wort „Heidentum“ zu verstehen ist, wird dem Leser sofort deutlich, wenn wir seinen Inhalt durch einen ganz modernen Begriff kennzeichnen, durch den Begriff „Gottgläubigkeit“ nämlich. Wie? Gottgläubige deutsche Menschen gab es schon im 14. Jahrhundert? So formuliert, trifft die Frage nicht den eigentlichen Kern des Problems; sie muß lauten: Gab es noch im 14. Jahrhundert in Deutschland „gottgläubige“ Menschen? Allerdings, und ihre Zahl kann in manchen Gegenden Deutschlands gar nicht klein gewesen sein.

Aus den gefälschten Quellen zur Ketzergeschichte wird man selbstverständlich über das Dasein und über die Anzahl der deutschen „Heiden“ des Spätmittelalters die Wahrheit nicht erfahren können. Viel gründlicher als bezüglich der „Ketzergeschichte“ mußten die Väter der Fälschungsaktion hinsichtlich der Geschichte des mittelalterlichen Heidentums den historischen Tatbestand verwischen und vernichten. Die Geschichte der spätmittelalterlichen Gottgläubigkeit ist denn auch fast total ins Christlich-Ketzerische umgefälscht worden; und meist rangieren diese Heiden unter der Sammelbezeichnung Mystiker und Pantheisten. Nur ganz vereinzelt wird in den Quellen auf die Möglichkeit (!) des Heidentums leise hingedeutet. In der Geschichte der Fem-

gerichte — die uns in einem späteren Hefte eingehender beschäftigen wird — spielt eine Schrift, die sogenannte Arnsberger Reformation vom Jahre 1437, eine Rolle. Hier wird angeordnet, das heimliche Gericht (Femgericht) sei zuständig, zu richten „über Christenlaien männlicher Geburt, welche von dem Christenglauben treten in Unglauben." Was unter diesem „Unglauben" zu verstehen ist, ergibt sich ganz von selbst aus einem anderen „Arnsberger Kapitel" (vom Jahre 1490), das u. a. der heimlichen Acht zuweist: „So Jemand Ketzerei ausheckt ..., so jemand vom Glauben abfällt und Heide wird." (20) Hier finden wir den Ketzer ausdrücklich von den Heiden unterschieden! Es war nicht mehr gefährlich für die Verhüllung des früheren wahren Tatbestandes, wenn hier für eine so späte Zeit (1490!) zwar nicht das wirkliche Bestehen des Heidentums, sondern bloß die Möglichkeit des „Abfalls" zum Heidentum aktenmäßig nicht geleugnet wurde. Um 1490 hatten nämlich Scheiterhaufen und das Schwert des weltlichen Armes der Universalkirche unter Ketzern und Heiden so gründlich aufgeräumt, daß solche Kirchenfeinde jetzt seltene Erscheinungen geworden waren.

Will man wissen, wie die Heiden des Mittelalters über das Christentum dachten, so braucht man nur noch einmal überzulesen, was die „freien" Christen vom organisierten Kirchenchristentum hielten und sich dazu die Seelenhaltung eines Menschen zu vergegenwärtigen, der jede geschriebene Offenbarung Gottes, also auch die Heilige Schrift, grundsätzlich ablehnen muß. Man braucht sich nur, um den Geist des deutschen „Heidentums" kennenzulernen, jenes Deutsch-Gottgläubigen zu erinnern, der in der Überlieferung als sein bedeutendster Vertreter und Bekenner gilt: Meister Eckharts. Aber Eckhart war doch Scholastiker und mystischer Pantheist, dazu Dominikaner und anfangs ein treuer Sohn der katholischen Kirche! Nun ja, so stellt es die Überlieferung dar; aber erstens ist diese Überlieferung gefälscht, und zweitens kann im 14. Jahrhundert von einer katholischen Universalkirche noch gar keine Rede sein. Eckhart soll aber schon 1327 gestorben sein! Dazu zeigt er sich,

auf Grund einer Analyse seines „Systems", weder als Scholastiker noch als Mystiker ganz originell. „Seine Gedanken in der Mystik lassen sich schon bei den Viktorinern nachweisen; durch die pseudo-areopagitischen Schriften kamen auch neuplatonische Grundsätze in seine Mystik." (21) Dieser nicht gar so originelle „Dominikaner" soll nun, wie's oben heißt, als bedeutendster Bekenner deutscher, artgemäßer Gottgläubigkeit angesehen werden!? So zweifelnd und verwundert fragt nur, wer Eckharts Schriften für unangetastet hält und wer die Nachrichten über seine angeblichen Lebensumstände nach herkömmlicher Meinung für lauterste Wahrheit nimmt. Die Schriften des Mannes, den die Väter der großen Fälschungsaktion mit Berechnung in die Kutte des Dominikaners gesteckt haben, sind in den Filialen der Fälscher sehr gründlich „überholt" worden. Nur weil Eckharts Schriften systematisch zurechtgestutzt sind, gewinnt es den Anschein, als habe dieser deutsche Heide „die [katholische] Kirche nicht bekämpft und die Sakramente nicht geringgeschätzt". (H 5, 1. Hälfte, 279.) Nur daher erklärt sich sein „schwankender Charakter", konnte er „wohl christlich denken", trotzdem er sich gleichzeitig zu pantheistischen, d. h. unchristlichen Anschauungen hingezogen fühlte. (22) Wer noch zweifeln wollte, was mit Eckharts Schriften in den Fälschungsfilialen geschehen sei, dem wird alles sehr klar, wenn er erfährt: „Klaren und unzweideutigen Texten ... stehen ebenso klare und unzweideutige Texte gegenüber." (22) Diese Taktik kennen meine Leser. Es trifft auch nur nach Darstellung der gefälschten Überlieferung, nicht aber historisch wahrheitsgemäß zu, wenn B. Peters erklärt: „Mit revolutionärer Kraft kommt in ihm ein neuer Lebensstil zum Durchbruch, eine neue Weltanschauung ... Eckhart ist ... eine Neugeburt des deutschen Geistes." (23) Eckhart ist vielmehr der von den Fälschern grausam verchristelte Verkünder der uralten, unsterblichen germanischen Welt- und Gottanschauung, die er gar nicht erst zu entdecken oder auch nur wiederzuentdecken brauchte! Uraltes germanisches Glaubensgut ist von den Fälschern in Eckharts Schriften gnädigst am

Leben gelassen worden, nachdem man es in ein christlich-mystisches Mäntelchen gekleidet hatte. Meister Eckhart stand auch nicht allein, hoch oben auf einsamer Höhe des germanischen Geistes. Aber wo sind die gleichartigen und gleichwertigen schriftlichen Gedankenerzeugnisse seiner Vorgänger? Sie sind vernichtet oder verchristelt worden. Ebenso wie die germanische Philosophie des Mittelalters in die scholastische Philosophie verwandelt worden, bzw. in ihr untergegangen ist.

Die Zahl der deutschen Gottgläubigen kann um das Jahr 1300 nicht klein gewesen sein. Hierunter sind nämlich z. B. jene „Ketzer"-Sekten zu zählen, die unter der Bezeichnung: Brüder des freien Geistes und „Begharden" von den Vätern der Fälschungsaktion in die Überlieferung eingeschmuggelt wurden. Was diesen „Abtrünnigen" von der „katholischen Universalkirche" vor dem 15. Jahrhundert angeblich als „Hauptirrlehren" vorgeworfen wurde, ist tendenziöse Erfindung der Fälscher; man hätte diesen „Abgefallenen" ebensogut ganz andere Irrtümer andichten können. Die Hauptsorge der Fälscher war ja, unbedingt vor der Nachwelt die gefährliche Tatsache zu unterdrücken, daß es im Spätmittelalter in allen Ländern noch zahlreiche Heiden, Gottgläubige gab, und zwar keine Kirchen-Abtrünnigen — denn die Universalkirche wurde erst im 15. Jahrhundert verwirklicht —, sondern genuine Gottgläubige, die wie ihre Eltern und Ureltern und Ahnen eines aus dem Rasseerbgut entsprießenden Glaubens lebten. Es ist bemerkenswert, daß nach den Quellen die „pantheistischen Begharden" von Niederdeutschland „ausgegangen" sein sollen.

Für die allgemeine religiöse Lage um das Jahr 1300 haben unsere Untersuchungen nunmehr dieses Ergebnis gezeitigt: drei große Gruppen von religiös interessierten Menschen existierten, nämlich 1. Gottgläubige, 2. freie Christen, 3. kirchlich organisierte Dogmenchristen.

Hörten wir bisher nur vom partikularen Dogma der Regionalkirchen, so treten wir mit diesem Kapitel an ein Neues heran, nämlich an die Idee eines christlichen **Universaldogmas** und die ersten Versuche der praktischen Verwirklichung.

Können wir auch nicht sagen, wer zuerst den Plan eines Universaldogmas ersonnen hat, — in Verbindung mit der systematischen Verfälschung, der mittelalterlichen Überlieferung auf allen anderen Gebieten ist natürlich auch die Dogmengeschichte, wie sie vorliegt, gefälscht worden —, so wissen wir doch mit annähernder Genauigkeit den Zeitpunkt der Verwirklichung des Planes anzugeben: die Wende des 13. zum 14. Jahrhundert. Und wir wissen noch mehr. Wir kennen das Land, in dem der Plan Wirklichkeit wurde. Frankreich kann die Ehre — wenn es eine ist! — in Anspruch nehmen, als „allerchristlichstes" Land die Geburtsstätte des universalen katholischen Dogmas zu heißen. Ja, es läßt sich noch genauer bestimmen, wo und durch welche Männer das Universaldogma geschaffen wurde. Die theologischen Magister der Pariser Universität sind ihre Urheber! Es ist zweckmäßig, vorerst über ihre angebliche Gründung, ihre Einrichtungen und allgemeine Bedeutung kurz das Nötigste zu sagen.

Nach den Quellen soll die Universität Paris im Jahre 1300 schon auf ein stattliches Alter als Studienanstalt haben zurückblicken können; seit dem 12. Jahrhundert hatte sie die „Führung" auf den Gebieten der Philosophie (Scholastik) und Theologie inne. Diese Angabe läßt uns aufhorchen. Denn was bedeutet das: die Pariser Universität war in der Theologie „führend".? Es soll damit zum Ausdruck gebracht werden, daß diese Anstalt die geistliche Behörde war, die offiziell über die Reinheit des „katholischen Glaubens" wachte. (Zu einer Zeit, als es noch gar keinen katholischen, d. h. universalen Glauben gab!) An die Pariser theologischen Doktoren wandte sich die christliche Welt — auch der „römische Papst" —, wenn Meinungsverschiedenheiten über universaldogmatische Lehrsätze zu

untersuchen und beizulegen waren. (Zu einer Zeit, als es noch gar keine Universallehrsätze gab!) Seit dem 12. Jahrhundert war also die Universität zu Paris das höchste Tribunal — erzählen uns die Quellen. Diese theologische Vormachtstellung muß etwas merkwürdig anmuten. Woher diese Bevorzugung? Sie hat sich aus der „Tradition" ergeben, meinen die Kirchenhistoriker; zu Paris strömten ja „seit alters" die gelehrtesten Theologen aus aller Herren Länder zusammen." Aus Tradition eben! Diese Erklärung aus Gewohnheit und Tradition ist nun recht nichtssagend. Mir will ganz und gar nicht einleuchten, warum ausgerechnet in Paris die gelehrtesten Theologen „aus Gewohnheit" zusammenströmten und nicht in — Rom! Wenn irgendwo, dann wäre doch in der christlichen „Welthauptstadt" Rom der gegebene Platz für das dogmatische Obertribunal gewesen! Aber nein, Rom sah leider die gelehrte Theologengesellschaft nicht in seinen Mauern. Auch die mittelalterlichen bedeutendsten Rechtsschulen waren nicht zu Rom beheimatet, sondern zu Ravenna, Bologna und Padua. Ferner gingen die Medizinstudenten nicht nach Rom, sondern holten sich Wissen und Können aus Salerno. Warum diese Scheu vor Rom? Die Leser meiner Schrift „Rätsel Rom" wissen prompt die richtige Antwort, und diese lautet: kein Mensch ging nach Rom, weil es im Mittelalter eine Stadt Rom gar nicht gab. Die theologischen Magister dachten daher nicht daran, sich in der Einöde am Tiber zu versammeln, sondern wanderten nach Paris. Warum sie sich aber gerade nach Paris wandten, werden wir etwas später erfahren.

Die philosophisch-theologische Hochschule der Christenheit stand in Paris; mit dieser Angabe berichtet die Überlieferung etwas historisch Wahres. Was die Quellen jedoch sonst noch alles von dieser Anstalt, insbesondere von ihrer Entstehung und aus ihrer Frühzeit, zu erzählen wissen, muß sehr kritisch gewürdigt werden, denn diese Vorgeschichte bis 1300 und sogar darüber hinaus enthält ein gerütteltes Maß Tendenzdichtung. Im 14. Jahrhundert birgt die Geschichte der Universität wenigstens einen

Kern echter Tatsachen, und mit dieser Epoche müssen wir uns jetzt beschäftigen.

Im 14. Jahrhundert bildete die Universität zu Paris eine berühmte, mit staatlichen und kirchlichen Privilegien reich ausgestattete gelehrte Körperschaft. Die innere Organisation, der geistige Habitus dieser Gesellschaft, fand Ausdruck in den bekannten vier Fakultäten (Kollegia doctorum): 1. Die sieben „freien Künste“ oder Fakultät der Artisten (die heutige philosophische), 2. Theologie, 3. Rechtswissenschaft, 4. Medizin. Hierbei fiel der Artistenfakultät die Aufgabe zu, ihre Schüler für das Studium in einer der „höheren“ Fakultäten vorzubilden.

Nun vernehmen wir aber noch von einer anderen Form der Universitätsorganisation. Die Mitglieder der gelehrten Anstalt gliederten sich nach Nationen! Welche Mitglieder? Die Professoren oder die Schüler oder beide Klassen? In Paris kamen ja Studenten und Lehrer aus allen Ländern der Christenheit zusammen. Ist es da nicht sehr natürlich und verständlich, wenn sich die Schüler aus einem bestimmten Lande oder Landstriche in der fremden Stadt eng aneinanderschlossen, eine „Nation“ bildeten? Aber die Quellen reden in dieser „Nationen“-Angelegenheit so dunkel und zurückhaltend, daß sich die relativistischen Forscher mit dem besten Willen über Ursprung und Alter dieser Nationen-Einteilung nicht klar werden können, schon gar nicht darüber, welche Universitätsmitglieder denn eigentlich so eine „Nation“ verkörperten. Selbst der von stupender Gelehrsamkeit strotzende Denifle, dem wir gründliche (relativistische) Quellenforschungen über die Pariser Universität verdanken, muß betreffs der Entstehung dieser „Nationen“ bekennen: „Da kein einziges Dokument darüber vorhanden ist, lassen sich nur Vermutungen aufstellen.“ (24) Nach seiner Meinung (a. a. O., 81) ist der eigentliche Grundstock der Anstalt, nämlich die Doktoren-Fakultäten, von den „Nationen“ zu trennen; das Verhältnis beider Organisationen zueinander bleibe jedoch unaufgeklärt. Die Quellen lassen hier verschiedene (!) Deutung zu. Sie er-

wecken einmal den Anschein, als hätten sich alle Fakultäten — d. h. Professoren und Studenten — in Nationen gegliedert; das andere Mal scheint es, als hätte nur die Artistenfakultät (Doktoren und Schüler) das Prinzip der Nationen-Einteilung gekannt.

Immer aber ist einstimmig von vier Nationen auf der Universität die Rede. Als solche werden genannt: 1. die Gallier (Franzosen, zu denen aber auch Italiener und Spanier zählten), 2. die Engländer (später auch deutsche Nation genannt), 3. die Picarden, 4. die Normannen. Es fällt uns sofort auf, daß Pickarden und Normannen, die ja auch Franzosen (und Belgier) waren, eigene Nationen gebildet haben sollen; ferner fällt auf, daß die vier Gruppen zuerst eigentlich nur Frankreich (und dann England) umfaßten und alle übrigen Völker sich in die vier „Nationen"-Fächer einfach einschachteln lassen mußten. „Diese Nationeneinteilung ist gekünstelt", sagt Denifle mit Recht, denn ein Prinzip der Einteilung sei nicht zu ermitteln. Ich werde sogleich die Lösung dieses schweren Nationen-Rätsels verraten, muß vorher jedoch noch einige interessante Eigentümlichkeiten der Universität zur Sprache bringen.

Alle Mitglieder des Lehrkörpers waren geistlichen Standes! Selbst die mit zur Universität zählenden Schreiber und „Buchhändler" mußten wenigstens die sogenannten niederen Weihen empfangen haben. Wir ersehen daraus, in wessen Dienste diese gelehrte Anstalt stand: im Dienste der „Kirche", d. h. der Priesterschaft und des Dogmas! (Aber wohlgemerkt: nicht im Dienst der katholischen Universalkirche, die es im 14. Jahrhundert noch nicht gab!) Der kirchliche Charakter der Anstalt wird auch noch daraus schön ersichtlich, daß berichtet wird, die Universität habe damals kein eigenes Schulgebäude besessen; die Vorlesungen seien in verschiedenen Klöstern (von Paris) gehalten worden. Weiter interessiert die Mitteilung, daß alle Kandidaten des Magistergrades eidlich versprechen mußten, „alle philosophischen Fragen im Interesse

des Glaubens zu lösen" und „die Geheimnisse (!) der Korporation zu bewahren." (25)

Nachdem wir uns soweit über die Einrichtungen der Pariser Universität orientiert haben, können wir zum eigentlichen Thema dieses Kapitels zurückkehren, zu der Idee des neuen universalen Dogmas.

Warum treffen wir zu Beginn des 14. Jahrhunderts gerade zu Paris eine Anstalt (Universität), die sich als theologisch-dogmatisches Tribunal betätigt? Gewiß, in der grasbewachsenen Einöde am Tiber konnten zwar die Theologen nicht gut zusammenströmen, aber warum gerade in Paris? Auf die Spur leitet uns die vorher erwähnte „Nationen"-Organisation der Pariser Anstalt. Es fiel auf, daß von den vier Nationen drei auf Frankreich entfielen. In der Vierzahl erscheint die englische Nation neben drei französischen wie ein Fremdkörper; man gewinnt den Eindruck, als sei ursprünglich die Universität eine rein nationalfranzösische Angelegenheit gewesen. Theologen aus verschiedenen Landesteilen Frankreichs versammelten sich in Paris. Zu welchem Zwecke? Ohne Frage deshalb, um sich mit „Gottesgelahrtheit", d. h. mit dogmatischen Fragen und was alles damit zusammenhing, zu beschäftigen. Hätte nun damals bereits eine Universalkirche existiert — was nicht der Fall war —, so hätte die Unterhaltung der Magister zweifellos dem universalen Dogma gegolten. (Im Vorbeigehen bemerkt: daß die theologischen Professoren der Universität gleichzeitig auch als Lehrer wirkten, ist für das vorliegende Problem gleichgültig.) Da es noch keine Universalkirche mit universalem Dogma gab, so kann sich die theologische Arbeit der in Paris Versammelten nur auf partikulare Dogmen, d. h. auf das Verschiedenartige im Dogma der Regionalkirchen bezogen haben. Französische Theologen werden sich nun nicht (oder doch wenigstens nicht zuerst und in der Hauptsache) mit irgendwelchen Glaubenssätzen fremder Nationen und deren „Kirchen" befaßt haben, sondern mit national-französischen Dogmenproblemen. Nun bleibt nur noch ein kleiner Schritt zu tun, um die

Situation zu gewahren, die zur Gründung der Pariser „Universität“ geführt hat. Diesen Schritt ermöglicht uns aber die rätselhafte Organisation der Anstalt in „Nationen“. Aus den Namen ersehen wir, daß es sich hinsichtlich dieser Nationen ursprünglich nur um französische Landschaften (Regionen) gehandelt hat. Aus diesen Regionen Frankreichs kamen Theologen in Paris zusammen zwecks Besprechung theologisch-dogmatischer Angelegenheiten. Die Tatsache, daß sich die Abgesandten in Paris sonderten (in „Nationen“) erklärt sich aus dem Umstande, daß sie nicht Abgesandte einer Universalkirche, sondern von einzelnen (französischen) Regionalkirchen waren. Einheitsbestrebungen der französischen Regionalkirchen (Vereinheitlichung des Dogmas und der Hierarchie) haben zur Gründung einer zentralen „Dogmenanstalt“ geführt (die dann bald zu einem Lehrinstitut, zur Universität, erweitert wurde, um das geschaffene Einheitsdogma angehenden Theologen zu übermitteln). Daß eine solche nationalfranzösische Anstalt zu Paris gegründet wurde, ergab sich aus der Bedeutung dieser Stadt.

Der Prozeß, der dann später in der Form wirklicher Nationen-Beteiligung (Frankreich, England, Deutschland, Italien) verlief, spielte sich also zunächst im kleinen innerhalb des französischen Volkes (den „Nationen“ als Regionalkirchen Frankreichs) ab. Die Franzosen waren das erste Volk, das den Plan eines einheitlichen Nationaldogmas zur Diskussion stellte und, wie schon jetzt gesagt werden kann, diesen Plan auch als erste Nation verwirklicht hat.

Mit dem Augenblick jedoch, in welchem das erste nationale Einheitsdogma und damit die erste wohlorganisierte Nationalkirche eine Wirklichkeit in der christlichen Welt geworden war, entstand in dem Ursprungslande, oder genauer: in der ursprünglichen Dogmenzentrale der Universität Paris, ein gewaltiger dogmatischer Magnet, eine religiös-dogmatische Kraftzentrale, die ihre anziehenden Wirkungen überallhin ausüben mußte. Mit jenem Augenblicke rückte die „Universität“ Paris gleichsam

automatisch zu einem dogmatischen Tribunal in der gesamten Christenheit auf. Das französische Beispiel mußte auf die andern Nationen, die alle noch religiös-dogmatisch formlos, in regionalen Gruppen zerspalten lebten, als unwiderstehliche Lockung zur Nachahmung wirken — nicht auf die Gottgläubigen und freien Christen der anderen Völker selbstverständlich, sondern auf die Hierarchie der Regionalkirchen außerhalb Frankreichs. Einheit gibt Kraftzuwachs, und die Priesterschaft war natürlich auch in anderen Ländern auf Zuwachs ihres Einflusses bedacht.

Ein gewaltiger Kampf der Geister um die (vorerst nationale) Vereinheitlichung des Dogmas hub an. Aber erst nach Verlauf eines ganzen Jahrhunderts war das Endziel dieser Kämpfe erreicht: das Universaldogma und mit ihm die katholische Universalkirche. Nur die ersten Etappen der um das Jahr 1300 entbrennenden kirchlich-dogmatischen Kämpfe können in diesem Hefte geschildert werden. Ein Kampf der Geister hub an, sagte ich. Aber ein jeder Geist steckt in einer Hülle von Fleisch und Blut, und so ist denn auch der Kampf der „Geister" recht oft in Wahrheit ein Kampf der Menschen. Auch die höchsten geistigen Kämpfe schweben beständig in der Gefahr, mehr oder weniger tief in die Sphäre des Menschlich-Allzumenschlichen hinabzusinken. Der religiöse Geist sollte diesem Gesetze der menschlichen Schwerkraft nicht folgen; aber leider ist es eine Binsenwahrheit der Erfahrung, daß gerade der christlich-religiöse Geist fast keinen einzigen Schritt tat und noch tut, ohne sich als Stütze des „weltlichen Armes" zu bedienen. Niemals hat der christliche Geist aus eigener Kraft gehen können; immer brauchte er die starke Hilfe des weltlichen Armes. Das rührt daher: in dem Augenblick, als das bis dahin „freie" Christentum, das eine private Angelegenheit der Seele war, sich dogmatisierte und eine Hierarchie schuf, schlug es zwangsläufig in eine politisierende Religion um. Kein Dogma ohne Hierarchie, und keine Hierarchie ohne Totalitätsanspruch.

Worin liegt diese „weltliche" Neigung des dogmatischen

Christentums begründet? Im Wesen des Dogmas selbst, dessen Besonderheit, wie wir oben sahen, darin besteht, nicht eine bloße Meinung zu sein, sondern sich als „göttliche Allgemeinwahrheit" autoritative Geltung über alle Menschenseelen zu verschaffen. Diese beanspruchte Autorität sollte durchaus eine rein geistige sein, aber leider vermag sie das nicht. Damit sich das mit tausend Zweifeln beladene Dogma überhaupt durchsetzen kann, bedarf es dazu notgedrungen der Hilfe durch *äußere* Autorität. Diese Autorität ist nun zwar in erster Linie die „Kirche", d. h. ihre geistliche Beamtenschaft, ihre Hierarchie; aber der Priester als solcher kann ja eine Autorität nur insofern beanspruchen, als er sie wieder — aus dem Dogma herleitet! Der Priester beruft sich auf eine Autorität, die er selbst erst gesetzt hat! In Wirklichkeit ist auch nicht das *Dogma* „herrschsüchtig" und darauf bedacht, sich durchzusetzen, sondern *die Priester* wollen mit der Waffe des Dogmas die „Kirche", d. h. *sich selbst* durchsetzen. Es entsteht zwischen Dogma und Priestertum ein merkwürdiger Kreislauf von Ursache und Wirkung. Was ist Ursache, was ist Wirkung? Sehr schön kann man diesen circulus vitiosus bei Augustin studieren: „Bald ist [nach ihm] die Schrift eine Instanz, welche ihre Autorität an der Kirche hat, bald soll die Kirchenlehre und alle consuetudo an der Schrift gemessen werden." (Ha III, 115, Anmerkg.) Was ist Ursache, was ist Wirkung? Will man das wissen, so muß man auf den Anfang, auf die Entstehung von Dogma und Priestertum blikken. Am Anfang waren die Theologen! Das Dogma ist ein „Erzeugnis der Theologie"! Nun waren auch die Pariser Dogmatiker nur Menschen; und obwohl sie das Dogma, richtiger *ihr* Dogma, angeblich infolge göttlicher Erleuchtung schufen, sprangen aus dieser dogmatischen Schöpfung, ihrer Schöpfung, *unendliche Vorteile* für — *sie selbst(!)* heraus. Wie gesagt: auch Dogmatiker sind nur Menschen. Aus dem Dogma ergab sich nämlich, daß dem Priester eine Würde verliehen wurde, die zu schildern keine Zunge imstande ist. In der Tat, im Dogma und durch das Dogma ist für das Priestertum aus-

giebig gesorgt. (Im Dogma haben die Priester selbst ausgiebig für sich gesorgt!) Es wäre ein Wunder, wenn die Pariser Dogmatiker bei der Aufrichtung des dogmatischen Lehrgebäudes vergessen hätten, auch die Ansprüche des Priestertums an den weltlichen Staat mit einzubauen. Sie haben es nicht vergessen, und siehe da, aus dem Lehrgebäude „folgt" u. a., daß auch „die Staaten keine anderen Aufgaben haben, als durch Beförderung der dem Gesetze Gottes [das nur der Priester richtig auslegen kann!] entsprechenden virtus für das Seelenheil (!) ihrer Untertanen zu sorgen." (Ha III, 404, Anmerkung 2.)

Wie aber nach Schaffung des französischen Nationaldogmas Frankreichs weltliche Macht in der Praxis für das Seelenheil der Untertanen sorgte, oder, rund herausgesagt, wie der Staat im Verein mit der Hierarchie durch Folter, Brand, Schwert und Geld, viel Geld das neugeschaffene Dogma in Geltung setzte, davon soll das nächste Kapitel eine eindringliche Sprache reden.

---

## V.

## Die Schaffung der französischen Nationalkirche.

Die theologischen Magister der Pariser Universität haben um das Jahr 1300 nicht etwa zum erstenmal die angebliche Quintessenz (das Dogma) des biblischen Schrift-Christentums ausdestilliert, denn es existierten zu diesem Zeitpunkt bereits nicht bloß in Frankreich, sondern auch in anderen Ländern Regionalkirchen mit Dogmen verschiedenster Prägung. Die Theologen, die sich in Paris versammelten, waren ja Abgeordnete der bestehenden französischen Regionalkirchen, und jede Gruppe brachte von „ihrer" Kirche einen Schatz bestimmter Dogmenlehrsätze mit nach Paris. Selbstverständlich wollten sich die Abgesandten in ihren Konferenzen nicht bloß über die Verschiedenartigkeit ihrer einzelnen Dogmen platonisch unterhalten;

sie hatten eine ganz besondere Aufgabe zu erfüllen. Und nicht der Zufall hatte diese Männer vor ihre Aufgabe gestellt, Gott selbst schien ihnen die schwere Aufgabe aufs Herz gelegt zu haben. Wie eine Mahnung und Drohung lag etwas in der Luft, über den Regionalkirchen, über — der Priesterschaft der einzelnen Kirchen.

Welcher Alpdruck lag auf der Priesterschaft der einzelnen Regionalkirchen? Eine bange Frage, und eine sehr unbequeme dazu, bewegte nachdenkliche Geister in der Hierarchie und auch unter den Laien-Gläubigen der verschiedenen „Kirchen". Die Verschiedenartigkeit der Dogmen hatte diese Frage erzeugt und unter die Gläubigen geworfen. Sie lautete: Welches Dogma ist denn nun das richtige, ist der wahre Extrakt des göttlichen Bibelwortes? Denn ein Dogma kann doch nur das wahre sein! Was sollten die Priester in den Regionalkirchen antworten, wenn ihnen von ihren nachdenklichen Gläubigen dieses Argument entgegengehalten wurde? Wirklich, ein böser Alpdruck lag auf den Priestern. Jede „Kirche" konnte der anderen vorwerfen: ihr irrt euch; nur wir haben in unseren Dogmen die wahre Auslegung des göttlichen Willens herausgestellt. Ein böser Alpdruck lagerte auf den Priestern. Gab es keine Möglichkeit, die unbequeme Situation aus der Welt zu schaffen? Es gab eine Möglichkeit, und die Priesterschaften der einzelnen Kirchen in Frankreich haben diese Möglichkeit nicht bloß erkannt, sondern auch zuerst die Schritte getan, die ihnen solche Möglichkeit nahelegte. Die Parole ihres Handelns drängte sich ja förmlich auf: Union! Einigung des Dogmas und der Regionalkirchen! Schaffung einer einigen französischen Nationalkirche! Union! Das war die Aufgabe, zu deren Lösung die Theologen in Paris zusammentraten. Vorerst handelte es sich zwar nur um die Union der französischen Kirchen, aber schon tauchte am Horizonte auch die Forderung nach Union aller Kirchen, d. h. nach der Schaffung der „katholischen" Universalkirche als Zukunftsproblem auf.

Frankreich betrat zuerst die Bahn der Union und erreichte

tatsächlich das heiß erstrebte Ziel: die Nationalkirche. Die Vorbedingung war die Schaffung eines einigen (nationalen) Dogmas; sie wurde von der „Universität“ Paris erfüllt. Dann war die allerschwerste Aufgabe zu erledigen: die siegreiche Durchsetzung des neuen Nationaldogmas. Hierfür reichte aber der Kampf der Geister nicht aus. Blut mußte den Kitt abgeben, um die Stücke zur Einheit zusammenzupressen. Die Autorität des Schwertes und Scheiterhaufens mußte aufgerufen werden, um dem Nationaldogma siegreich seine Bahn zu brechen. Von nun an war jeder Christ (und auch der Gottgläubige) ein „Ketzer“, wenn er sich weigerte, Gott im Schoße der Nationalkirche zu „dienen“. Und es weigerten sich viele. Aber schon war auch vorgesorgt, die trotzig Widerstrebenden zu beugen. Der starke „weltliche Arm“ war bereit, dem Dogma (der geeinigten Priesterschaft) zum Siege zu verhelfen. Nicht bloß über dogmatische Probleme war in den Konferenzen der theologischen Abgesandten zu Paris gesprochen worden. Sehr weltliche Dinge wurden oft hinter den verschlossenen Türen der „Universität“ erörtert, und bei solchen Geheimsitzungen waren dann häufig hohe Beamte des französischen Königs Philipp IV. zugegen. Was dann beraten und beschlossen wurde, sollte sehr bald aller Welt offenbar werden.

**Der erste französische Nationalpapst.** Hören wir jetzt vorerst mit dem ganzen kindlichen Vertrauen der Relativisten auf die Echtheit der mittelalterlichen Geschichte zu, was diese „Geschichte“ uns über die kirchlichen Vorgänge zum Beginn des 14. Jahrhunderts in Frankreich zu erzählen weiß. Im Jahre 1305, so lautet die Geschichtserzählung, war wieder ein Papst der Universalkirche (!) zu wählen. Die Kardinäle der Universalkirche (!) vereinigten ihre Wahlstimmen auf den Erzbischof von Bordeaux, Bertrand de Got, der sich als Papst der Universalkirche (!) Klemens V. nannte. Der damalige König von Frankreich, Philipp IV., soll die Kandidatur dieses Bertrand de Got mit einigem Nachdruck den Wählern „empfohlen“ haben. Klemens V. und Philipp IV. verstanden sich so gut, daß der neue

Papst gar keine Anstalten traf, Frankreich zu verlassen, und nach einigem Umherziehen in dem südfranzösischen Städtchen Avignon seine päpstliche Residenz aufschlug. So geschah es, erzählt die „Geschichte" weiter, daß der „altehrwürdige" Papststuhl in der christlichen „Welthauptstadt" Rom leer stehenblieb, obwohl nach Gottes Ratschluß der Sitz des Oberhauptes der „Universalkirche" immerdar in der Tiberstadt sein sollte, da, wo die Gräber der Apostelfürsten liegen. Mit dem Verbleiben Klemens V. in Frankreich habe so das siebzigjährige Exil des Papsttums seinen Anfang genommen, erzählt die „Geschichte". Was aber die so redselige „Geschichte" ganz vergißt zu erzählen, das Wichtigste bei dieser Exils-Angelegenheit, das ist eine psychologische „Tatsache", über die wir einfach sprachlos sind. Von Ausnahmen abgesehen, die so verschwindend sind, daß sie nicht zählen, regte sich über das Exil des Papsttums keine christliche Seele irgendwie auf! Was aber dieses Schweigen der Quellen über eine Empörung der ganzen Christenheit wider den Papst, wider alle Päpste in Avignon bedeutet oder vielmehr, wie es zu erklären ist, darüber muß sich der Leser näher in meiner Schrift „Rätsel Rom" unterrichten. Die treuherzige Erzählung der „Geschichte" von der Übersiedlung des Papsttums von Rom nach Avignon ist nämlich durch und durch Lüge! Meine Leser wissen es ja bereits: eine katholische Universalkirche mit einem Universalpapst zu Rom hat es vor dem 15. Jahrhundert gar nicht gegeben. Darum konnte im Jahre 1305 weder der Residenzsitz des Universalpapstes von Rom nach Avignon verlegt, noch überhaupt ein Universalpapst gewählt werden.

Von wem und als was ist dann Klemens gewählt worden? Er ist zum Papst der französischen Nationalkirche gewählt worden, und zwar von der kurz vorher geeinigten Hierarchie Frankreichs. Klemens ist der erste „Papst" der französischen Nationalkirche. Daß Klemens seine Residenz in Frankreich nahm, ist selbstverständlich und bedarf keiner Erörterung.

Sich ein Oberhaupt, einen „Papst" zu wählen, war für die französische Hierarchie ein Leichtes. Unendlich schwer aber war

es, die Idee einer Nationalkirche Frankreichs in der Praxis zu verwirklichen, dem neuen Einheitsdogma die faktische Allgemeingültigkeit zu verschaffen. Das war nur möglich, wenn der „weltliche Arm" seine tatkräftige Hilfe lieh. Und die weltliche Macht war in der Person des Königs Philipp IV. zu dieser Hilfe bereit, um so mehr bereit, als auch dem Staate und seinem Monarchen aus der Verwirklichung einer Nationalkirche die bedeutendsten Vorteile zufließen mußten. Mit der Religion läßt sich unter Umständen vortrefflich gut weltliche Politik machen, erkannte Philipp IV., und er zögerte nicht, gemäß solcher Erkenntnis zu handeln.

Man wird nun von der gefälschten Überlieferung nicht erwarten wollen, daß sie uns in ihren Quellen den rechten Verlauf der Kämpfe um die Verwirklichung der Nationalkirche Frankreichs erzählt. Das wäre ein unbilliges Verlangen. Bei wahrheitsgemäßer Darlegung der Ereignisse hätte man ja seitens der Väter der Fälschungsaktion vor allem zugeben müssen, daß es zu jener Zeit noch gar keine Universalkirche mit einem Universalpapst gab. Dieses Zugeständnis erwies sich jedoch aus der Generaltendenz der großen Fälschungskampagne als absolut unmöglich. Also mußten alle Vorkommnisse bei den Kämpfen um die Nationalkirche umgefälscht, umgedeutet werden, soweit man es nicht für besser fand, überhaupt einen verhüllenden Schleier über die Dinge zu breiten. Nur in tendenziöser Vermummung also wird uns die „Geschichte" von den Kämpfen berichten, die zwecks Durchsetzung des neuen Einheitsdogmas gemeinsam Arm in Arm von Papst Klemens und König Philipp geführt wurden.

Die bekannteste Vermummung jener Kämpfe bietet uns die gefälschte Überlieferung in der sogenannten **Vernichtung des Templerordens.**

Was die „Geschichte" über die angebliche Entstehung und den Zweck des Templerordens, ferner über seine Einrichtungen und sein Wirken bis zur Katastrophe im Jahre 1307 berichtet, kann in jedem Geschichtswerke nachgelesen werden. Es sind

Lügen, was wir da zu lesen bekommen. Von Anfang bis zu Ende stellt die Geschichte der Templer ein Gewebe und Gewirr von Lügen dar. Der verübte Trug ergibt sich überzeugend aus der Generaltatsache, daß es vor dem 15. Jahrhundert eine universale, katholische Kirche — mit welcher der Orden so verbunden erscheint — nicht gegeben hat. Wie gesagt, der Trug folgt axiomatisch aus dieser Generaltatsache. Trotzdem will ich noch im folgenden kurz den Beweis der Fälschung in einem konkreten Einzelfalle führen. Das geschieht, indem ich Quellenkritik betreibe; und zwar soll die angebliche ursprüngliche Templerregel einer kritischen Betrachtung unterworfen werden. Diese „Regel" enthält statutenmäßige Bestimmungen über die Aufnahme neuer Mitglieder im Orden, über das Zusammenleben der Ordensritter usw. Um zu sehen, wie es mit dieser Regel beschaffen ist, folgen wir den Angaben G. Schnürers. (26)

Der Wortlaut der ursprünglichen Templerregel ist uns in einem französischen und einem lateinischen Text überliefert. Der lateinische Text ist wieder in 2 Handschriften [V, angeblich aus dem Ende des 12. Jahrhunderts, und A, aus dem Ende des 13. oder Anfang des 14. Jahrhunderts] erhalten. Die französische Fassung existiert in 3 Handschriften [R. D. P. aus dem Ende des 13. oder Anfang des 14. Jahrhunderts]. Welcher Text ist nun der ursprüngliche? Schnürer sieht den lateinischen als ursprünglich an, hält also den französischen für eine Übersetzung. Ein anderer Forscher (Prutz) hat die umgekehrte Meinung verfochten, was wir nur zur Kenntnis nehmen wollen. Bei folgender Mitteilung horchen wir aber auf: Die beiden Texte weisen Sinn-Verschiedenheiten auf! „Der Sinn des lateinischen Textes kann [an einer Stelle] nur der sein, daß die Templer, wo immer sie gerichtlich belangt werden, vor Gericht erscheinen sollen." Im Gegensatz hierzu steht die „Übersetzung", in welcher der Sinn sich spontan geändert hat! „Im französischen Text wird nicht von einem fremden Gericht gesprochen, vor dem die Templer erscheinen ..., sondern von einem

Gericht, das die Templer selbst aus ihrer Mitte bilden sollen." (Schnürer, S. 22.) Sonderbar, wie sich doch der Sinn durch die „Übersetzung" so total ändern konnte! Und siehe da, noch an einer anderen Stelle verwandelt sich der Sinn des Textes unter den Händen des „Übersetzers"! Wie ist so etwas möglich? fragen wir unsern Forscher. Nun, entgegnet Schnürer (S. 26), diese Verschiedenheit beruht auf einem bedauerlichen „Mißverständnis des „Übersetzers. Und leider muß Schnürer noch öfter auf „Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche" in den Fassungen aufmerksam machen. So wird an einer Stelle des französischen Textes den Templerordensrittern etwas anbefohlen, was, wie unser Forscher mit Recht bemerkt, „jeden aufs höchste befremden muß". Die Regel im französischen Text befiehlt nämlich, man solle „exkommunizierte (!) Ritter vorzüglich aufsuchen, um sie zum Eintritt [in den Orden] zu bewegen". Wie? Was? Der so gutkatholische Orden befiehlt alsbald nach seiner Gründung in seiner Ordensregel, hauptsächlich solle man exkommunizierte Ritter zum Eintritt veranlassen? „Wie kam der französische Verfasser zu seinen Änderungen?" fragt Schnürer und wir mit ihm. „Wollte er absichtlich dieser Verordnung [im lateinischen Text] einen anderen Sinn geben?" Nun sind wir aufs äußerste gespannt, wie Schnürers Antwort lautet. „Es ist mir das wenig wahrscheinlich", meint er, „viel näher liegt, daß er die Stelle nicht verstand und sie sich, so gut es ging, zurechtlegen wollte."

Da haben wir das Verhängnis! Der Mann verstand nicht, was er übersetzen sollte, und legt sich, so gut es geht (!), einen Sinn zurecht. Totale Sinn-Veränderungen fließen ihm beim „Übersetzen" aus der Feder. Dieser Übersetzer muß ein Trottel von außergewöhnlichem Format gewesen sein, oder — kannte er als Franzose vielleicht kein Latein? Warum „übersetzte" er dann, wenn er nichts davon verstand? Es handelte sich doch nicht um eine Schularbeit, um eine Übung, sondern um eine hochwichtige Angelegenheit, um die Übersetzung der Ordensregel ins Französische. Verstand der Mann als Laie nicht viel Latein,

so brauchte er nur einen Fachmann, einen Priester, um Rat anzugehen oder vielmehr diesem die Arbeit zu überlassen. Solche Priester, die ihnen den lateinischen Text übersetzen konnten, hatten nach der Überlieferung die Templer immer bei sich. Aber nein, ein Stümper muß höchst flüchtig und mißverständlich die Statuten übersetzen, und die erfreuten Ritter nehmen ein solches sinnverdrehtes Machwerk mit Dank an, verwahren es als kostbares Instrument ihrer Ordensregel in einem ihrer Archive und — lassen von dem Produkt sogar Abschriften herstellen!

Lächelnd werden sich inzwischen schon die Leser meiner früheren Schriften der stattlichen Reihe von geistigen Zwillingsbrüdern erinnert haben, die unser Übersetzungstrottel im Mittelalter aufzuweisen hat. Aber wie steht es um den lateinischen Text für sich? Könnte nicht dieser echt sein? Aber siehe, auch er hat seine Besonderheiten. In den erhaltenen beiden Handschriften sind die verschiedenen Kapitel verschieden geordnet. Das brauche „kaum besonders aufzufallen", meint zwar Schnürer, weist dann aber selbst auf eine weitere befremdende Erscheinung hin, daß nämlich „in derselben Handschrift die Reihenfolge [zwischen voraufgehendem Inhaltsverzeichnis und dem Kapiteltext] nicht die gleiche ist, daß in D wie in A der Text nicht völlig mit dem vorausgeschickten Inhaltsverzeichnis in der Reihenfolge übereinstimmt." Wieder hat da irgendein Trottel „Verwirrung" angestiftet, diesmal sogar im ursprünglichen Text!

Was sich bereits axiomatisch aus der Generaltatsache — vor dem 15. Jahrhundert existierte noch keine Universalkirche — ergibt, daß nämlich die Berichte von der Gründung, dem Zwecke und den angeblichen Taten des Templerordens erlogen sind, das hat unsere kurze Betrachtung der „ursprünglichen Templerregel" erhärtet. Und auch das Ende des Ordens, das uns an dieser Stelle besonders interessiert, seine Vernichtung, der ganze Templer-Prozeß ist ein gewaltiges Lügengewebe. Indem wir auf die Katastrophe des Templerordens näher eingehen, werden die Beweise für die Verfälschung nicht lange auf sich warten lassen.

Was führte, nach der gefälschten Überlieferung, zu der Katastrophe, die den Templerorden vernichtete? Philipp IV., der Schöne genannt, Frankreichs Monarch, habe die Vernichtung des Ordens „beschlossen“, meldet die „Geschichte“. „Warum Philipp der Schöne die Vernichtung des Ordens beschlossen, ist nicht vollständig aufgeklärt“, hören wir von unseren relativistischen Historikern. (He VI, 412.) „Wahrscheinlich ... war Philipp auf die Macht des Ordens eifersüchtig und nach seinen Schätzen gierig. Zu seinen absolutistischen Tendenzen paßte gar übel eine Korporation, die in Frankreich sozusagen einen Staat im Staate bildete und über ein stehendes Heer von 15 000 Reitern verfügte, das unter Umständen dem König sehr gefährlich werden konnte.“ (He, 412.) „Dazu kam, daß nur ein tüchtiger Griff in das Besitztum des Ordens der peinlichen Finanznot des Königs ein Ende machen konnte.“ (A. a. O., 413.) Natürlich habe König Philipp, so sagen die Forscher, nicht offenherzig bekennen dürfen, daß er nur aus Habsucht die Ausrottung der Templer anstrebte; er mußte, um sein gemeines Vorgehen beim Volke zu rechtfertigen, einen „ideellen“ Grund ausfindig machen. Auf welchen „ideelen“ Ausweg verfiel also der König? „Das Templergut konnte der König nur bei einer förmlichen Aufhebung des Ordens erlangen. Diese konnte aber nur erzielt werden, wenn gegen ihn die Anklage auf Häresie erhoben und begründet werden konnte ... Es mußten sonach die Templer als Ketzer erscheinen; seine Pflicht war es dann, einzuschreiten.“ (27) Nun war aber eine Aufhebung des Ordens Amtssache des „katholischen Universalpapstes“; den Papst Klemens V. mußte also Philipp davon überzeugen, daß die Templerritter arge Häretiker seien, um ihn zum Einschreiten zu bewegen. Vor allem kam es darauf an, „Beweise“ für die Ketzerei der Ordensmitglieder in die Hände zu bekommen; und da ist es, wie Hefele meint, „unbestreitbare Tatsache, daß Nogaret [der Siegelbewahrer des Königs] im Verein mit einigen gewissenlosen Priestern (!), darunter auch der Beichtvater des Königs, einige Zeit vor Ausführung des geplanten Schlages irgendwelche unsaubere Praktiken

getrieben hat, teils mit abgefallenen oder aus dem Orden gestoßenen Templern, teils mit solchen, die unter schamloser Rechtsverhöhnung ... ins Gefängnis gebracht und daselbst maltraitiert wurden." (He, 415, Anmerkung 2.) Durch Folter- und andere unsaubere Praktiken erhielt König Philipp also die gewünschten „Beweise" und schilderte daraufhin dem „Universalpapst" Klemens „den Orden als einen Pfuhl von Lastern, Greueln und Ketzereien. Die kirchliche Untersuchung aber, die der Papst infolge dieser schmählichen Verleumdungen in Aussicht gestellt hatte, konnte und durfte der König nicht abwarten; er wäre ja hierdurch unfehlbar als ehrloser Verleumder entlarvt worden; er mußte ihr vielmehr durch einen Gewaltakt zuvorkommen." (He, 415.) Dieser königliche Gewaltstreich bestand darin, daß am 13. Oktober 1307 in der Frühe des Tages sämtliche Templer in ganz Frankreich „verhaftet" und ins Gefängnis abgeführt wurden. Der dann einsetzende große Prozeß, der gleichzeitig von königlicher und päpstlicher Seite durchgeführt wurde, endete mit dem erstrebten Ziel: der Verbrennung zahlreicher Templerritter und der Aufhebung des ganzen Ordens. — So etwa, sagen unsere Forscher, hat sich die betrübliche Katastrophe des Templerordens nach den überlieferten Quellenberichten zugetragen. Der Orden ist unschuldig verurteilt worden, d. h. er war in Wirklichkeit der angeklagten Greuel und der Häresie nicht schuldig — das ist heute die durchaus vorherrschende Ansicht der Historiker.

Ich gehe jetzt zu einer kritischen Untersuchung der Templerkatastrophe über. Diese Untersuchung wird bestätigen, was wir bereits wissen: wie die ganze „Geschichte" der Templer, so ist auch das katastrophale Ende ein Lügengespinst. Nicht ein Lügengespinst in dem Sinne, daß völlige Erdichtung von Tatsachen vorläge; nein, der angeblichen Ordenskatastrophe liegt ein Komplex echt geschichtlicher Ereignisse zugrunde: es sind um das Jahr 1307 in Frankreich tatsächlich zahllose Menschen als „Ketzer" vernichtet worden! Man kann unter gewissen Beschränkungen sogar von einem „Orden" (oder besser von zwei)

sprechen, der damals ausgerottet worden ist. Ich komme zum Schluß des Kapitels hierauf zurück.

Manchem Leser wird schon gleich bei der obigen kurzen Angabe über die Veranlassung der Katastrophe einige Verwunderung angeflogen sein über die Psychologie der handelnden Hauptpersonen in diesem Drama. Auf der Bühne, auf den Brettern, die die Welt nur bedeuten, könnte man allerdings das Templerdrama, so wie es gedichtet wurde, ohne großen Anstoß ob seiner Psychologie spielen lassen. Aber im Leben, d. h. als Ausschnitt ehemaliger lebendiger Erfahrung gesehen, gefällt uns die Psychologie der Akteure gar nicht. Sehen wir uns das Ding unter dem kritischen Mikroskop einmal genauer an.

Am 13. Oktober 1307 wurde die Welt, die darob nicht wenig erstaunte, durch die Nachricht von der erfolgten Verhaftung sämtlicher Templer in Frankreich überrascht. Nun, auch wir haben allen Grund zum Erstaunen. Da legte also in den zahlreichen Orten Frankreichs, in denen sich Templer angesiedelt hatten, ein Polizeileutnant den Rittern die Hand auf die Schulter und erklärte sie für verhaftet. Völlig von Überraschung gelähmt, ergaben sich die Ritter in ihr Schicksal und folgten den königlichen Beamten ins Gefängnis. Wie? War denn von dem ruchlosen Plane des Königs nichts, gar nichts durchgesickert? Waren die Beratungen Philipps mit seinen sauberen Ministern und mit „Papst" Klemens in aller Heimlichkeit vor sich gegangen, daß die Ritter von dem drohenden Unheil ganz und gar nichts erfuhren? Laut erhaltenem königlichen Manifest vom 14. Sept. 1307 hat Philipp bereits einen Monat vor seinem Zugriff seine Beamten im Lande, zugleich mit der Anweisung zur Inhaftierung, von den fluchwürdigen Vergehen der Templer in Kenntnis gesetzt. Kein Warnungsruf ist an die armen Opfer gelangt, denn wirklich, alle Beamten im Lande haben über das Bevorstehende striktes Stillschweigen bewahrt. Sie müssen doch wohl nichts verraten haben, denn wie wäre es sonst begreiflich, daß sich die Templerritter einfach „verhaften" ließen, ohne erbittert-

sten Widerstand zu leisten? Wir hörten oben von 15 000 Templerrittern — wohlverstanden Rittern! Eine stattliche Zahl, und eine starke Macht, wenn sie bewaffnet waren! Und den Rittern stand noch ein schlagkräftiges Heer sogenannter dienender Waffenbrüder zu Gebote! Man stelle sich nur vor, von dem ruchlosen königlichen Plan wäre etwas durchgesickert und die Ordensritter hätten Gegenmaßregeln getroffen! Mit der „Verhaftung" der Ritter hätte es äußerst böse ausgesehen! Aber zum Glück für König Philipp hielten alle Beamten dicht, und die Templer konnten dingfest gemacht werden.

Aber die Templerkatastrophe müßte keine dramatische Dichtung sein, wenn sie uns nicht mit Überraschungen bedächte. Der bisherige Siegelbewahrer Erzbischof Ascelin von Narbonne, so berichtet die Überlieferung, weigerte sich, „den banditenartigen Überfall als Staatsakt zu unterzeichnen" und wurde „durch den gewissenlosen Nogaret ersetzt." (He, 415.) Doch auch der Erzbischof kann ja, trotzdem er mit dem Staatsakt nicht einverstanden war, geschwiegen haben, gewiß. Was sollen wir aber von den Ordensrittern halten, wenn wir folgendes hören? „Papst" Klemens hat schon monatelang vorher den Ordensmeister Jakob von Molay von den gegen die Templer erhobenen Anschuldigungen in Kenntnis gesetzt, und Molay verlangte damals selbst „eine genaue Untersuchung wegen der Verbrechen, die man seinem Orden zur Last lege". (He, 413.) Also war der Ordensmeister und durch ihn ganz gewiß auch die Ritter, wenigstens von den ausgestreuten Anschuldigungen unterrichtet! Doch von dem geplanten „Staatsakt" brauchten Molay und die Ritter noch nichts erfahren zu haben. Aber nun beginnen wir wirklich zu staunen, denn: „Trotz aller Vorsicht war von dem Anschlag doch eine leise Kunde durchgesickert; Beweis dessen ist die Reise des Großpräzeptors Peraud zum Papst anfangs Oktober, sowie der Austritt mehrerer Mitglieder aus dem Orden gerade in dieser kritischen Zeit." (He, 416.) Es war also tatsächlich eine leise Kunde durchgesickert; und schon diese „Tatsache" reicht hin, um die angeblichen „Verhaftungen" der Or-

densritter, d. h. ihre angebliche völlige Arglosigkeit und Willenslähmung ins Reich der Fabel zu verweisen. Wenn nur das Allermindeste von dem königlichen Plane durchsickerte, mußte sich alsbald die allerleiseste Kunde in der Ordensritterschaft lawinenartig verbreiten. Dann hätten aber die bedrohten Templer nicht gezögert, sich gehörig zum Gegenschlage vorzubereiten, und glattweg verhaften lassen hätten sich dann wohl nur wenige Ordensmitglieder, die überschwengliches Vertrauen in die Redlichkeit des königlichen Monarchen besaßen. Das unverständliche Verhalten der Ordensritter vor ihrer „Verhaftung" ist das erste psychologische Rätsel, das uns das Templerdrama aufgibt.

Ein anderes psychologisches Problem betrifft König Philipp als den Urheber der Katastrophe. Was soll doch den Monarchen veranlaßt haben, den Orden zu vernichten? Die Gier nach dem großen Besitztum und den reichen Schätzen des Ordens; die durch Kriegshändel gänzlich geleerte Staatskasse mußte und sollte durch den Zugriff auf das Vermögen der Templer wieder gefüllt werden. Gerade vom Templerorden hatte sich der König, wie die Quellen wissen wollen, bereits die stattliche Summe von 500 000 Pfund abgeborgt. Glückte nun der vernichtende Schlag, so war Philipp nicht nur seiner Schuld ledig, sondern konnte obendrein durch Beschlagnahme der Ordensgüter eine neue, ergiebige Einnahmequelle erschließen. Solche allgemeine Erwägungen klingen zwar ganz einleuchtend und scheinen geeignet, Philipps „Staatsakt" zu erklären, aber eine kleine Untersuchungsprobe genügt, um die Unsicherheit der sachlichen und psychologischen Basis herauszufinden. Die „Geschichte" berichtet nämlich, daß in jenem kritischen Jahre Philipp IV. mit dem Orden in einem außerordentlich g u t e n Einvernehmen lebte. Wir hörten bereits, daß er nicht vergeblich an die Kassentür des Ordens anklopfte, wenn er Geld brauchte. Andererseits hören wir nichts davon, daß die Ordensleitung nun plötzlich den weiteren finanziellen Forderungen des Monarchen gegenüber den armen oder geizigen Mann gespielt hätte, daß sie n i c h t bereit

gewesen wäre, weitere Geldmittel der Staatskasse zur Verfügung zu stellen. Es war sogar, wenn wir der Überlieferung glauben wollen, ein „Lebenszweck" des reichen Ordens geworden, mit Geld Geschäfte zu machen; hatten doch „die Templer im Mittelalter den eigentlichen Geldhandel in Händen". (He, 413, Anmkg. 1.) Wenn also Philipp für die Staatskasse Geld benötigte, so war es ein bequemer und ganz ungefährlicher Weg, dazu nach Lage der Dinge sicher nicht aussichtslos, wenn er bei dem Bankier-Orden weitere Anleihen tätigte.

Was tat aber der König? Wenn die Überlieferung wahr wäre, tat der König nicht das Naheliegendste, sondern das Entfernteste; nicht das Vernünftigste, sondern das Unvernünftigste, nicht das Sicherste, sondern das Gefährlichste. Er stürzte sich in eine Sache, die ihm den Hals kosten konnte. Wer garantierte denn, das Banditenstück werde so verlaufen, wie man es in Szene zu setzen gedachte? Wenn etwas von der geplanten Büberei durchsickerte? Hiermit mußte der König, der ein kluger und vorsichtiger Mann war, rechnen; und das bedeutete, daß er eines Tages vor seinem ganzen Volke als entlarvter Schuft dastehen konnte. Denn der Orden war überall, und ganz besonders in den „höheren" Kreisen sehr geachtet. (Lo, 239.) Der Großmeister war sogar Pate eines der königlichen Kinder! Man bedenke auch folgende Schwierigkeit. Würde es, vorausgesetzt, die Ritter ließen sich willenlos verhaften, gelingen, die Ritter der ihnen angedichteten lächerlichen Häresie wirksam zu überführen? Unter den Inquisitoren mochten gefügsame königliche Werkzeuge vorhanden sein — aber diesmal handelte es sich nicht um die Aufdeckung einer wirklich vorhandenen Häresie, sondern um die Herauspressung einer angedichteten Ketzerei, und dazu bei Persönlichkeiten, die bisher in höchster Achtung gestanden hatten. (Immer angenommen, die Überlieferung des sogenannten Templerprozesses sei echt; was ja in Wirklichkeit nicht der Fall ist!) Sogar als der Staatsstreich so wunderbar glatte Erledigung gefunden hatte [nichts oder doch so gut wie nichts war durchgesickert!! Die Ritter konnten ohne nennens-

werten Widerstand verhaftet werden!!] konnte „das bisherige hohe Ansehen des allgemein geachteten Templerordens trotz der Wandelbarkeit der Volksgunst selbst durch die königliche schwere Anklage nicht ins Gegenteil verkehrt und die gewaltige Erregung des Volkes nicht beruhigt werden". (He, 417.) Alle diese gefährlichen Eventualitäten mußte ein vernünftiger und vorsichtiger Mann in Rechnung stellen; und auch König Philipp würde das getan haben, d. h. er würde den so ganz ungefährlichen Weg der Anleihe beim Orden beschritten haben — wenn, ja wenn der ganze Templerprozeß eben keine psychologisch verunglückte Dramendichtung wäre!

Sogar die relativistischen Forscher schütteln oft über die Akteure dieses Dramas verzweifelt das gelehrte Haupt. Sollte es wirklich die Geldgier des Königs gewesen sein, die ihm den Plan der Vernichtung des Ordens einflößte, fragen sich einige Forscher. Nein, erklärt man, wenigstens war die Hoffnung auf Geldgewinn nicht die einzige und nicht einmal die vornehmste Triebfeder. „Eiserne staatspolitische Notwendigkeit" hat Philipp IV. bestimmt, mit dem Templerorden aufzuräumen, erklären uns einige Historiker. Der Orden sei ein fremdes, störendes Element innerhalb der französischen Nation gewesen, der sich auf Grund von Privilegien seinen Verpflichtungen gegenüber dem Staatswesen entzog und der vor allem der vom König verfolgten Haupttendenz seiner Politik — nämlich der staatlichen Einigung — hindernd im Wege stand. Also schön. Aber nun verrate man mir, warum denn Philipp zur Erreichung des staatspolitischen Zweckes nicht den legalen Weg einschlug! Denn ohne sich in ein gefährliches und dummes Abenteuer zu stürzen und seinen Ruf als Ehrenmann ganz unnötigerweise aufs Spiel zu setzen, konnte der König zum Ziele kommen — auf legalem Wege. Einfach durch legale Beschneidung der lästigen Privilegien des Ordens! Wirklich soll ja Philipp vorher schon einmal diese legale Taktik zur Anwendung gebracht haben: um die Wende des Jahres 1286/87, so berichtet die Überlieferung, hatte er nämlich „alle Güter, welche der Orden wäh-

rend der letzten 30 Jahre erworben, mit Beschlag belegen und durch seine Beamten in Verwaltung nehmen" lassen. (28) Was sollte Philipp hindern, frage ich, die Beschlagnahme allmählich auch auf die vor 50 und 100 Jahren in Frankreich erworbenen Ordensgüter auszudehnen? Etwa sein „Echo", der „Universal-papst" Klemens?! Aber nein, dieser königliche Dramenheld muß nicht das Naheliegendste und das Sicherste, er muß das Entfernteste und Dümmste tun! Weil die Dichter dieser Tragödie es so haben wollen; und die Dichter — die Fälscher — waren nun einmal durch ihre Generaltendenz gezwungen, die der „Templerkatastrophe" zugrunde liegenden Geschichtstatsachen so zurechtzustutzen, daß wirklich eine psychologische Tragikomödie herauskam. Es ist unnötig, noch weitere psychologische Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten zur Sprache zu bringen. Wir wissen schon jetzt: die Templerkatastrophe ist in der überlieferten Aufmachung ein Lügengewebe. Und selbstverständlich sind auch die angeblichen Verhör-Protokolle Erzeugnisse der gelehrten spätmittelalterlichen Geschichtsfälschungsaktion.

Die ganze „Templer"-Tragödie stellt aber, das habe ich schon einmal betont, keine von Anfang bis zu Ende durchweg erdichtete Geschichtsfälschung dar; ein historisch echter Kern liegt vielmehr dem Ganzen zugrunde. Welches ist dieser geschichtliche Kern?

Wir kommen den geschichtlichen Ereignissen, welche die gefälschte Überlieferung tendenziös als angebliche Tragödie des Templerordens vermummt hat, sofort auf die Spur, wenn wir uns der Ergebnisse des voraufgehenden Kapitels erinnern. Es stimmt schon, daß der französische König Philipp IV. und sein geistliches Gegenstück, der erste französische Nationalpapst Klemens zu Beginn des 14. Jahrhunderts einen blutigen Vernichtungsfeldzug gegen ganz bestimmte Volkskreise Frankreichs geführt haben. Als die Schaffung der französischen Nationalkirche beschlossene Sache war, galt es, eine sehr schwere Aufgabe zu erledigen: die allgemeine Durchsetzung des neuen Einheitsdogmas, oder anders ausgedrückt: die Unterwerfung

aller Widerstrebenden. Wir kennen diese Widerstrebenden, die sogen. Ketzer. Den freien Christen und den heidnischen Gottgläubigen galt der Vernichtungskampf. Vom nationalkirchlichen Standpunkte betrachtet, waren diese religiösen Rebellen tatsächlich eines Verbrechens, eben der Ketzerei, schuldig; und auch der König konnte und mußte gegen solche Kirchenfeinde mit staatlichen Gewaltmitteln einschreiten, sobald sein Staatsrat — und der bestand fast ganz aus Interessenten, nämlich aus Mitgliedern der geeinigten Hierarchie — die Ketzerei und Kirchenfeindlichkeit als Staatsvergehen erklärte. Es ist sehr wahrscheinlich, ja sicher, daß es in diesem Ketzervernichtungskampfe zu richtigen großen Kampfhandlungen, aber auch zu zahlreichen Verhaftungen mit nachfolgenden Prozessen gekommen ist. Ebenso ist es auch sicher, daß unter den „Ketzern" viele Ritter waren und als Kirchenfeinde verfolgt, eingekerkert und verbrannt worden sind. Die durch die Fälscher vorgenommene dichterische Verkleidung der Ereignisse (als Katastrophe des angeblichen Ordens der Templer) läßt also noch recht viele echthistorische Einzelheiten durchschimmern. Allerdings galt der Unterwerfungskampf des weltlichen Armes der soeben geschaffenen französischen Nationalkirche nicht bloß Rittern und hohen Personen, sondern jedem Franzosen, der sich von nun an weigerte, Gott in den Formen der organisierten Kirchenreligion zu dienen.

---

## VI.

## Die Ursache der deutschen Zwietracht im Spätmittelalter.

Das ganze 14. Jahrhundert zeigt uns Deutschland — und übrigens auch Italien — im Spiegel der Geschichte als das klassische Land der Zwietracht, und zwar der gefährlichsten Art Uneinigkeit: der inneren Zwietracht. Lenken wir den Blick von Frankreich her auf das spätmittelalterliche Deutschland, so

sticht der grelle Unterschied hinsichtlich der völkischen Einigkeit besonders schmerzlich in die Augen. Das Eigentümliche dieser inneren Zwietracht des deutschen Volkes in jenem Jahrhundert tut sich kund in der langanhaltenden Dauer und in der klaffenden Tiefe der Gegensätze. Mit Bitterkeit und Befremden fragt man sich: was ist das für eine Macht, die ein Volk so tief zerspalten kann? Welche gefährliche Macht hat damals diese Zwietracht angefacht und verstanden, sie beständig am Brennen zu erhalten? Um konkreter zu sprechen: was steckt als geheimnisvoll wirkender Faktor hinter der befremdenden Tatsache, daß fast jeder deutsche König des 14. Jahrhunderts von Adolf von Nassau an seinen königlichen Nebenbuhler zur Seite erblickte? Das Doppelkönigtum war politischer Gewohnheitszustand geworden: welcher Spaltpilz schuf solche permanente Gegensätzlichkeit?

Natürlich haben unsere Historiker sich genugsam über die wahnwitzige deutsche Zwietracht jenes Jahrhunderts die Köpfe zermartert. Und welche Erklärung bieten sie uns? Es ist folgende: die auf allen Gebieten in Erscheinung tretende Zerrissenheit des deutschen Volkes habe ihren Grund darin, daß damals das Volk der Deutschen kein straffes staatliches Band zusammengehalten habe. Wohl, meine Herren Historiker; aber bemerkt man denn nicht den versteckten Zirkelschluß, der diesem Gedankengange zugrunde liegt? Selbstverständlich würde ein straffes Staatsband, d. h. ein machtvolles Königtum das Feuer der Zwietracht ausgeblasen haben. Aber die große Frage lautet ja eben: warum fehlte damals ein solches starkes, einiges Königtum? Wer verhinderte das einheitliche Königtum und damit das Knüpfen eines starken staatlichen Bandes um das deutsche Volk? In der Tat liegt ein fataler Zirkelschluß vor, wenn man demonstriert: die Zwietracht brach deshalb aus, weil ein starkes Königtum mangelte. Denn nun fragt man sofort: was hat ein starkes Königtum verhindert? Antwort: die geheimnisvolle deutsche Zwietracht! So dreht sich also der Fragende im Kreise herum, bis er endlich einsieht, daß es darauf ankommt, die rätselhafte Ursache von zwei miteinander zu-

sammenhängenden Erscheinungen (der Zwietracht und des Mangels eines starken Königtums) zu erforschen.

Hat der Teufel die Zwietracht ins deutsche Volk des 14. Jahrhunderts gesät? Wer geneigt ist, an magische Einflüsse zu glauben (wer also seinen Verstand nicht gern anstrengt), könnte wahrhaftig so argumentieren. Die Sachlage erklärt sich aber ganz natürlich, ganz menschlich.

Wie nämlich? Immer sind es die in den Ideen aufgespeicherten geistigen Kraftspannungen, welche die Menschheit im Innersten aufwühlen und ihr Denken und Wollen bestimmen. Dem geistigen Wirbelstrom einer großen Idee vermag sich kaum ein Mensch ganz zu entziehen; er wird gewungen Stellung zu nehmen, sei es im bejahenden oder verneinenden Sinne. Wie aber war die ideelle Situation im deutschen Volke zu Beginn des 14. Jahrhunderts? Der Leser weiß auf diese Frage ohne Zögern zu antworten, denn unsere Untersuchungen in den früheren Kapiteln haben uns in den Stand gesetzt, gleichsam mitten in das ideelle Räderwerk jener Epoche zu blicken. Als geistigen Kraftmittelpunkt gewahren wir das religiöse Phänomen. Wir erinnern uns der großen revolutionären Wandlungen, die in der religiösen Sphäre vor sich gegangen waren und noch weiter mit Anbruch des 14. Jahrhunderts vor sich gingen. Die Idee der Dogmatisierung des Christentums bedeutete den Gipfelpunkt der religiösen Revolution und strahlte über den Beginn des 14. Jahrhunderts ihre Spannungen aus. Als Urheber und Vertreter der Idee war im Gefolge der Dogmatisierung ein besonderer Stand aus der bisher uniformen Masse der Christgläubigen herausgetreten: die Priesterschaft. Indem wir dieses Wort aussprechen, haben wir nun gleichzeitig die gesuchte Ursache der deutschen Zwietracht gefunden und gekennzeichnet! Das Priestertum hat den Samen der Gegensätzlichkeit in das deutsche Volk gesenkt!

Wie konnte das möglich sein? Deshalb, weil im Wesen des Priestertums der Zwang zur religiösen Totalität, zur Alleinherrschaft im Reiche der Seelen und damit verbunden der Zwang

zur Intoleranz beschlossen liegt. Der Priester ist ein Diener des Dogmas, aber ein Tyrann der Seele. Sein „göttlicher Auftrag“ liegt ja darin, das Dogma allüberall zur Geltung zu bringen, sein Dogma über alle Seelen zur Herrschaft zu bringen. Der Priester will nicht Zwietracht säen; was er will, ist, das Dogma siegreich durchzusetzen. Aber diese gewaltsame Durchsetzung erzeugt naturnotwendig als Folgeerscheinung die Zwietracht, der Priester mag solche Begleiterscheinung beabsichtigen oder nicht. Als man daher im Spätmittelalter daranging, das Christentum dogmatisch zu organisieren (Regionalkirchen zu gründen), da schieden sich die Geister. Sie schieden sich um so mehr, je mehr Partikularkirchen für ihre Dogmen um die Seelen warben. Die größte Scheidewand aber erhob sich jetzt zwischen dem Dogmenchristentum auf der einen und dem dogmenfreien Christentum und gottgläubigen „Heidentum“ auf der anderen Seite. Das Dogma mit seiner grundsätzlichen Intoleranz wirkte im deutschen Volke des 14. Jahrhunderts wie ein gefährlicher Brandherd, der immer neue Flammen der Zwietracht erzeugte. Artgemäße Gottgläubigkeit ist wesenhaft tolerant, denn es kennt nicht irgendeinen „formulierten und orgasierten“ Glauben und zwingt nicht dazu. Und auch ein wirklich dogmenfreies Christentum (d. h. ein Christentum ohne Dogma, ohne Priestertum, ohne Kirche) konnte tolerant sein, da es ja nicht in seinem Wesen liegt, dogmatische Lehrsätze durchzusetzen. Als man aber den Gottgläubigen und den freien Christen unter einem Dogmenglauben beugen, ihm eine organisierte Religion und die „Kirche“ mit ihrer geistlichen Beamtenschaft aufzwingen wollte, da wäre ein Beharren in seiner toleranten Haltung ein Verrat an seiner Seele gewesen, da mußte er sich zur Wehr setzen und gegebenenfalls die Verteidigung mit dem Angriff vertauschen.

Mit dem Anbruche des 14. Jahrhunderts hatte sich jedoch das Kräfteverhältnis im religiösen (und damit korrespondierend im politischen) Raum zu ungunsten der Gottgläubigen und freien Christen gestaltet. Wie in Frankreich, so war auch in Deutschland

das kirchlich organisierte Dogmenchristentum im siegreichen Vordringen. Und wie jenseits des Rheins drängten auch in Deutschland die Regionalkirchen zur Union, zur einigen deutschen Nationalkirche. Doch dies Ziel wurde in Deutschland nicht erreicht, eine deutsche Nationalkirche konnte nicht verwirklicht werden; die regionalkirchlichen Priesterschaften haben sich in Deutschland niemals zu der vollkommen einheitlichen Hierarchie verschmelzen können wie in der französischen Nationalkirche. Wer hat diese Union verhindert? Wer trägt die Schuld daran, daß in Deutschland die regionalkirchliche Entwicklung nicht bis zur Nationalkirche fortschreiten konnte? Die Antwort lautet: Schuld daran ist die französische Nationalkirche!

Auf den ersten Blick erscheint diese Antwort befremdend zu sein. Was kann die soeben erst konstituierte Nationalkirche Frankreichs mit den kirchlichen Verhältnissen Deutschlands zu tun haben? Doch formulieren wir unsere Frage lieber so: was konnte die französische Nationalkirche mit den deutschen Regionalkirchen an Interessen gemein haben? Das Allerwichtigste, das Grundinteresse war gemeinsames Gut — das dogmatische Problem nämlich!

Vermöge seiner Eigentümlichkeit als erste Verwirklichung eines Einheitsdogmas barg das französische Nationaldogma gefährliche Anziehungs- und Angriffskräfte in sich. Schon durch seine bloße Verwirklichung, durch sein bloßes Dasein mußte das französische Einheitsdogma sowohl ein Vorbild als auch eine Mahnung für die übrige dogmatische Christenwelt sein. Eine alte, brennende Frage mußte durch die Existenz des französischen Generaldogmas lauter denn jemals ertönen: welches der vielen (regionalkirchlichen) Dogmen ist denn nun eigentlich der wahre Ausdruck des göttlichen Offenbarungswillens? In Frankreich bekannte sich (zwar noch nicht in der Praxis, aber in der Theorie) ein ganzes Volk zu einem Dogma. Wie? fragten sich auch Gläubige diesseits des Rheins: sollte sich nicht gerade in diesem einheitlichen Dogma der wahre Wille Gottes ausgesprochen haben? Wenn so viele Menschen einig denken, muß da

nicht Gott die Hand im Spiele haben? Bestehen dann *unsere* Glaubenssätze noch zu Recht? Nein! ertönte es selbstverständlich aus dem Munde des ersten französischen Nationalpapstes Klemens: ihr seid im Irrtum, seid Ketzer! Nur *unser* Dogma kann den Anspruch erheben, die einzige wahre Formulierung des christlichen Glaubens zu sein! Das französische Nationaldogma ist in Wahrheit das Alldogma, das göttliche Universaldogma!

Solche Fanfaren ertönten aus Frankreich (von der Kurie zu Avignon und von der Universität zu Paris) in die Christenheit hinein. Und wie immer, fühlte sich natürlich auch die geeinigte Hierarchie Frankreichs infolge „göttlichen" Auftrages verpflichtet, *ihr* Dogma, *das* Dogma schlechthin, in der ganzen Christenheit zur Geltung zu bringen. Nicht nur in Frankreich selbst, auch über die nationalen Grenzen hinaus mußte „auf Gottes Befehl hin" das französische Einheitsdogma mit Hilfe geistiger (und politischer!) Waffen die Herrschaft über die Seelen erobern.

Jetzt endlich sind wir in die Lage versetzt, Sinn und Ursprung aller jener Machtkämpfe in Deutschland zu erkennen, die das 14. Jahrhundert durchwirren; endlich sind wir in der Lage, zu gewahren, wo die Ursache der deutschen Zwietracht jener Jahrzehnte geheimnisvoll verborgen lag.

Von dem Augenblicke an, als sich im deutschen Volke infolge der eingetretenen Dogmatisierung des Christentums religiöse Gruppen bildeten, die in den Regionalkirchen den freien Christen (und den Gottgläubigen) gegenübertraten, war bei einer Königswahl an die Aufstellung und Durchsetzung *eines* Kandidaten nicht mehr zu denken. Jedes der feindlichen Lager mußte von nun an zwangsläufig darauf bedacht sein, *seinen* König auf den Schild zu heben. Wenn die „Geschichte" jenes Jahrhunderts die immer wieder auftretende Erscheinung des *Doppelkönigtums* auf alle möglichen politischen Konstellationen innerhalb der Wählerschaft zurückführt, so hat sie ja im Prinzip nicht ganz unrecht (denn wir wissen, daß das

Dogma zu seiner Durchsetzung des weltlichen Armes bedarf), nur verschweigt sie wohlweislich und bewußt, was solcher Politik als innerste Triebfeder zugrunde lag.

Es kann hier nun keineswegs meine Aufgabe sein, bis in jede einzelne Phase hinein die entbrennenden Machtkämpfe um das Dogma zu verfolgen; nur die Höhe- und Wendepunkte des dogmatisch-politischen Geschehens sollen in den kritischen Blickpunkt gerückt werden. Wir überspringen daher die Ereignisse um die Könige Adolf von Nassau und Albrecht von Österreich und wenden uns der Geschichte **Heinrichs** VII. zu.

Da wird nun der Leser mit Recht sofort mit der verwunderten Frage kommen: wo ist denn der königliche Gegenspieler Heinrichs VII.? Er ist nicht vorhanden. Und das hat seinen guten Grund! Wie? fragt aber der Leser; waren also die geschilderten religiösen Gegensätze bei der Wahl Heinrichs von Luxemburg nicht vorhanden? Sie waren vorhanden, aber sie waren nicht wirksam. Wie ist das zu erklären?

Um die Lage der Dinge bei der —wunderbarerweise einstimmigen — Wahl Heinrichs zu verstehen, bedarf es folgender Erinnerung. Auch die Kirchenchristen bildeten damals noch keine feste dogmatisch-kirchliche Einheit, sie lebten in getrennten Regionalverbänden. Praktisch hatte das die Bedeutung, daß zwischen diesen Regionalkirchen eine grundsätzliche Rivalität bestand, die sich den Umständen nach mehr oder weniger stark g e g e n e i n a n d e r auswirken mußte. (Sie waren zwar alle dogmatische Christen, aber sie schworen auf verschiedene Dogmen!) Gerade bei der Wahl eines neuen Königs lag die Gefahr nahe, daß die Rivalität der Regionalkirchen so stark entflammen konnte, daß eine e i n h e i t l i c h e Politik der Dogmenchristen unmöglich wurde. Gewiß, als Ganzes (aber als sehr lockeres Ganzes) standen die Kirchenchristen den freien Religionsgemeinschaften in geschworener Feindschaft gegenüber. Sobald jedoch ein bedeutender, augenblicklicher Vorteil für die Priesterschaft e i n e r Partikularkirche einzuheimsen war, konnte diese kirchliche

Sondergruppe sehr wohl geneigt sein, vorübergehend ein Abkommen mit gewissen Gruppen „freier" Christen oder Gottgläubigen zu treffen. Unter Umständen war mit den freien Christen — wenn man vorübergehend den Angriff gegen sie einstellte — bequemer auszukommen als mit den eifernden dogmatischen Rivalen. Was die Lage noch verwickelter gestaltete, war der Befund hinsichtlich der räumlichen Verteilung der dogmatischen Kirchen und der freien Gemeinschaften, auf die wir oben (S. 00) hingewiesen haben und die durch religiöse Enklaven und Exklaven charakterisiert war. Während im Süden und Südwesten Deutschlands die Kirchenchristen (allerdings selbst wieder in Partikularkirchen getrennt) das Feld behaupteten, hatten im Osten die „freien" Christen und im Norden Deutschlands die „heidnischen" Gottgläubigen noch bedeutenden Einfluß in die Waagschale zu werfen. Letzten Endes kam alles darauf an, ob die kirchlichen und freien Gemeinschaften kräftige Stützen an weltlichen Mächten und Fürsten fanden (wobei seitens der kirchlichen Gruppen die ideale Lösung in der Vereinigung eines hohen geistlichen mit einem fürstlichen Amte in einer Person liegen mußte!).

Läßt man seinen Blick auf dem geschilderten Wirrwarr der widerstrebenden religiösen (und damit auch politischen) Interessen im deutschen Volke zu Beginn des 14. Jahrhunderts ruhen, so sieht man leicht ein, daß die Einigung über einen Königskandidaten eine schwierige, ja fast unmögliche Sache war. Und doch wurde Heinrich VII. „einstimmig" gewählt! Noch einmal: wie ist das zu erklären? Ganz einfach durch die psychologische Tatsache, daß oft bei Interessen-Widerstreit ein neutraler, über den Parteien stehender Kandidat als die glücklichste Lösung erscheint. Diese „neutrale" Lösung nun ist mit der Wahl Heinrichs VII. versucht worden. Daß jedoch als neutraler Kandidat ausgerechnet Heinrich von Luxemburg in die Wahlarena geschoben wurde, dieser Vorgang ist Frankreichs Werk, richtiger gesagt, ist das Werk des ersten französischen Nationalpapstes Klemens. Die Neutralität aber brachte Hein-

rich durch seine Eigenschaft mit, kein (ganzer) Deutscher, sondern mindestens dreiviertel — Franzose zu sein!

Die soeben konstituierte französische Nationalkirche schaltet sich in die europäische Politik ein — das ist die Signatur des anbrechenden 14. Jahrhunderts, das ist von nun an ein volles Jahrhundert lang die geheimnisvolle letzte Grundursache aller dogmatisch-kirchlichen und politischen Ereignisse in Europa und nicht zum wenigsten in Deutschland und Italien. Selbstverständlich wollte auch die Nationalkirche Frankreichs „eigentlich“ mit weltlicher Politik nichts zu schaffen haben; selbstverständlich war es auch „eigentlich“ die ganze Sorge Klemens' und seiner französischen Nationalhierarchie, die Seelen (selbstverständlich im französischen Vaterlande) auf die Seligkeit vorzubereiten; wie alle Kirchenleute beteuern und versichern, so wollte auch Klemens „eigentlich“ nur den göttlichen (dogmatischen) Auftrag an die Seelen ausführen, indem er überall dem göttlichen Willen (das Dogma, sein Dogma) die gebührende Geltung verschaffte. Gewiß: „eigentlich“ war es die Mission der Nationalkirche Frankreichs, in aller Welt das Dogma (ihr Dogma) durchzusetzen, und das selbstverständlich „eigentlich“ nur mit geistlichen und geistigen Waffen. Was aber, wenn sich herausstellt, daß das mit tausend Zweifeln beladene Dogma mit den beiden Autoritätskrücken des Geistes (Theologie und Philosophie) nur mühsam eine kleine Wegstrecke dahinwanken kann? Dann ergeht die göttliche Aufforderung an den „weltlichen Arm“, dem Dogma seine Bahn zu bereiten! Und wir haben es erfahren: in Frankreich erfüllte die weltliche Macht den Auftrag Gottes (der Kirche), „seinem“ Dogma zum Siege zu verhelfen, bereitwilligst.

Die französische Nationalkirche schaltete sich in die weltliche Politik Europas ein: aus dieser Tatsache ist der folgende absonderliche Plan zu erklären. Der französische König Philipp der Schöne stellt an die deutschen Kurfürsten das Ansinnen, die erledigte deutsche Königskrone seinem Bruder, dem Franzosen Karl von Valois aufs Haupt zu setzen! Ein sehr wunder-

liches Ansinnen, fürwahr. Dieser französische Plan ist bisher von den Historikern immer unter dem „weltlichen" Aspekt begutachtet worden, unter der Annahme, daß ihm profanpolitische Expansionsgelüste Philipps IV. zugrunde lägen. Nun weist selbstverständlich der französische Plan auch eine eminent profanpolitische Seite auf. Nur fragt es sich: handelt es sich um genuine weltliche Politik? Oder war das Weltlich-Politische nur die äußere Erscheinung einer ganz anders gearteten inneren Wirklichkeit? War die Politik Philipps bloß ein Vorwand, ein Vorspann? War es vielleicht so, daß zwar der König handelte, aber ein anderer für ihn dachte und seine Schritte leitete? Dieser andere könnte dann nur „Papst" Klemens gewesen sein.

Es läßt sich nicht vermeiden, im Vorbeigehen einen Blick auf das gegenseitige Verhältnis des französischen Königs und des französischen Papstes zu werfen. Wer von den beiden war der starke Mann, der da bestimmte, was geschehen sollte? Die Historiker sind sich darüber einig, daß König Philipp der überlegene Staatsmann war, der es schlau verstand, „seinen" ergebenen, nicht sehr willensstarken Papst für seine politischen Vorteile einzuspannen. Philipp dachte, und Klemens mußte, obzwar widerstrebend, gemäß den königlichen Direktiven handeln — so sehen die Historiker bis heute die Sachlage und berufen sich dafür auf die Quellen. Nun ist jedoch die Sachlage von den gefälschten Quellen tendenziös verschleiert, besser gesagt, sie ist auf den Kopf gestellt. In Wahrheit war Philipp IV. der Diener seines Herrn, des Papstes Klemens (oder noch zutreffender ausgedrückt: Philipp war das Werkzeug der geeinigten französischen Nationalhierarchie, deren Repräsentant der „Papst" lediglich darstellte). Was die Geschichtsforscher verleitet hat, König Philipp für den starken, bestimmenden Mann zu halten, ist u. a. seine „führende" Rolle im Templerprozeß. Aber wir wissen, daß dieser Templerprozeß, wie ihn die Quellen schildern, ein Gewirr von Wahrheit und Dichtung ist und daß bei dem historischen Vorgang, der als echter Kern dem angeblichen Templerprozeß zugrunde liegt — die Vernichtung der der Nationalkirche widerstrebenden Ketzer

— die Hierarchie Urheber und Führer spielte. Der französische König hat sich im angeblichen Templerprozeß nur als der weltliche Arm der Kirche betätigt. Nicht der König hat den „Universalpapst“ zum Einschreiten gegen einen verderbten Orden gedrängt, sondern der Nationalpapst (die Hierarchie) hat den König zum Vorgehen gegen die Ketzer aufgefordert und ihn auch weiterhin als Büttel seiner Interessen zu benutzen verstanden. Um über das Verhältnis Klemens-Philipp ins reine zu kommen, beachte man doch auch einmal folgende, in den Quellen gehandhabte Taktik: immer nur dann läßt sich der angeblich so willensschwache Papst von dem König drücken, drängen und zu etwas „zwingen“, wenn es (vor der Nachwelt) gut und höchst angebracht ist, daß er als der „Gezwungene“ erscheint! Immer nur dann, wenn es des guten Nachrufes wegen vorteilhaft ist, die Schuld für eine heikle Tat auf einen andern zu wälzen, stellt die Überlieferung Papst Klemens als den bedauernswerten Mann hin, der vom König zu solcher bösen Tat „gezwungen“ sei. (So zum Beispiel im sogenannten Templerprozeß und später, als der arme Klemens „wider Willen“ Kaiser Heinrich VII. „fallen“ lassen mußte, da im Auftrage des Königs seine drei Söhne und andere hochgestellte Persönlichkeiten beim Papste einen direkten Erpressungsversuch unternahmen!) In solchen heiklen Fällen läßt sich — in der Überlieferung allerdings nur! — Klemens immer von Philipp IV. „zwingen“. Aber merkwürdig, niemals gelingt es Philipp, den Papst zu etwas zu zwingen, was dieser nicht selbst gern wollte, was etwa gegen das Interesse der Kirche gewesen wäre!

Wie wenig König Philipp das „Papsttum in seiner Gewalt“ hatte, wie sehr ganz im Gegenteil Papst Klemens (die französische Hierarchie) das tat, was er selbst und seine Hierarchie wollten, beweist die zurechtgestutzte Überlieferung auch sonst. Wir hören nämlich, daß Klemens gar nicht daran dachte, dem König in der Angelegenheit seines Bruders Karl von Valois zu Diensten zu stehen, daß er vielmehr dem König entgegenarbeitete, indem er Heinrich von Luxemburg zum deutschen König

wählen ließ. Die Herrin Frankreichs war die geeinigte nationale Hierarchie, und ihr Exponent „ihr" Papst. König Philipp aber war der gehorsame weltliche Diener der französischen Nationalkirche, der Diener insonderheit des Papstes Klemens.

Fiel der ursprüngliche französische Plan, des Königs Bruder auf den deutschen Thron zu bringen, ins Wasser, so war doch Papst Klemens mit „seinem" Kandidaten, dem Grafen Heinrich von Luxemburg, vom Glück begünstigt. Das Glück hatte er allerdings selbst recht kräftig herangelockt. Wer war nun dieser Heinrich, Graf von Luxemburg?

Der nachherige deutsche König Heinrich VII. „war nach Sprache und Denkungsart Franzose, wenn seine luxemburgische Grafschaft auch ein Bestandteil des deutschen Reiches bildete ... Philipp der Schöne war es, der ihn zum Ritter schlug und dessen Vasall er wurde". (Lo, 248.) Ein sonderbarer Kandidat für die deutsche Krone, dieser Graf, der sich gegen eine jährliche Rente dem französischen König zu Vasallendienste verpflichtet hatte! Der kaum ein Wort Deutsch sprechen konnte! Wenn jetzt schon dem Leser die Vermutung kommt, daß wohl schwerlich die deutschen Wahlfürsten aus sich heraus auf diesen eigenartigen Thronkandidaten verfallen sind, so hat er richtig geraten. Dieser Dreiviertel-Franzose mit der hundertprozentigen französischen Denkungsart wurde von der französischen Nationalkirche, von Papst Klemens dem deutschen Volke präsentiert. Auch die gefälschte Überlieferung gibt es zu, daß dieser Graf von Luxemburg von Klemens, nicht etwa von dem König Philipp, Glück- und Segenswünsche mit auf den königlichen Weg bekam. Später hat es, wie uns der „zeitgenössische" Chronist Mussatus berichtet, Heinrich selbst verraten, wer seine „Führer" und „Anstifter" gewesen sind: Gott und Papst Klemens! (29) Der Chronist läßt hier zwar Heinrich von seiner Heerfahrt nach Italien sprechen, wir wissen aber, sein Eingeständnis trifft auf seine ganze königliche Laufbahn zu. Heinrich hatte einen jüngeren Bruder, Balduin, der Erzbischof von Trier und somit Kurfürst war. In der Praxis ist es s e i n e n Bemühungen gelungen, bei seinen

kurfürstlichen Wahlgenossen die Thronerhebung des Bruders durchzusetzen. Auch Balduin war in Frankreich (!) erzogen, und die „Geschichte" meldet, daß er französischem Einfluß seine Ernennung zum Erzbischof von Trier zu verdanken habe.

Hier müssen wir wieder einen Augenblick einhalten; wir stolpern nämlich über das Wort Erzbischof. Warum? Wir wissen, vor dem 15. Jahrhundert hat eine katholische Universalkirche noch nicht existiert. Aus diesem Axiom folgt nun, daß zu Anfang des 14. Jahrhunderts von einem nicht existierenden Universalpapst unmöglich Bischöfe und Erzbischöfe ernannt und eingesetzt werden konnten; daß es damals überhaupt noch keine Priester einer Universalkirche geben konnte. Der Gang unserer Untersuchung läßt in dieser Hinsicht keinen Zweifel mehr darüber: soweit es in den einzelnen Regionalkirchen Bischöfe und einen Erzbischof gab, waren sie durch den Willen ihrer Gläubigen (d. h. in der Praxis: durch die Übereinkunft der betreffenden regionalen Priesterschaft) in solche hierarchische Oberstellen gelangt. Die einzelnen Erzbischöfe bildeten also die Spitze der priesterlichen Hierarchie der Regionalkirchen in dem Sinne, daß sie unabhängige, nur ihrer Gläubigengemeinschaft verpflichtete Oberhäupter, gleichsam „regionale Päpste" waren. Solange die einzelnen deutschen Regionalkirchen getrennte Gemeinschaften waren, gab es für den einzelnen regionalen Papst keine Überinstanz mehr. Erzbischof in dieser Bedeutung war Balduin von Trier und, wie wir sogleich mit anführen wollen, Peter von Aspelt zu Mainz und Heinrich von Virneburg zu Köln. Drei Erzbischöfe: drei Regionalkirchen im westlichen Deutschland!

Die genannten drei Erzbischöfe waren nun auch, wie bekannt, Mitglieder des Kollegiums, das den deutschen König zu wählen hatte. Als dann Balduin von Trier mit der Kandidatur seines Bruders Heinrich hervortrat, fand dieser Vorschlag bei seinen beiden geistlichen Kollegen einen bemerkenswert raschen und lauten Beifall. Sollen wir diese Übereinstimmung mit dem schon genannten Chronisten Mussatus auf das direkte „Walten der

Gottheit" zurückführen, oder lassen sich irdisch-menschliche Ursachen dafür auffinden? Es lassen sich wirklich recht menschlich zu erklärende Ursachen entdecken. In welcher Richtung diese liegen, wird uns sofort klar, wenn wir vernehmen, daß alle drei Erzbischöfe und geistlichen Kurfürsten „mit Frankreich im Bunde standen". Mit Frankreich ist Papst Klemens, d. h. die französische Nationalhierarchie gemeint. Daß Balduin von Trier und sein Bruder Heinrich von Luxemburg nicht lange vor der Wahl des letzteren zum deutschen König bei Klemens am päpstlichen Hofe zu Poitiers geweilt haben, berichtet übrigens die Überlieferung selbst. Was hatten aber die „Erzbischöfe" von Trier, Mainz und Köln mit der französischen Kirche und ihrem Oberhaupt zu schaffen? Das Beispiel von den Mücken, die nach dem Licht streben, kann die Situation veranschaulichen, in welcher sich die Hierarchie der drei westdeutschen Regionalkirchen der französischen Nationalkirche gegenüber befand. Wie schon oben bemerkt wurde, war das französische Einheitsdogma durch sein bloßes Dasein im christlich-religiösen Raum als ein ungemein starker Magnet wirksam. Dieses Dogma, als nationales Einheitsdogma, trat mit einem bedeutend schwererem Gewicht hinsichtlich seines göttlichen Wahrheitsgehaltes auf den Plan als die einzelnen Partikular-Dogmen. Nicht wenig dürfen wir dies Übergewicht den Bemühungen der Pariser Theologen zugute halten, die nicht verfehlten, ihr Dogma von der Geburt an nicht nur theologisch, sondern auch philosophisch gründlich zu untermauern. Es kommt die eigentümliche Erscheinung hinzu, daß der Wahrheitsgehalt eines Dogmas gleichsam automatisch mit der Masse seiner Gläubigen zu wachsen scheint. Vertritt nun ein ganzes Volk ein Dogma, so strahlt von diesem eine magische Überzeugung der Wahrheit aus und verdunkelt jedes „kleine" Partikulardogma mit seinem blendenden Licht. Was so viele Menschen einmütig glauben, das muß doch göttliche Offenbarungswahrheit sein! Solche Meinung wurde natürlich von dem französischen Priestertum kräftig in der Christenheit verbreitet; und eben die erwähnten „Beziehungen" der rheinischen Erz-

bischöfe zum Papst Klemens verraten uns, daß in der Tat dogmatische Annäherungsversuche nicht bloß in der Luft lagen, sondern bereits zu bestimmten Ergebnissen geführt hatten. Das Pariser Dogma war auf dem Marsche über Frankreichs Grenzen hinaus und hatte sich sowohl in Deutschland als auch in Italien festen Boden verschafft. Die Influenz des französischen Dogmas hat dann auch verschuldet, daß in diesen beiden Ländern die Schaffung einer (deutschen und italienischen) Nationalkirche nicht verwirklicht worden ist.

Doch nicht nur ideelle (dogmatische) Gründe haben in Deutschland und Italien die Priesterschaft mancher Regionalkirchen veranlaßt, bei der Nationalkirche Frankreichs Rückendeckung zu suchen. Rufen wir uns ins Gedächtnis zurück, daß die Regionalkirchen, räumlich gesehen, keine fest geschlossenen Einheitsgebilde waren. Auch die Partikularkirchen der drei westdeutschen „Erzbistümer" dürfen wir uns nicht als abgeschlossene, einheitliche Raummassen vorstellen, — diese homogene Gestalt haben die Erzbistümer erst etwa hundert Jahre später als Bestandteile der dann geschaffenen katholischen Universalkirche erhalten —, sondern als zersplitterte Landgebilde. Noch hatte in Deutschland nicht der weltliche Arm die Widerstrebenden mit brutaler Gewalt der „Kirche" zugeführt, noch lebten im Gebiete jeder Regionalkirche mehr oder weniger einflußreiche Kreise freier Christen und gottgläubiger Menschen. Solche Ketzer und Heiden konnten im Raum einer Partikularkirche hier und dort die Oberhand behalten haben, und besonders in manchen Städten war das der Fall. Sie konnten auch jederzeit verlorengegangenes Gelände wiedergewinnen. Befanden sich aber die Dinge noch in so ständigem Fließen, so mußte die Lage der Hierarchie einer Regionalkirche oft nicht die glänzendste sein. Im ureigensten Interesse (im Interesse des Dogmas konnte man jederzeit sagen) mußte die Priesterschaft der einzelnen Kirchen auf Festigung und Klärung der religiösen Verhältnisse bedacht sein. Es konnte gar nicht ausbleiben, daß zum Beispiel die „Erzbischöfe" der benachbarten Partikularkirchen Fühlung miteinander nahmen; und auch schon

vor der Konstituierung der französischen Nationalkirche waren zwangsläufig zu französischen Regionalkirchen Beziehungen angeknüpft und gepflegt worden. Als dann die Nationalkirche Frankreichs Wirklichkeit geworden war, gerieten die Erzbischöfe und geistlichen Kurfürsten nicht nur immer stärker in den Bann des französischen Einheitsdogmas, sondern wurden vielleicht noch stärker durch die weltliche Machtstellung dieser Großkirche geblendet, von der sie unter Umständen kräftige Unterstützung auch für ihre weltliche Stellung und Sendung erhoffen durften. Und siehe, über Erwarten sahen sie schon bald ihre Hoffnungen erfüllt. Vorerst ergoß sich sogar in einer sehr angenehmen und bedeutungsvollen Form das französische Wohlwollen über das westliche Deutschland: in Form von Geldsendungen von seiten des Papstes Klemens nämlich (der allerdings vorsichtshalber den Umweg über „seinen" König Philipp wählte). „Schon seit 1305 [dem Jahre der Wahl des französischen Nationalpapstes!] suchte Philipp unter den geistlichen und weltlichen Fürsten Westdeutschlands eine französische Partei zu bilden und zahlte an eine Reihe derselben regelmäßig Jahrgelder." (He VI., 427.)

Dogma und Geld! Diese beiden heterogenen Begriffe brachten es im Anfange des 14. Jahrhunderts fertig, jahrzehntelang — nur jahrzehntelang? — sich innigst miteinander zu vermischen. Sozusagen auf goldenen Flügeln eroberte sich in jenem Jahrhundert das Dogma die Herzen. Wieder war es der französischen Kurie in Avignon vorbehalten, den siegreichen Wert des Geldes für die Durchsetzung des Dogmas zu erkennen und in der Praxis auszumünzen: schon unter Klemens' Nachfolger Johann hatte sich die französische Kurie zur ersten Geldmacht der Welt emporgeschwungen! Und die kleineren Geister (auch in Deutschland) lernten sehr rasch von dem großen französischen Bruder. In Deutschland war besonders Balduin von Trier (!) ein gelehriger Schüler in Geldsachen: „Kaum irgendwo in Deutschland dieser Zeit sind die Gewinne der jüdischen Geldmänner intensiver für die Staatskasse nutzbar gemacht worden als in Trier." (30)

## VII.

### Das französische Nationaldogma als übervölkische Macht.

Die französische Nationalkirche schaltet sich in die europäische Politik ein; das Pariser Dogma überschreitet die nationale Grenze und versucht, teilweise mit Erfolg, in den Teilkirchen anderer Nationen bestimmenden Einfluß zu gewinnen. Mit dieser Feststellung drücken wir, schon einmal wurde das hervorgehoben, allen bedeutenden religiös-kirchlichen und weltlich-politischen Ereignissen des anbrechenden 14. Jahrhunderts den Ursprungsstempel auf.

Eine ungeheure Machtfülle war in der Institution der gallischen Nationalkirche zusammengeballt worden. Diese Macht rührte natürlich vor allem daher, daß es Frankreichs Nationalkirche verstanden hatte, sich der uneingeschränkten Hilfe des weltlichen Armes zu versichern. Alle „weltliche" Politik wurde von nun an jahrzehntelang in Frankreich — und auch in den übrigen Ländern — von der kirchlich-dogmatischen Sphäre her innerviert. (Damit entartete die weltliche Politik Europas und ließ sich für mehrere Jahrhunderte ihrem gottgewollten, natürlichen Ursprunge und Zwecke — Einigung und Erhaltung des Volkes — entfremden!) Vom 14. Jahrhundert an wird in ganz Europa die Geschichte zur (offenen oder verkappten) Kirchengeschichte.

In der Nationalkirche Frankreichs bildeten drei große Systeme eine Einheit: K i r c h e — S t a a t — W i s s e n s c h a f t (wobei hierunter Theologie und Philosophie zu verstehen ist). Diese zusammengeschmolzene Dreieinigkeit kann man nicht besser bezeichnen, als mit einem Begriffe, der bisher allerdings erst für das Ende des 14. Jahrhunderts gebräuchlich war, mit dem Begriff G a l l i k a n i s m u s nämlich. Und um noch die Geschichte des ganzen 14. Jahrhunderts in eine Formel zu kleiden: Der Gallikanismus wandelt sich langsam um in den R o m a n i s m u s. Mit dem Begriff Romanismus aber haben

wir das Wesen der zu Beginn des 15. Jahrhunderts konstituierten katholischen Universalkirche am treffendsten gekennzeichnet. Romanismus ist sozusagen europäischer oder universaler Gallikanismus.

Kein Mensch wird die Geschichte des 14. und des beginnenden 15. Jahrhunderts in ihrer letzten Ursächlichkeit begreifen können, wenn er den Gallikanismus nicht in seinen Verwurzelungen erkannt hat; und keiner wird den Gallikanismus verstehen, wenn er die ausschlaggebende Bedeutung des ersten Drittels seines Wesens: der Wissenschaft übersieht. Wissenschaft im Gallikanismus besagt aber eigentlich Theologie (Dogmatik) und Philosophie; oder anders ausgedrückt: mit gallikanischer Wissenschaft meint man die Universität Paris. Wer die Geschichte des 14. Jahrhunderts verstehen will, muß seinen Blick dauernd auf die Universität zu Paris gerichtet halten. Nicht die Kurie der französischen Nationalkirche in Avignon (schon lange nicht der königliche Hof in Paris), sondern die theologische Fakultät der Pariser Universität ist das Gehirn, von dem die Willensströmungen ausgehen, die alles Geschehen bestimmen und leiten. Gewiß, der „Papst“ zu Avignon war offiziell das Oberhaupt der Nationalkirche und in hierarchisch-sakramentaler Hinsicht ihr Leiter und Führer; aber Papst und Hierarchie standen nicht (damals noch nicht!) fest auf ihren eigenen Füßen, sie wurde vielmehr gestützt und gelenkt von einer besonderen Institution: von der Universität Paris! Der französische Papst war von der Universität abhängig wie ein Wetterzeiger vom Winde, wie eine Pflanze von ihrem Nährboden. Dauernd versuchte zwar die Kurie sich zu emanzipieren, und es kam auf die jeweilige Persönlichkeit des Inhabers der obersten Kirchenwürde an, wie weit die Verselbständigung gelang, aber ebenso dauernd wirkte der bestimmende Einfluß der Pariser theologischen Fakultät.

Um diese „Überheblichkeit und Anmaßung“ der Pariser Universität zu verstehen, dieser „Professorenclique“, die sich „herausnahm“, über die Kirche und den Papst zu Gericht zu sitzen; um diese Erscheinung — über die heute noch alle Kirchenhistoriker

verwundert das Haupt schütteln — zu verstehen, muß man sich freilich der wirklichen Gründung und Aufgabe, muß man sich des wahren Wesens dieser Lehranstalt erinnern. Man muß sich erinnern, daß diese Universität in erster Linie gar keine „Lehranstalt" sein konnte und wollte. Gelehrt wurde im Rahmen der Universität allerdings auch, und zwar gewann diese lehrhafte Seite mit den Jahren des Bestehens der Anstalt mehr und mehr an Bedeutung; die eigentliche Aufgabe der Magister und Doktoren lag aber in den ersten Jahrzehnten, ja im ganzen ersten Jahrhundert, auf einem andern Gebiete. Die Universität hatte sich aus den Abgeordneten der französischen Regionalkirchen zur gesetzgebenden (dogmagebenden!) Körperschaft der zu verwirklichenden Nationalkirche Frankreichs konstituiert! Denn das war ja die große Aufgabe der Pariser theologischen Doktoren: ein Einheitsdogma, eine Einheitshierarchie und einen Nationalpapst erst überhaupt schaffen! Es gab ja um das Jahr 1300 noch keine katholische Universalkirche, keinen Universalpapst und also auch kein katholisches Universaldogma! Es gab noch nicht einmal eine Nationalkirche mit einem nationalen Einheitsdogma! Das alles mußte noch erst geschaffen werden! Um in Frankreich ein Einheitsdogma und damit eine Nationalkirche zu schaffen, deshalb ist die Pariser Universität ins Leben gerufen worden. Die theologische Fakultät sollte das Dogma schaffen: das war ihre oberste und erste Aufgabe. Auf Grund dieser Funktion war und blieb die Universität in der Tat für lange Jahrzehnte das Gehirn der französischen Nationalkirche, ihre eigentliche Lebensquelle. Es konnte gar nicht anders sein, als daß der Papst zu Avignon in allen wichtigen (theologisch-dogmatischen und gesetzgeberischen) Beschlüssen auf die Auslegung der Pariser Väter des Dogmas angewiesen war. Denn wohlgemerkt: es existierte noch kein universales Dogma und seine kurialistische Auslegung! Augustin und Thomas von Aquin sind aus der theologischen Fakultät der Universität zu Paris hervorgegangen, und das noch nicht einmal gleich zu Anfang des 14. Jahrhunderts! Die Universität

hat nicht bloß ein paar dogmatische Lehrsätze aufgestellt, sie hat auch in zahlreichen Kommentaren die so wichtige und schwierige Ausdeutung des Dogmas geschaffen; und noch ein Wichtiges: sie hat Dogma und Auslegung des Dogmas gleichzeitig auf eine tragfähige „vernünftige" Basis, das heißt auf ein geniales philosophisches System (die Scholastik!) gestellt. Alles in einem: die Pariser Universität war Herz und Gehirn der Nationalkirche Frankreichs und des Gallikanismus überhaupt.

Wenn also in Wahrheit die Dinge so liegen, wie sie eben geschildert wurden, so muß die herkömmliche „Geschichte" der Universität zu Paris zum großen Teil, besonders hinsichtlich der Gründung und des Hauptzweckes dieser Anstalt, erlogen sein. Es folgt das schon axiomatisch aus der Generaltatsache, daß es vor dem 15. Jahrhundert weder eine Universalkirche noch ein Universaldogma gegeben hat. Ein direkter Beweis der Fälschung wird trotzdem manchem Leser nicht unwillkommen sein; ich lasse ihn daher nachfolgen.

Viele Lehrstühle der Universität waren im Besitze von Ordenshörigen, berichtet die Überlieferung. Auch der Predigerorden stellte regelmäßig Magister aus seinen Reihen im Betriebe der Anstalt an. Nun hat Denifle eine alte Liste solcher Magister des Ordens an der Pariser Universität von angeblich 1229 bis 1360 einer kritischen Begutachtung unterworfen und dabei merkwürdige Dinge ans Licht gezogen. (31)

Die Grundlage dieser Mitgliederliste rührt von dem Dominikaner Stephan de Salanhaco her, die weitere Ausführung von dem bekannten Inquisitor Bernard Guidonis (und anderen). Natürlich ist das erste Exemplar der von Guidonis verfaßten Liste verloren! Aber der „Zufall" hat mehrere Abschriften am Leben gelassen, die wir also hübsch miteinander vergleichen können. Wir kommen sofort zur Hauptsache, indem wir uns als Befund der Handschriften-Vergleichung die am meisten verfolgte Fälschungstaktik — den absichtlichen Widerspruch! — von Denifle bestätigen lassen. Natürlich ungewollt bestätigen

lassen, denn Denifle selbst hat nicht mit dem kleinsten Gedanken an die Fälschung gedacht. Die Handschriften weisen also Widersprüche in der Reihenfolge der Magisternamen auf! Bis zum 65. Magister wird nun mit Widersprüchen noch sparsam gewirtschaftet; aber es ist bezeichnend: je näher die Verfasser der Liste ihrer eigenen Zeit kommen, je stärker divergieren die Angaben bezüglich der Magister. Und endlich tritt eine geradezu babylonische Verwirrung ein." (A. a. O. 188/189.) Wir erwarten mit Recht größere Genauigkeit und schließlich absolute Einstimmigkeit, je mehr die Listenaufsteller sich der letzten Vergangenheit und zumal ihrer damaligen Gegenwart nähern. Aber wir trauen kaum unsern Augen: das Gegenteil ist der Fall! Denn je näher der damaligen Gegenwart, desto ungeheuerlicher die Verwirrung! Manche Handschriften sind vom Jahre 1316 ab „so höchst nachlässig redigiert", daß wahllos in dieser oder jener Handschrift Magister fehlen oder aufgenommen sind. Auch „unerklärliche Umstellungen" in der Reihenfolge der Namen treten auf! So also sieht die Namenliste der theologischen Doktoren aus dem Dominikanerorden aus, die von 1229 an im Rahmen der Pariser Universität als Lehrer ihres Amtes gewaltet haben, das heißt angeblich gewaltet haben sollen! Die Historiker stehen angesichts solcher Listen mit ihren „unerklärlichen" Lücken und Umstellungen in den Namen vor einem Rätsel, an dessen Lösung sie von vornherein verzweifeln müssen. Denn diese Listen sind — nach ihrer vererbten Meinung — doch echt! Wer in aller Welt, rufen sie entgeistert aus, hätte dann ein Interesse daran gehabt, solche Namenlisten zu fälschen und zusammenzudichten? Meine Leser wissen nun ganz genau, daß man sehr wohl ein Interesse an solchen erlogenen Namenlisten Pariser Magister haben konnte, ein ganz gewaltiges Interesse sogar — und zwar in der Zentrale der spätmittelalterlichen Fälschungsaktion. Das brennende Interesse der Fälscher bezog sich diesmal auf die „Geschichte" der Universität Paris, und diese „Geschichte" hatte es überaus dringend nötig, zurechtgezupft zu werden. So sind denn auch die ganzen „Akten"

der Universität vor 1400 mit größtem Mißtrauen zu betrachten (und sogar nach 1400 ist noch lange nicht alles Gold und historisch echt, was „geschichtlich" scheint).

Die Pariser Universität in ihrer historisch wahren Gestalt (als Dogmen-Institut) hat zum Siegeszuge der französischen Nationalkirche, und des Gallikanismus überhaupt, ungemein beigetragen. Nicht zum wenigsten durch die zu Paris im Dienste des Dogmas erwachsene theologische Philosophie (Scholastik: eine Philosophie, die wirklich in der schola als Gemeinschaftsarbeit entstanden ist). Sehen wir von der Tendenz ihrer Aufgabe und damit verquickt ihres Inhaltes ab, so stellt die Pariser Universitäts-Scholastik in ihren beiden Hauptrichtungen (Realismus und Nominalismus) formal-philosophisch betrachtet, ein Wunderwerk geistiger Konstruktionskunst dar. Ein solches Gedankenkunstwerk mußte die Geister blenden und gefangennehmen, und das nicht bloß in Frankreich. Damit berühren wir einen wichtigen Punkt; er betrifft die Universität zu Paris in ihrer Eigenschaft, auch eine Lehranstalt zu sein. Fast vom ersten Jahre ihrer Gründung und ihrer dogmatisch-philosophischen Arbeit an haben die dogmatisierenden und philosophierenden Magister ihre neue „Wissenschaft" auch lehrend weitergegeben und verbreitet. Sie waren durch die Natur der Sache zum Lehramt verpflichtet, sollte anders ihre „Wissenschaft" von dogmatischen und philosophischen Dingen nicht mit ihnen wieder aussterben! Sie betrieben ja ihre Wissenschaften nicht aus Liebhaberei und Zeitvertreib, sie betrieben sie am allerwenigsten um der „reinen Wahrheit" willen, sondern unter dem Banne einer ganz bestimmten Aufgabe und eines ganz bestimmten Endzweckes: um der zu gründenden Nationalkirche Frankreichs (und der schon damals am Horizonte auftauchenden und erstrebten Universalkirche) ein theologisch und philosophisch wohlfundiertes Dogma zu verschaffen. Das Amt des Lehrers war also den Doktoren durch den Zweck ihrer „wissenschaftlichen" Arbeiten einfach aufgenötigt. Es ist nun sicher, daß nicht bloß die Mitglieder der Hierarchie Frankreichs zum Besuch der „Uni-

versitäts-Vorlesungen" verpflichtet waren, sondern daß sehr bald auch „ausländische" Hörer zugelassen worden sind. Gab es denn einen besseren Weg, dem französischen Dogma über die nationale Grenze hinaus eine Bahn zu brechen, als durch Gewinnung von „Schülern" aus fremden Nationen? Diese Schüler nahmen dann später Pariser Theologie und Philosophie mit in die Heimat; und wenn sie hier, wie es vielerorts der Fall war, im Einvernehmen und mit Unterstützung einflußreicher Mitglieder der regionalen Priesterschaft als Lehrer den gallikanischen Geist verbreiteten, standen sie auf Vorposten für die Nationalkirche Frankreichs. Es konnte natürlich auch geschehen, daß der fremde Student, wenn er sich brauchbar erwies, an der Universität Paris selbst zum Amte eines Doktors und Magisters aufrückte und einen Lehrstuhl betreute.

Am augenfälligsten trat natürlich der bestimmende Einfluß des französischen Nationaldogmas als übervölkische Macht auf dem Gebiete der kirchlich-weltlichen Politik in Erscheinung. Die Wahl Heinrichs VIII. des kleinen „Pensionärs" Philipp IV. von Frankreich, des hundertprozentigen Gesinnungsfranzosen, der Papst Klemens als Vater, Meister und Führer verehrte, war erstmalig der sichtbarste Erfolg des sich zu glänzenden Taten rüstenden Gallikanismus. Und einstimmung wurde Heinrich von Luxemburg deshalb gewählt, weil er wirklich bei nicht allzu tief dringender Betrachtung als der unter Umständen sehr willkommene Mann der Neutralität erscheinen konnte, als ein Herrscher, der wirklich über den Parteien zu stehen schien. Da der Graf von Luxemburg nur eine kleine Hausmacht besaß, so waren die Kurfürsten um so geneigter, ihn zu wählen, denn desto weniger gefahrdrohend mußte seine Macht und Stellung als deutscher König ihnen dünken. In der Tat kümmerte sich der neue Herrscher wenig um die Zustände in Deutschland und erwies sich wirklich als der kluge Herr über den Parteien. Beschwichtigen, ausgleichen, versöhnen hieß sein taktisches Wort, und bezeichnend ist der allgemeine Landfrieden, den er für Deutschland im Jahre 1310 auf dem Reichstage zu Frankfurt

anordnen ließ. (Über die Bedeutung der im 14. und 15. Jahrhundert in Deutschland wie Pilze aus dem politischen Erdreich schießenden allgemeinen und partikularen Landfrieden kann erst im nächsten Heft das Nötige gesagt werden.)

Aber wie? Hatte denn der Vater und Führer Papst Klemens seinen getreuen Schützling Heinrich den Weg zum deutschen Königsthron hinaufgeschoben, damit dieser, oben angekommen, die Hände in den Schoß legen sollte? Es schien doch aus der Regierung Heinrichs wenig oder nichts für die französische Nationalkirche herauszuspringen? Doch der Schein trügt hier gewaltig. Gerade Heinrich VII. verdankt der Gallikanismus (und der aus ihm sich entpuppende Romanismus!) die allerwichtigsten Dienste. Freilich, was Deutschland anbetrifft, blieben solche Verdienste aus guten Gründen mehr unter der hellen politischen Oberfläche verborgen; nichtsdestoweniger ließen sie sich erzielen, und zwar sozusagen auf kaltem Wege. Heinrich brauchte nur seinen königlichen Einfluß in gesetzgeberischer Weise auszunutzen, um französische Belange durch Verleihung von allerlei Privilegien an die franzosenfreundlichen „Erzbischöfe" und weltlichen Großen Westdeutschlands tatkräftig zu fördern! Allerdings springt Heinrichs Wirken im Dienste der französischen Nationalkirche viel deutlicher im Bezirke seiner äußeren Politik in die Augen. Er diente hier dem Gallikanismus dadurch, daß er ihm die nötigen Vorpostenstellungen für weitere erfolgreiche Kämpfe um die Dogmen-Union schuf. Solche Vorpostenstellungen legte der König in Italien und Böhmen an.

Der böhmische Erfolg liegt denn auch klar zutage. Heinrich erstrebte und erreichte ihn damit, daß er Böhmen für sein Haus gewann und die Erwerbung durch die Verheiratung seines Sohnes Johann mit der böhmischen Prinzessin Elisabeth für die Zukunft festigte. Der gallikanische Einfluß hatte so allerdings im Osten Deutschlands nur eben erst festen Boden gefaßt, in der Folgezeit jedoch — unter dem gallikanischen „Pfaffenkaiser" Karl IV. — sollte die Bedeutung des böhmischen Besitzes für das

Haus Luxemburg und damit automatisch für das dogmatische Christentum im gallikanischen Sinne der Union schwer in die Waagschale fallen.

Was aber hatte der deutsche König Heinrich VII. mit Italien zu schaffen? Ei nun, sehr viel! denkt der Leser, und dabei fällt ihm die ganze mittelalterliche „Geschichte" ein mit den vielen Heerfahrten deutscher Herrscher nach Italien und insbesondere nach der christlichen Welthauptstadt Rom, wo die deutschen Könige vom Papste zum Kaiser gekrönt worden sind. Italien gehörte ja zum „Imperium", so meldet die „Geschichte". Indem sich aber der Leser der mittelalterlichen Geschichte erinnert, erinnert er sich sofort auch das Generalergebnisses meiner kritischen Untersuchungen, welches besagt, daß die Geschichte des Mittelalters, wie sie heute in den Quellen geschrieben steht, wenigstens bis zum 14. Jahrhundert ein größtenteils erdichteter Tendenzroman ist. (Erst etwa vom Jahre 1300 an kann man mit starken Einschränkungen von wirklicher Geschichte, allerdings immer noch stark verfälschter, sprechen.) Der Leser erinnert sich, daß es ja vor dem 15. Jahrhundert eine katholische Universalkirche noch nicht gab, und daß auch vor diesem Termin in der Einöde am Tiber noch kein Universalpapst residieren konnte, weil nämlich damals eine Stadt Rom noch gar nicht existierte! Folglich können vor dieser Epoche in der nicht existierenden Christenhauptstadt Rom auch keine deutschen Könige zum „römischen" Kaiser gekrönt sein!

Doch nehmen wir einmal vertrauensvoll an, die mittelalterliche Quellenüberlieferung sei wirkliche Geschichte: Was bewog Heinrich VII., über die Alpen zu ziehen? Wenden wir uns an die Historiker; welche Antwort halten sie bereit? Da versichert uns ein Forscher: „Als dieser [Heinrich VII.] sich plötzlich ... auf den ersten Thron der christlichen Welt versetzt fand, da erwachte in seinem ritterlichen phantasievollen Gemüt alsbald der Gedanke, die alte Tradition [des „Imperiums"] zu erneuern... Mit der ganzen Glut seiner Natur klammerte er sich an den Vorsatz der Wiederaufrichtung des [angeblich jahrzehntelang brach gelegenen]

Kaisertums." (V. I, 3.) Eine romantische Idee also hatte sich „alsbald" bei Heinrich eingenistet: er wollte und mußte das Kaisertum, das lange dahingeschwundene, wieder erneuern. Und nur unter einer Bedingung konnte das geschehen: der König mußte sich aus Italien, aus Rom, die Kaiserkrone holen. „Hebet die Adler empor!" befahl er, „auf nach Italien!" (V. I, 69.) Es ist doch merkwürdig; ausgerechnet der „Franzose" auf dem deutschen Throne faßt den Entschluß, die verblichene alte Kaiserherrlichkeit aufzufrischen. Ausgerechnet dieser französische Pensionär und Vasall fühlt sich berufen, in Italien dem deutschen Einfluß wieder Bahn zu schaffen. Und das zu einer Zeit, wo die Zustände in Welschland auch für einen viel mächtigeren deutschen König als Heinrich herzlich wenig Anlockendes boten. Das damalige Italien war nämlich „von Parteien blutig zerrissen" (wie eine schöne Phrase in Geschichtsbüchern lautet); ja, wenn wir den Quellenberichten italienischer „Zeitgenossen" glauben wollen, hatte sich das Italien jener Jahrzehnte in ein Tollhaus verwandelt. „Es schien, als ob die fast wunderbare Fülle von Lebenskraft, welche dieses Land aufzuweisen hatte, es zwänge, sich selbstmörderisch zu zerfleischen." (V. I, 9.) Aber warum denn, um Gottes willen, diese selbstmörderische Zerfleischung? Weil der „uralte" Gegensatz zwischen den Ghibellinen (Anhängern des Kaisertums) und Guelfen (Anhängern des Papsttums) immer wieder mit äußerster Heftigkeit aufflammte, entgegnen die Quellen. Doch nein, meinen die Historiker, indem sie sich auf andere Quellenaussagen berufen, „je länger der Kampf dauerte, desto weiter entfernte er sich von seiner ursprünglichen Basis, desto weniger waren bei Guelfen und Ghibellinen Beziehungen zur Kirche oder zum Kaisertum wahrnehmbar" (V. I, 9.) Kurz gesagt heißt das: einerlei, worauf der augenblickliche Gegensatz zweier Parteien in einem Gemeinwesen Italiens wirklich beruhte, die eine legte sich die Bezeichnung Ghibellinen, die andere den Namen Guelfen bei! Betrachtet man die Sache genauer, versichern uns einige Historiker, so erscheinen die italienischen Wirren „wesentlich unter dem Bilde eines Ständekampfes, in

welchem das demokratische Prinzip mehr und mehr zum Siege gelangt". (D. I, 10.)

Italien hatte sich also in ein Tollhaus verwandelt; und gerade der ritterliche und phantasievolle Heinrich VII. dünkte sich, der vom Schicksal erkorene Mann zu sein, das sich selbstmörderisch zerfleischende italienische Volk zu pazifizieren. Denn zwar will er sich von Rom die kaiserliche Krone holen, aber nicht als Parteimann will er jenseits der Alpen auftreten, sondern als Friedensbringer, als Versöhner der Parteigegensätze. „Ich also, der ich als Bote des Papstes Klemens (!) und unter dessen Zeichen einherziehe, ich soll hier erscheinen, um den einen zu Willen zu sein, die anderen zu verraten? Nicht so!" läßt der Zeitgenosse Mussatus den edlen König ausrufen. (D. I, 86.) Und mutig stürmte Heinrich los, und „seine Leichtgläubigkeit ... stürzte ihn fast mit sehenden Augen in die Schlingen, die jene [die italienischen Parteihäupter, die Stadttyrannen] ihm gelegt" — sagt Ferreto von Vicenza, ein anderer geschichtschreibender „Zeitgenosse" (D. I, 393.) Zuerst ging dem König das lachende Glück direkt an seiner Seite: alle Städte Oberitaliens empfingen den königlichen Besucher herzlich. Wenn der königliche Italienreisende — er soll seine Fahrt mit nur 3000 Mann Kriegsvolk angetreten haben — in einer Stadt zu den Ghibellinen und Guelfen sagte: Ich bitte, vertragt euch! Siehe da, die Parteien vertrugen sich. Überall führte der gute Kaiser die seit Jahren verbannten Parteianhänger zurück, und gerne nahmen die ehemaligen Gegner diese wieder bei sich auf, so daß Heinrich bald an den Bischof von Straßburg schreiben konnte: Versöhnung zwischen Guelfen und Ghibellinen auf der ganzen Linie! (32) Aber plötzlich wendete sich das Blatt, und es trat ein, was Heinrich (und seine Ratgeber und Begleiter) hätten voraussehen können. In Mailand erfolgte eine Empörung, die zwar niedergeschlagen wurde, als Signal jedoch auf andere Städte wirkte. Aus dem Friedensbringer mußte sich Heinrich nun in einen Kriegsmann, aus dem Vermittler in einen Parteimann verwandeln. Der König mußte das Schwert ziehen gegen — die Guelfen!

Denn diese waren es, die sich gegen Kaiser und „Reich“ empörten. Womit erwiesen wäre, daß die „alten“ Parteigegensätze (Anhänger des Papsttums, Anhänger des Kaisertums) doch noch in aller Stärke wirksam waren. Mit Mühe gelangte der König an das lockende Ziel seiner Sehnsucht, nach der Hauptstadt der Christenheit, nach Rom. Von Legaten des „Universalpapstes“ aus Avignon, so meldet die „Geschichte“, wurde er dann hier zum Kaiser gekrönt.

Es wäre Raumverschwendung, die angeblichen Geschicke Kaiser Heinrichs VII. in Italien an Hand der Überlieferung noch weiter dem Leser vorzuführen. Wir wollen nicht länger gefälschten Quellen nachplaudern, sondern jetzt daran gehen, die historische Tatsächlichkeit aus dem Überlieferungswust herauszuschälen. Heinrichs Italienfahrt, so wie die Quellen sie uns darstellen, ist ein Reiseroman, in welchem nur die handelnden Personen einigermaßen geschichtlich echt sind. Was die erzählten Begebenheiten anbetrifft, so sind fast alle tendenziös übermalt und zurechtgestutzt, ein großer Teil ist überdies glatt erdichtet. Erdichtet sind die vorgeblichen Ereignisse in Rom, insbesondere die Kaiserkrönung, weil es ja vor dem 15. Jahrhundert weder eine Stadt Rom noch einen Universalpapst gegeben hat. Und weil die römischen Ereignisse e r f u n d e n sind, ist es den Vätern der Fälschungsaktion zum Beispiel bei der Aufstellung des Verzeichnisses der Ritter, die angeblich an der Krönungsfeierlichkeit teilgenommen haben sollen, nicht gelungen, in jedem Falle das Richtige zu trteffen. Vergleicht man nämlich das Verzeichnis mit den Urkunden, so ergibt sich der auffällige Umstand, daß die Aufzählung der Teilnehmer in der Liste nicht vollständig ist! So ist etwa „der Herzog von Bayern, der mit anderen Rittern drei Wochen nach der Krönung ... nach der Heimat zurückkehrte, nicht erwähnt. Kein geistlicher Herr, kein Italiener wird genannt, obgleich die kaiserlichen Urkunden doch so zahlreiche Prälaten beider Länder und ferner so viele italienische Herren aufzählen.“ (33) Ich muß hier wieder einmal die kluge Vorsicht der Fälschungsväter bewundernd hervorheben. Warum nämlich

hat bei Aufstellung der Liste kein Name eines italienischen Herren angeführt werden dürfen? Deshalb nicht, weil man bei den erdichteten Wirren in Rom, eben weil es sich um Phantasieerzählungen handelt, einfach nicht klipp und klar festlegen konnte: an diesem Tage (der Krönung) ist der und der italienische Ritter (oder Geistliche) als zeitweiliger Anhänger des Kaisers bei der Feierlichkeit zugegen gewesen. Wenn bei erdichteten Begebenheiten nicht alles glatt ineinander paßt, was naturgemäß um so mehr der Fall, je reicher und lebendiger der Roman ausgestattet wird, so hat das so lange keine Not, als die Dichtung als solche offen gekennzeichnet wird. Anders, wenn solche Dichtung für wirkliche Geschichte ausgegeben wird. Dann heißt es, vorsichtig verfahren und sich unter Umständen dumm stellen, d. h. Lücken lassen. Bei der Erdichtung der Krönungsfeierlichkeit in Rom war nun die Schwierigkeit, genau anzugeben, wer von italienischer Seite als Anhänger des Kaisers zugegen gewesen sei, so überaus groß, daß überhaupt italienische Namen verschwiegen wurden. Die Schwierigkeit lag darin, daß ja die Parteinahme (für oder gegen Heinrich, ob Ghibelline oder Guelfe) erdichtet werden mußte. Und mit diesem heiklen Punkte haben wir an das kritische Zentralproblem der ganzen „Geschichte" von Heinrichs Italienfahrt gerührt.

Das Zentralproblem lautet: Ist das uns überall in Italien entgegentretende Phänomen der Parteigegensätzlichkeit mit der Gegenüberstellung Ghibellinen—Guelfen richtig gekennzeichnet? Kann die tiefe Zerspaltung im italienischen Volke historisch richtig unter der Parole: Hie Kaiser — hie Papst! verstanden werden? Wir kommen auf die Spur der Wahrheit, wenn wir uns fragen: warum hat denn eigentlich der französische Nationalpapst Klemens seinen „Boten" Heinrich über die Alpen geschickt? Was bezweckte Klemens damit, daß er „seinen getreuen Sohn" nach Italien sandte? Denn — und das gibt auch die gefälschte Überlieferung zu — Papst Klemens war der wirkliche „Anstifter" des italienischen Abenteuers! Heinrich VII. hat nur als Werkzeug des französischen Papstes gehandelt. „Heinrichs kirch-

liche Gesinnung lag klar zutage... der Papst und die Mutter Kirche beherrschen Heinrichs Gedankenwelt." (Sch., 223.) Die heiligsten Eide habe Heinrich dem Papste geschworen — melden die Quellen —, nichts gegen die Kirche zu unternehmen, dagegen aber überall mit größter Schärfe gegen die „Ketzer" einzuschreiten. Hier halten wir ein. Gegen welche Ketzer sollte der König vorgehen? Da es in jener Zeit noch keine Universalkirche gab, konnte Heinrich auch nicht gegen „Ketzer" Maßnahmen ergreifen, die von der (nicht existierenden) katholischen Universalkirche „abgefallen" waren! Es konnten demnach nur genuine „Ketzer" in Frage kommen, das heißt — genau wie in Frankreich und Deutschland — nur die gottgläubigen „Heiden" und die ebenso jeder kirchlichen Organisation feindselig gegenüberstehenden dogmenfreien Christen. Mit dieser Feststellung haben wir nun auch den wahren Charakter der „Parteikämpfe" in Italien erkannt. Auch in Italien wirkte das mit List, Geld und politischer Gewalt vordringende Dogma als unerschöpfliche Quelle der Zwietracht. Wie in Deutschland, so gab es auch in Italien dogmatische Regionalkirchen, die ihre Macht über die „Kirchenfeinde" auszudehnen gedachten. Und wie in Deutschland, so hatte auch jenseits der Alpen der Gallikanismus (Papst Klemens) Fuß gefaßt. Der Einfluß der französischen Nationalkirche muß hier sogar bereits recht erfolgreich gewirkt haben, weil in Italien (wenigstens in Unteritalien) die Bedingungen für das Eindringen des Gallikanismus besonders günstig waren. Der Boden war für die gallikanische Saat vorbeackert worden. Ich denke in diesem Zusammenhange nicht etwa an die angeblichen kirchenstaatlichen Besitzungen des Universalpapsttums in Italien (Rom, Kirchenstaat), die der „römische Universalpapst" bei der „Verlegung" der Residenz nach Avignon zurückgelassen, aber rechtlich noch immer im Besitze gehabt habe. Die Verlegung der universalpäpstlichen Residenz aus Italien nach Avignon ist ja eine Lüge! Der französische Papst Klemens hatte demzufolge nicht das mindeste Anrecht auf Rom oder sonstigen italienischen Besitz. Woran ich denke, wenn ich von günstigen

Vorbedingungen für die gallikanische Idee in Italien spreche, ist der Umstand, daß damals das Mitglied eines französischen Herrscherhauses (Anjou) den Thron von Neapel innehatte. (Da ich über das Jahr 1300 nicht zurückgehe, bleibt in diesem Hefte die frühere „Geschichte" des Hauses Anjou unberücksichtigt.)

Robert von Anjou hatte natürlich sein vererbtes Königreich Neapel nicht als vorgeblich universalpäpstliches Lehnsreich aus der Hand des Papstes Klemens empfangen, wie die „Geschichte" uns einreden möchte; aber Robert war mit Frankreich, dem Ursprungslande seiner Familie, durch Bande der Tradition und Bildung verbunden, und Klemens war es in Avignon gelungen — sicher auch mit klingender Hilfe seines päpstlichen Kammerrendanten —, ihn für seine Interessen einzuspannen. Kurz vor Heinrichs VII. Ankunft in Italien war Robert, vom Papst Klemens in Avignon kommend, auf der Heimreise in sein Königreich erfolgreich bemüht gewesen, in Oberitalien für die gallikanische Sache zu werben. Es war nun die dem deutschen König von seinem Vater und Führer Klemens übertragene Aufgabe, diese von Robert eingeleitete Gallikanisierung Ober- und Mittelitaliens mit aller Energie weiterzutreiben. Robert sollte in seinem Königreiche für die Sache des französischen Dogmas tätig sein. Italien war also gleichsam in eine gallikanische Zange eingeklemmt.

Heinrich VII. ist als Werkzeug der Kurie zu Avignon nach Italien gekommen, und seine Aufgabe und sein Vorhaben war, den Gallikanismus in Lombardien und Tuscien mit politischer Macht durchzusetzen. Sogar die gefälschte Überlieferung gibt diesen Tatbestand zu (in dem Sinne, daß Heinrich für „Papst und Kirche" in Italien wirken sollte.) Es handelt sich, wie gesagt, um die Frage nach der Ursache von Heinrichs Italienfahrt. Alle Angaben der Quellen, nach denen der deutsche König über die Alpen gezogen sei, um sich in Rom die Kaiserkrone zu holen (und den „verblichenen Glanz des Reiches" wieder aufzufrischen), sind gemäß der Generaltendenz der Fälschungsaktion glatt erlogen. Heinrich ist auch keineswegs als der Mann über den Parteien, als der Friedensbringer und Versöhner in Italien tätig

gewesen. Von Anfang an hat er vielmehr im heftigen Kampfe mit den Gegnern gestanden. Welches waren seine (und des Papstes) Gegner? Wir wissen es: seine Gegner waren die „Ketzer", das heißt die Gottgläubigen und freien Christen, die auch in Italien von organisierter Dogmenreligion und Priesterschaft nichts wissen wollten. Ketzer und Kirchenchristen, das war die wahre Signatur der italienischen Parteigegensätzlichkeit. Will man die hergebrachten Parteinamen richtig anwenden, so hat man die Ketzer als Ghibellinen, die dogmatischen Kirchenchristen als Guelfen zu bezeichnen.

Nun wird man nicht verfehlen einzuwenden: Aber Heinrich hat doch gegen die Guelfen gekämpft (während die reichstreuen Ghibellinen seine Anhänger waren)! Das würde ja nach der soeben vorgeschlagenen Namengebung bedeuten, der König habe gegen die — Kirchenchristen gekämpft. Das aber widerspricht doch der Tatsache, daß Heinrichs Kampf gerade gegen die Ketzer gerichtet war! Sehr richtig. Die Auflösung dieses (scheinbaren) Dilemmas ist jedoch sehr einfach zu finden. Man erwäge folgendes: die Geschichte von Heinrichs Italienfahrt wurde in ihrer Sinngebung aus zwingenden Gründen total verfälscht. Die wirkliche Bedeutung des königlichen Eingreifens in Italien durfte von den Vätern der Fälschungsaktion nicht aufgehellt werden; mit anderen Worten: die wahre Natur der Parteigegensätzlichkeit durfte in der tendenziös übertünchten Überlieferung nicht mehr durchschimmern. Nachdem die Fälscher A gesagt hatten, mußten sie auch B sagen. Nachdem man in der Überlieferung das italienische Abenteuer so umgefälscht hatte, daß Heinrich das Imperium erneuern wollte, konnte man natürlich unmöglich den König das Schwert gegen seine Anhänger, die Reichstreuen, die Ghibellinen, schwingen lassen! Man muß eben auch bei Geschichtsfälschungen konsequent sein. „Kaiser" Heinrich mußte also in der gefälschten Überlieferung — nicht in der wirklichen Geschichte! — gegen die Guelfen und gegen den Papst kämpfen. Als imaginärer Imperator blieb ihm — in den zurechtgebogenen Quellen — gar keine andere Wahl. Das obige

angebliche Dilemma löst sich, wie wir nunmehr sehen, durch die Tatsache, daß die Parteibezeichnungen Ghibellinen—Guelfen erfunden und willkürlich angewandt worden sind. Historisch-kritisch gesehen bleibt es also bei unserer Feststellung: Heinrich hat in der Tat gegen die Kirchenfeinde (Ketzer) gekämpft. Er kam über die Alpen als Werkzeug der französischen Nationalkirche. Und es war notwendig, daß er kam, denn die Regionalkirchen Oberitaliens standen mit den „Ketzern" vielerorts in heftigem, offenem Kampfe und waren auf Hilfe angewiesen.

Der Kampf wurde von den Parteien mit wechselndem Erfolge geführt. Einen entscheidenden Sieg errangen auch die Kirchenfürsten nicht; Heinrich VII. aber „sah die heimatliche Erde nicht mehr wieder, sondern sank unter dem Lärm der streitenden Parteien in ein frühes Grab." (34)

Wenn uns die Quellen zu berichten wissen, Heinrich sei am Ende seines Lebens gegen „Papst" Klemens in Opposition gedrängt worden, so mag in diesen Darstellungen schon ein Körnchen Wahrheit verborgen liegen, denn auch bisherige gute Freunde können sich erfahrungsgemäß entzweien; nur muß man sich hüten, Ursache und Verlauf der Entzweiung wörtlich so hinzunehmen, wie die Quellen sie darstellen. Was alles immer mit den Generalergebnissen nicht im Einklang steht, wird als gefälscht ausgesiebt werden müssen.

Das nächste Heft wird unter dem Titel: „Die Entstehung der katholischen Universalkirche" zuerst die weiteren Versuche zur Durchsetzung des französischen Nationaldogmas (unter Ludwig dem Bayern und Karl IV.) und dann die Umwandlung des Gallikanismus in den Romanismus schildern.

---

# Literatur-Verzeichnis


1 Historische Vierteljahrschrift, 20. Jahrg., S. 32.
2 L. Pastor, Geschichte der Päpste, Bd. I (1886), S. 99/100. (Im Text abgekürzt P.)
3 Hefele, Conciliengeschichte, Bd. IV (2. Aufl.), S. 664 (He).
4 Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Bd. XXI (1900), S. 607
5 Christophe, Geschichte des Papsttums während des 14. Jahr., Bd. II (1854), S. 12/13.
6 F. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, Bd. VI (1893), S. 487.
7 R. Jahr, Die Wahl Urbans VI. (Hallische Beiträge II, 1892), S. 85.
8 M. Rothbarth, Urban VI. und Neapel. (Abhandlung z. Mittleren und Neueren Geschichte, Heft 49, S. 17.)
9 A. Harnack, Lehrbuch der Dogmengeschichte, Bd. III (1890), S. 413 (Ha).
10 H. Ch. Lea, Geschichte der Inquisition, Bd. I, S. 109 (L).
11 Historisches Jahrbuch, Bd. IX, S. 504.
12 A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, Bd. V, 1. Hälfte, S. 403, Anmerkg. 6 (H).
13 H. Theloe, Die Ketzerverfolgungen im 11. u. 12. Jahrh. (Abhandlung zur Mittleren u. Neueren Geschichte, Heft 48, S. 93).
14 L. Flathe, Geschichte der Vorläufer der Reformation, Bd. I, S. 310.
15 K. Müller, Die Waldenser und ihre einzelnen Gruppen, S. 90, Anmerkg. 2 (M).
16 Fr. Thudichum, Papsttum und Reformation (1903, S. 90.
17 Fontes Rerum Germanicarum, Bd. IV (1868), S. 76.
18 Realencyklopädie für protest. Theologie u. Kirche, Bd. IV (1898), S. 734 (Re).
19 E. Hirsch, Die Lage der Theologie („Deutsche Theologie", 1936: Heft 2 und 3, S. 53).
20 Th. Lindner, Die Veme (1888), S. 474.

21 Hergenröthers Handbuch d. allgem. Kirchengeschichte, Bd. III (5. Aufl.), S. 75.
22 Lexikon für Theologie und Kirche, 2. Aufl., Bd. III, S. 528.
23 B. Peters, Der Gottesbegriff Meister Eckharts (1936), Vorwort.
24 H. Denifle, Die Entstehung d. Universitäten im Mittelalter (1885), S. 91.
25 J. B. Schwab, Johannes Gerson (1859), S. 71.
26 Studien u. Darstellungen aus dem Gebiete d. Geschichte, Bd. III (1903), S. 22.
27 L. Loserth Geschichte des späteren Mittelalters (Handbuch der Mittleren u. Neueren Geschichte, Abtlg. 2, Bd. IV, S. 239), (Lo).
28 J. Gmelin, Schuld oder Unschuld des Templerordens (1893), S. 132.
29 Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit (Vierzehntes Jahrh., Bd. I, S. 86), (V).
30 E. Stengel, Baldewin von Luxemburg. (Jahrbuch der Arbeitsgemeinschaft der Rheinischen Geschichtsvereine, Bd. II, 1936, S. 24.)
31 Archiv f. Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters, Bd. II (1886), S. 167 f.
32 Regesta Imperii von 1246 bis 1313 (1844), S. 285.
33 Fr. Schneider, Kaiser Heinrich VII, Bd. II (1926), S. 160 (Sch).
34 Th. Lindner, Deutsche Geschichte unter den Habsburgern und Luxemburgern, Bd. I (1890), S. 203.

## Reden und Aufsätze zum Nordischen Gedanken

herausgegeben von Bernhard Kummer

| | | RM |
|---|---|---|
| Heft 1: | B. Kummer: Mission als Sittenwechsel | br. 1.— |
| Heft 4: | B. Kummer: Die weibliche Gottheit bei den Germanen | br. 1.— |
| Heft 5: | A. Miller: Die Mission und die Verdrängung der Kulturen | br. —.80 |
| Heft 6: | M. Ziegler: Kirche und Reich im Ringen der Nation | br. 1.— |
| Heft 8: | M. Herpel: Hermann Schwarz und der nord. Gedanke | br. 1.20 |
| Heft 9: | H. Reier: Theoderich der Große. Heldische Geisteshaltung im Spiegel römischer Geschichtsschreibung | br. 1.40 |
| Heft 10: | E. Weber: Das erste germanische Christentum | br. 1.50 |
| Heft 11: | B. Kummer: Nordisches Lebensgefühl | br. 1.50 |
| Heft 12: | H. Riegelmann: König Friedrichs letzter Wille, 2. Auflage | br. 1.50 |
| Heft 13: | R. Viergutz: Grundfragen der Religion | br. 1.50 |
| Heft 14: | Prof. Dr. G. Neckel: Die erste Entdeckung Amerikas durch die Nordgermanen | br. 1.50 |
| Heft 15: | Fr. W. Prinz zur Lippe: Aufbruch des Nordens | br. 1.50 |
| Heft 17: | Bernhard Kummer: Anfang und Ende des faustischen Jahrtausends | br. —.80 |
| Heft 18: | Prof. G. Neckel: Das Schwert der Kirche und der germanische Widerstand | br. 1.50 |
| Heft 19: | Agnar-Huber-Zenker: Freie Gedanken zum Kampf um deutschen Glauben | br. 1.— |
| Heft 20: | Ernst Bublitz: Germanenglaube im frühen Christentum | br. 1.— |
| Heft 21: | Hans Midderhoff: Altnordische Studien | br. —.80 |
| Heft 22: | Manfred Werner: Natur und Sünde. Eine Studie zu der angeblichen anima naturaliter christiana, an Hand d. grönld. Missionsgeschichte | br. —.80 |

Heft 23: Burkhard von Bonin: Vom nordischen Blut im römischen Recht br. —.80

Heft 24: R. Luft: Die Goten unter dem Kreuz. 2. Aufl. br. 1.—

Heft 25: B. Kummer: Germanenkunde im Kulturkampf br. 1.50

Heft 26: Fr. Müller-Reimerdes: Der christliche Hexenwahn br. 1.20

Heft 27: O. Reche: Kaiser Karls Gesetz zur politischen und religiösen Unterwerfung der Sachsen br. —.50

Heft 28: R. Köhler-Irrgang: Weib und Kind am nordischen Ende der Welt. Deutung altisländischen Frauen- und Kinderlebens br. 1.20

Heft 29: H. Riecke: Der Rassengedanke und die neuere Philosophie br. —.70

Heft 30: B. Dultz: Germanische Geschichte im Grundriß br. 1.50

Heft 31: B. Kummer-K. Rosenfelder-K. Duisberg: Der nordische Mensch der Wikingerzeit br. 1.50

Heft 32 B. Kummer-E. Achterberg-E. Seeger: Reaktion oder deutscher Fortschritt in der Geschichtswissenschaft? br. 1.50

Heft 33: O. Stauf v. d. March: Thule, Altnordische Dichtung und Wahrheit br. 1.—

Heft 34: H. Reier: Volk, Richter und Führung im germanischen Staat. 1935. 32 S. br. —.70

Heft 35: F. Fricke: Um die Osningmark, Kämpfe und Ringen um Heiliges Land. 1936. 29 S. br. —.70

Heft 36: R. Köhler-Irrgang: Die religiösen Grundlagen des Sippengedankens in der Isländersaga. 1936, 25 S. br. —.70

Heft 37: E. Mudrak: Grundlagen des Hexenwahns. 1936, 88 S. br. 1.50

Heft 38: U. Garbe: Frauen des Merowingerhauses. Königinnen und Mägde, Heilige und Dirnen. Ein Beitrag zur Sittengeschichte der Zeit des Kulturumbruchs. 1936, 56 S. br. 1.20

Heft 39: W. Jaide: Wesen u. Herkunft des mittelalterlichen Hexenwahns im Lichte der Sagaforschung, 1936, 24 S. br. —.70

Heft 40: G. Gaß: Heldische Jugend. Die Jugendschilderungen d. altnordisch. Schrifttums. 1936, 24 S. br. —.70

Heft 41: E. Weber: Um Germanenehre. Quellenkritische Beiträge zur Germanenkunde br. 1.50

Heft 42: B. Dulz: Borius Wichart. Die Geschichte der Gegenreformation in Paderborn. 1937, 69 S. br. 1.50

Heft 43: R. Winter: Deutsche Sprache, deutsche Seele. 1937, 36 S. br. —.60

Heft 44: M. Schwarz: 1600 Jahre Klosterprozesse, etwa 100 Seiten etwa 1.50

Heft 45: G. Hennemann: Grundzüge einer deutschen Ethik, etwa 115 Seiten etwa 2.—

47.10

Alle lieferbaren Hefte (außer 2, 3, 7 und 16) auf einmal bezogen, statt RM.47.10 **nur** 42.40; für die Leser der „Nordischen Stimme" und „Sonne" nur RM. 40.—.

„Der Weltkampf" schreibt im September 1935:

„Diese ganze, von Dr. Bernhard Kummer herausgegebene Aufsatzreihe wächst sich mehr und mehr zu einem ganz unentbehrlichen Kampfmittel im Ringen um die geschichtliche Wahrheit und ein artgemäßes deutsches Volksleben aus."

M. Schwartz

# 1600 Jahre Klosterprozesse

## Inhaltsangabe.



---

Adolf Klein Verlag / Leipzig C 1 Hospitalstraße 19

Preis Rm. 1.50

Völkisches Erwachen
Herausgegeben von Gustav von Neinkirch.

Heft 26

# Die Gründung der römischen Universalkirche

von

Wilhelm Kammeier.

1939

Adolf Klein Verlag / Leipzig C 1

Druck: H. Eschenbacher, Leipzig.

# Inhaltsverzeichnis

# Einleitung.
# Notwendigkeit geschichtskritischer Logik.

Nicht verstanden zu werden ist keineswegs ein Schicksalsvorrecht der Philosophen; auch einem Geschichtskritiker kann es begegnen, gründlich mißverstanden zu werden. Wie beispielsweise mir. Wenn sich nun solch hartnäckiges Mißverstehen gerade auf das Allerwesentlichste, auf das Fundament meiner kritischen Forschungen, nämlich auf die Methode, erstreckt, so darf selbst harmlose Begriffsstutzigkeit nicht ganz ungeschoren bleiben. Oder liegt das Mißverstehen des Wesens meiner neuen „absoluten" Methode vielleicht an mir? Ich glaube, kein Leser wird mir diesen Vorwurf machen können, habe ich doch immer wieder, wo sich eine Gelegenheit bot, recht gründlich und durch Gleichnisse verdeutlichend auseinandergesetzt, was es mit meiner Untersuchungsmethode auf sich habe. Da nannte ich auch einige Male mein Verfahren die Methode des gesunden Menschenverstandes. Prompt hält mir kürzlich ein Oberflächenkritikus vor: „Weiß man doch, wie oft der sogenannte ‚gesunde Menschenverstand' sich im Laufe der Geschichte geirrt hat (man denke nur an verschiedene technische Errungenschaften: Eisenbahnen, Flugzeuge usw.)" Mein naiver Kritikus beweist mit diesen Auslassungen, daß er vom Wesen meiner kritischen Methode nicht das mindeste begriffen hat. Sogar dem blutigsten Laien sollte doch bei einigem guten Willen und etwas Verstandestätigkeit ein Licht aufgehen, daß im Hinblick auf mein Verfahren von einer Anwendung des gesunden Menschenverstandes auf technische oder überhaupt naturwissenschaftliche Möglichkeiten oder Unmöglichkeiten niemals die Rede gewesen ist oder sein kann. Sprach ich jemals von physischen Möglichkeiten? Immer und immer wieder habe ich allen Nachdruck darauf gelegt: psychologische Möglichkeiten ständen zur Erörterung! Für notorische Mißverständler also nochmals folgender Hinweis. A) Phy-

sische Unmöglichkeit. Hier sage ich, daß in der physischen Welt kein Ding unmöglich ist (sofern es nicht gegen ein Naturgesetz streitet). B) Psychologische Unmöglichkeit. Hier sage ich auf Grund der Erfahrung, daß in der geistigen Welt (in der menschlichen Psyche) gewisse Dinge unmöglich sind (z. B. daß ein normaler „praktischer" Fälscher seine Vorlage mit voller Absicht ungenau nachahmt!) Wer diesen Unterschied zwischen Möglichkeiten innerhalb der physischen und psychologischen Welt nicht fassen kann, dem ist leider mit menschlichen Mitteln nicht zu helfen.

Andere Erfahrungen veranlassen mich, einmal in möglichster Kürze einen Vortrag über geschichtskritische Logik zu halten. Ein Schlagwort, das mir seit Erscheinen der letzten Schriften („Rätsel Rom im Mittelalter" und „Dogmenchristentum und Geschichtsfälschung") mehrmals entgegen tönte, lautet: Verranntheit! Danach habe ich mich angeblich in meine „Hypothese" von der systematischen Verfälschung der mittelalterlichen Geschichte derart verrannt, daß ich „blind für alles ihr Widersprechende" bin. Man hält mich also für einen völlig kritiklosen Kritiker!! Einige Besonnene schütteln besonders den Kopf darüber, daß ich für die Epoche des 14. Jahrhunderts so unbekümmert und selbstverständlich auszusprechen wage: dies ist die echte historische Überlieferung und das ist Verfälschung oder gar glatte Dichtung. Wenn nun die Geschichte des 14. Jahrhunderts planmäßig gefälscht wurde, wie ist es dann möglich — so fragt man —, überhaupt noch eine Sichtung des geschichtlich Wahren und Falschen vorzunehmen? Verführe ich bei dieser Scheidung willkürlich oder auf Grund irgendwelcher Vorurteile oder Rücksichten, dann wäre mein Beginnen ein Frevel an der Wahrheit und an der Geschichte. Mein kritisches Tun bedarf also einer Rechtfertigung, d. h. ich habe die Verpflichtung darzutun, daß nicht Willkür und Vorurteil die Triebfedern meiner kritischen Arbeit sind. Meine Anerkennungs- und Verwerfungsurteile müssen notwendig, sie müssen vom Zwange der geschichtskritischen Logik diktiert sein.

Wer meine Beweisführung verstehen und meine Sichtung des geschichtlich Wahren und Falschen als notwendig erkennen will, muß axiomatisch denken. Was heißt das? Sein kritischer Ausgangspunkt muß ein Axiom (oder eine Mehrheit von Axiomen) sein, d. h., eine

aus der lebendigen Erfahrung genommene psychologische Fundamentalwahrheit. In meinen bisherigen Schriften habe ich eine ganze Reihe derartiger Grundwahrheiten herausgestellt und damit gleichsam in einem sumpfigen Gelände feste Inseln angelegt. Nun ist eine solche axiomatische Fundamentalwahrheit keine tote Masse, sondern stellt einen lebendigen Geistesorganismus dar, ein konzentriertes, logisches Kraftfeld, von welchem nach allen Seiten hin „Folgerungen" ausstrahlen. Mit jeder aufgefundenden Zentralwahrheit (psychologischer Art) gewinnt man im Sumpfgelände verfälschter Überlieferung einen festen archimedischen Punkt, und man ist imstande, von solcher psychologischen Basis aus ganze Komplexe angeblich historischer „Tatsachen" als der Zentralwahrheit widerstrebend aus den Angeln zu heben, d. h. für unecht zu erklären. Um ein Beispiel zu nennen: wenn ich (in „Rätsel Rom") als Grundwahrheit ermittelt habe, daß das angebliche avignonesische Exil des Papsttums aus religionspsychologischen Gründen unmöglich ist, so folgt aus diesem Axiom mit logischer Notwendigkeit, daß tausend und abertausend entgegenstehende Angaben der schriftlichen Überlieferung gefälscht sein müssen. Kein wahrhaftiger Geist kann und wird sich gegen diese geschichtskritische Konsequenz sträuben, denn sie tritt mit derselben harten Notwendigkeit auf wie eine mathematische Folgerung. Was man als „Verranntheit" schilt, ist also nur das Stattgeben einer unabweisbaren geschichtskritischen Konsequenz. Und darin eben zeigt sich die wissenschaftliche Wahrhaftigkeit eines Kritikers, daß er vor keiner notwendigen Schlußfolgerung feige zurückschreckt.

Die Frage: kann man aus dem Wirrwar der gefälschten Geschichte überhaupt noch echte Bestandteile herausheben? ist mit obiger Darlegung in bejahendem Sinne beantwortet. Die Scheidungsprozedur der Überlieferung in unechte und echte Bestandteile ist also möglich und vollzieht sich „von selbst", d. h. mit logischer Notwendigkeit aus dem Ablauf des psychologisch-axiomatischen Denkens. Nicht Willkür ist am Werk, sondern die axiomatischen Reagenzkräfte erzeugen in der trüben Masse der gefälschten Überlieferung den historisch-echten Niederschlag. Allerdings muß ausdrücklich betont werden, daß es immer nur gelingen kann, die echte Geschichte in ihren großen Grund-

strichen nachzuzeichnen. Je mehr man sich den tausend Einzelheiten des Überlieferungsbildes kritisch beobachtend hinwenden möchte, je mehr tauchen die Einzelpunkte im Nebel der systematischen Fälschung unter. Axiomatisch denken, bedeutet also noch ein weiteres, denke wesentlich.

Für den Leser sei noch bemerkt, daß die vorliegende Schrift mit den beiden vorhergehenden („Rätsel Rom im Mittelalter" und „Dogmenchristentum und Geschichtsfälschung" eine kritische Einheit bildet. In Hinsicht auf die große spätmittelalterliche Fälschungsaktion legen diese drei Hefte insgesamt die Ursache jener Aktion dar. Sie beantworten die Frage: warum war die zu Beginn des 15. Jahrhunderts auf den sogenannten Reformkonzilien gegründete römische Universalkirche gezwungen, die mittelalterliche Gesamtgeschichte systematisch nach einem bestimmten Grundriß umzufälschen?

I.

# Die religiös-politischen Hauptprobleme des 14. Jahrhunderts.

„Die französische Nationalkirche schaltet sich in die europäische Politik ein". Mit dieser Feststellung habe ich im letzten Kapitel des voraufgehenden Buches „Dogmenchristentum und Geschichtsfälschung" den Ursprung aller bedeutenden kirchlich-religiösen und weltpolitischen Ereignisse des anbrechenden 14. Jahrhunderts aufgehellt. Nennen wir die Einheit der in der französischen Nationalkirche zusammengefügten drei großen Kraftsysteme (Kirche —, Staat — Wissenschaft) den Gallikanismus, so können wir den Gang der Geschichte des ganzen 14. Jahrhunderts bezeichnen als die unter immerwährenden Kämpfen erstrebte Umwandlung des Gallikanismus in den Romanismus, wobei wir unter letzterer Bezeichnung die Idee der römisch-katholischen Universalkirche mit einem Universalpapst verstehen.

Ihres ersten großen Erfolges als übervölkische Macht konnte sich die Nationalkirche Frankreichs rühmen, als es ihr, unter anderem durch zweckmäßige Verwendung französischen Geldes in Westdeutschland, gelungen war, den Dreiviertelfranzosen Heinrich von Luxemburg auf den deutschen Königsthron zu setzen. Heinrich (VII.) war dazu ausersehen, als Werkzeug des französischen Nationalpapsttums dem französischen Dogma in Deutschland und vor allem in Italien eine Bahn zum einstigen Siege zu schaffen. Der Kampf Heinrichs gegen die Kirchenfeinde in Italien endete unentschieden, der „Bote Gottes und Papst Klemens" schied durch einen frühen Tod mitten aus dem Kampf. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten uns die kritischen Untersuchungen des letzten Heftes geführt. Und an dieser Stelle setzen wir jetzt unsere Durchforschung der gefälschten Überlieferung des 14. Jahrhunderts fort.

Nach Heinrichs Tode wurde dem deutschen Volke wieder einmal

ein D o p p e l k ö n i g t u m beschert. Gewählt wurde von der einen Partei der Wahlfürsten der Herzog L u d w i g v o n O b e r b a y e r n, von der anderen Partei Herzog F r i e d r i c h d e r S c h ö n e v o n Ö s t e r r e i c h.

Auch alle weltliche Politik des 14. Jahrhunderts ist entweder bereits im innersten Kern der Motive Kirchenpolitik oder sie wird unabweisbar sehr bald in den dogmatisch-kirchlichen Strudel gerissen. Seit dem Anfang des Jahrhunderts nistet sich die Priesterschaft der einzelnen Religionskirchen mehr und mehr in die „weltlichen" Verhältnisse ein: man versichert sich der Hilfe des „weltlichen Armes" zur Durchsetzung eines Dogmas.

Fragt man nun: welche religiösen Kampfgruppen fanden in der zwiespältigen Wahl Ludwig — Friedrich ihren machtpolitischen Ausdruck?, so muß, wie die Dinge infolge der planmäßigen Verfälschung der Quellen nun einmal liegen, jeder Versuch scheitern, im einzelnen die religiösen Kräfteverhältnisse klarstellen zu wollen. Wer immer sich in der Sphäre der gefälschten Überlieferung auf ein e i n z e l n e s Geschehnis, auf ein s p e z i e l l e s Faktum verlassen möchte, der kommt zwischen den Mühlsteinen des absichtlichen Widerspruches der Quellen elendiglich um. Über diese Tatsache wird sich auch der Leser meiner früheren Schriften ganz klar sein. Möglich ist jedoch, durch kritische Prozedur die g r o ß e n Gebirgszüge der wirklichen Geschichte des uns hier interessierenden 14. Jahrhunderts durch den Quellennebel hindurch wieder sichtbar zu machen. Man bedenke ferner, daß die kirchlich-politische Kräftegruppierung jener Jahrzehnte — wie z. B. bei der Doppelwahl Ludwigs des Bayern und Friedrichs von Österreich — nicht etwa nach einem ein für allemal feststehenden Schema erfolgt zu sein braucht (hier: freie Christen, dort: Kirchenchristen!) Es bestand vielmehr die Möglichkeit einer ganzen Reihe wechselnder Parteikonstellationen. Um dem Leser von vornherein ein besseres Verständnis für die einsetzenden Parteikämpfe zu vermitteln, ist es zweckmäßig, schon an dieser Stelle die einzelnen Gruppen aufzuzählen und ihre wesentlichen Anschauungen und Kampfparolen zu charakterisieren. Diese Gruppen, das sei ausdrücklich bemerkt, sind nicht a priori von mir erdacht, sondern durch kritische Begutachtung des Quellenmaterials erschlossen worden.

## Die religiös-politischen Hauptkampfgruppen des 14. Jahrhunderts.

1. Die Gottgläubigen („Heiden" eines rassegemäßen lebendig-natürlichen Gottglaubens). Sie lehnten jede schriftlich fixierte sogenannte Offenbarungsreligion ab, wonach die Gottheit zu irgendeiner Zeit und durch irgendeine Person ihren Willen verkündet hätte. Die Gegner der Gottgläubigen waren sowohl die freien Christen als auch die kirchlich organisierten Christengemeinschaften. Bei keiner religiösen Gruppe haben die Väter der Fälschungsaktion jede Spur des Daseins und Wirkens so gründlich verwischt als bei diesen genuinen mittelalterlichen Heiden; sie sind untergegangen in dem künstlichen Sammelbegriff der „Ketzer" überhaupt.

2. Die freien Christen: „Ketzer" und Vertreter der Idee von der unsichtbaren Geist-Kirche. Kein formulierter „Glaube" (Dogma), keine Hierarchie, keine Kirchenhäuser als Stätte der Andacht. Hauptstreitpunkt: Die Notwendigkeit und Berechtigung des Priesters, sowie einer äußerlichen Zwangsgemeinschaft (autoritäre Kirche) der Christen. Kein Mensch darf als angeblicher Stellvertreter und Beauftragter Gottes durch Zwangsmaßregel äußerliche Unterwerfung fordern oder sich anmaßen, das Heilswerk „vermitteln" zu wollen.

3. Die organisierten Kirchenchristen.

a) Die kirchliche Laienwelt. Streit herrscht hier nicht mehr über die Notwendigkeit des Priesters als Heilsvermittler, sondern über die Reichweite der Befugnisse des Klerus und über die Würdigkeit des priesterlichen Mittlers. Erstes Hauptproblem: darf der Klerus die Grenzen seiner rein geistlichen Funktion überschreiten und irgendwie in den Organismus des weltlichen Staates eingreifen? Darf der Priesterschaft überhaupt weltliche Macht (beispielsweise weltliche Gerichtsbarkeit) und weltlicher Besitz (Grundeigentum, Vermögen) zugestanden werden? Zweites Hauptproblem: die sittliche Würdigkeit des Priesters. Drittes Hauptproblem: das Ideal der Armut bei dem Priester als Stellvertreter Christi auf Erden.

b) Der Klerus. Von größter Bedeutung für das Verständnis der Geschichte des 14. (und des 15.) Jahrhunderts sind die Auswir-

kungen von Spannungen und Gegensätzen unter den Mitgliedern des Klerus selbst. Von den hier in Frage stehenden Hauptproblemen seien folgende angeführt. Erstes Problem: Komplex aller Fragen, die den Priester als solchen angehen, wie sittliche Würdigung, persönliche Armut, Ehelosigkeit usw. Zweites Problem: die hierarchische Verfassung des Klerus. (Ist überhaupt ein Oberhaupt, ein „Papst" notwendig? Oder soll das bischöfliche Amt in dem Sinne die hierarchische Spitze darstellen, daß jeder Bischof für seine Teilkirche unabhängiger „Papst" ist?) Drittes Problem: Wenn ein Universalpapsttum für notwendig erachtet wird, welche Rechte sollen dann dem Inhaber dieses obersten Amtes übertragen werden? Viertes Problem: Wer soll höchste Instanz für alle dogmatischen und gesetzgeberischen Fragen sein? (Der Universalpapst? Ein allgemeiner Kongreß aller Bischöfe oder der gesamten Priesterschaft, also ein Konzil? Soll dieses Konzil mit oder ohne Laienbeteiligung abgehalten werden? Oder soll einer besonderen Körperschaft theologischer Gelehrter — den Doktoren der Universität Paris? — die letzte Entscheidung in Glaubenssachen zustehen?) Fünftes Problem: Ist überhaupt ein allgemein verpflichtendes Universaldogma — und somit auch eine Universalkirche — notwendig? (Wie weit sind in dogmatischen, liturgischen und dergleichen Dingen partikuläre Besonderheiten und Freiheiten zu erlauben? Soll die Schaffung von mehr oder weniger abgesonderten Nationalkirchen die Form der organisierten Christenwelt festlegen?)

Das sind also die religiös-politischen Hauptprobleme, welche die Geister des 14. Jahrhunderts aufs tiefste erregten und die Menschheit in verschiedene feindliche Lager aufteilten.

Nehmen wir nun einmal für wenige Augenblicke ganz unbekümmert um unser besseres Wissen an, die mittelalterliche Überlieferung sei so echt, wie die relativistischen Historiker merkwürdigerweise noch immer wähnen, dann bietet uns die Kampfstellung der Gottgläubigen und freien Christen gegen die „Kirchen" nichts Befremdendes. Desto mehr Auffälliges tritt uns aber in der Geistesverfassung der Kirchenchristen entgegen, und zwar sowohl im Bezirk des Klerus als auch der kirchlichen Laienwelt. Ist die „Geschichte" des Spätmittelalters echt,

so taucht wieder einmal ein religionspsychologisches Rätsel auf, für das es keine Lösung gibt. Wie verhält es sich nun mit dieser religionspsychologischen Bruch- und Verwerfungsstelle im Material der schriftlichen Überlieferung? Da wird uns quellenmäßig belegt: mit Anbruch des 14. Jahrhunderts habe das Papsttum als Haupt der „römischen Universalkirche" auf denkbar höchster Stufe des Ruhmes und der Macht gestanden. Es genügt, den Namen des angeblichen Universalpapstes Bonifazius VIII. auszusprechen. Aber gerade dieser Papst ist doch am Ende seines Kampfes mit dem französischen König Philipp dem Schönen schmählich gedemütigt und sogar gefangen gesetzt worden, wird man entgegnen. Nehmen wir vorerst ruhig weiter an, die Überlieferung berichte hier Wahrheit: was aber hatte die Demütigung eines zeitweiligen Inhabers der höchsten kirchlichen Würde mit dem Institut des Papsttums als solchem und mit seinen Machtbefugnissen zu tun? Nicht auf den Mann, auf das Amt müssen wir blicken, nicht auf den derzeitigen Papst, sondern auf das Papsttum als Institution. Da „beweist" uns die „echte" Geschichte, dies „Universalpapsttum" habe zum Beginn jenes Jahrhunderts als Krönung einer festgefügten Hierarchie die denkbar größte Fülle der Macht errungen. Und diese universalpäpstliche Machtfülle sei allgemein als selbstverständlich auch anerkannt worden, weil auf den ehernsten und heiligsten Glaubensgrundsätzen der christlichen Religion fundierend. Daß das Universalpapsttum gemäß der Weisung Christi notwendig und mit der ganzen Fülle gesetzgeberischer Vollmacht ausgestattet sei, daran, so erzählen die Quellen, habe unter den Gläubigen jener Tage kein Zweifel mehr bestanden.

Plötzlich ereignet sich etwas Ungeheuerliches. In das geheiligte Feld der „altehrwürdigen" Tradition vom obersten Hirtenamt schlägt aus heiterem Himmel der Blitz der Skepsis und des Aufruhrs ein. Das ist das große religionspsychologische Rätsel: in der Kirche selbst erhebt sich über Nacht der radikale Zweifel! Und der Zweifel nagt nicht an Nebensächlichkeiten des kirchlichen Lebens, sondern er befällt seltsamerweise den heiligsten Glaubenssatz der Kirche. Das Papsttum als solches wird plötzlich kritisiert! Nicht etwa ein Inhaber, sondern das Papsttum als Institut wird der Kritik

und Skepsis unterworfen! Das Allermerkwürdigste aber ist: als Zweifler des Papsttums traten Theologen, also Mitglieder des Klerus selbst auf!

Wie erklären uns die Historiker diesen plötzlichen Einfall der radikalsten Skepsis, die sogar die Frage nach der Notwendigkeit des Universalpapsttums nicht scheut? Unsere Relativisten geraten in Verlegenheit, denn vergeblich suchen sie in der Überlieferung den zureichenden Grund für die seltsame Revolte von Theologen gegen die heilige Tradition zu finden. Man könnte meinen, diese Theologen seien ganz ungläubige Geister gewesen oder geworden; aber wir werden sogleich hören, daß diese Vermutung fehlgeht. Auffallen muß übrigens auch, daß die skeptischen Theologen Mitglieder jener gelehrten Genossenschaft waren, die — wie sich der Leser aus der Schrift „Dogmenchristentum und Geschichtsfälschung" erinnert — als höchster Gerichtshof in Glaubenssachen und Verteidigerin der Tradition fungierte: der Universität Paris nämlich! Vergeblich bemühen sich also die Historiker um die Lösung unseres religionspsychologischen Rätsels. Die große Verwirrung des angeblichen „Schismas" des Papsttums nach dem Jahre 1378 kann ebenfalls nicht die Skepsis hervorgerufen haben, denn die scharfe Kritik am Papsttum setzte schon zu Beginn des Jahrhunderts ein. Daß auch der politische Streit Philipps von Frankreich mit dem „Universalpapst" Bonifazius nicht etwa die Wirkung gehabt haben kann, bei gläubigen Theologen (!) und beamteten Verteidigern der Tradition Zweifel an der Berechtigung des Papstes hervorzurufen, wurde bereits betont. Somit stehen wir vor dem Faktum: wenn die Überlieferung, wie wir wider besseres Wissen einmal annehmen wollten, echt wäre, wenn also schon vor dem 14. Jahrhundert viele Jahrhunderte hindurch eine Universalkirche mit einem Universalpapsttum bestanden hätte, dann fehlt jede Erklärung für die um das Jahr 1300 urplötzlich hervorbrechende radikale Kritik gläubiger Theologen am heiligsten Institut der Kirche, am Oberhirtenamt selbst.

Wilhelm Occam heißt der Mann, der — nach der Darstellung der Überlieferung — erstmalig und sogleich mit einer in Erstaunen setzenden Freimütigkeit und Radikalität in seinen Schriften zum Sturm gegen die hervorragendsten Glaubenssätze der „Universal-

kirche" vorging. Occam ist der auch in der Geschichte der Philosophie wohlbekannte englische Denker, der zu Beginn des 14. Jahrhunderts an der Universität in Paris lehrte. Wie nur kam dieser Priester und angebliche Franziskaner-Ordensmann dazu, die kritische Sonde an die Dogmen der Kirche zu legen, und zwar an solche Dogmen, die seit langem nicht mehr bezweifelt worden waren? Seine böse Philosophie — der sogenannte Nominalismus — habe bewirkt, so meint man wohl, daß Occam auch in der Theologie auf den Weg der Skepsis gedrängt wurde. In Wirklichkeit erklärt Occams Philosophie nicht im geringsten seine dogmatische Kritik und Skepsis; denn letzten Endes liegt ja der eigentliche Kern des Rätsels in der Frage beschlossen: Wie kommt um das Jahr 1300 ein gläubiger Theologe, ein Lehrer am obersten kirchlichen Glaubensgerichtshof dazu, die Philosophie, diese bisher immer so gehorsame Dienerin der Theologie, zu einem gefährlichen Wesen für rechtgläubiges Denken umzugestalten? Eine g e f ä h r l i c h e Philosophie konnte der Theologe Occam nur aufbauen, n a c h d e m bereits sein Glaube an wichtige Traditionssätze der Kirche ins Wanken geraten waren. Das vorliegende religionspsychologische Rätsel kompliziert sich nun noch durch die auffällige Erscheinung, daß Occams geistiger Kirchensturm in der theologischen Welt nicht etwa eisiger Abwehr begegnete, sondern daß seine kritischen Sätze ein unerhört starkes Echo fanden. Wir werden darüber im nächsten Kapitel mehr hören.

Angeblich sah Occam sich genötigt, „den Verdacht der baren Skepsis oder der vollendeten Häresie mit der Ausflucht abzuwehren, es handele sich ja nur um Denkübungen". (1) Verwundert fragt ein heutiger katholischer Forscher, wie denn ein echter Nominalist wie Occam „mit dem Dogma von der Transsubstantiation zurecht kommen konnte?" (D, S. 303). Zuletzt retteten sich angeblich die bösen Nominalisten nach allen „verkehrten Spekulationen" doch immer wieder unter den „Schutzmantel des Glaubens"! Sonderbare Traditionsstürmer, die bei aller Kritik am Ende demütig versichern: „Es bleibe nichts übrig, als sich dem Gebot des Glaubens und der Autorität der Kirche zu unterwerfen". (D, S. 307). Der Leser vergesse hier nicht, daß ja auch die Überlieferung über Occam und die Nominalisten überfälscht worden ist!

Für unsern Zweck ist eine ausführliche Darstellung der Gedanken Occams ganz überflüssig; es genügt das einfache Wissen der Generaltatsache, daß er gegen dogmatische Traditionssätze anging, die bis dahin unter den Gläubigen nach Angabe der Überlieferung jenseits jeder Skepsis standen. Man findet bei dem Pariser Theologen die verblüffende „Möglichkeit" theoretisch erörtert, der Papst mit dem gesamten Klerus könne häretisch werden, wonach dann der rechte Glaube nur noch „in einigen Frauen und Unmündigen" gefunden werde ... Diese merkwürdige Voraussetzung, daß der Papst und der gesamte Klerus abfallen könne ..., zeigt, daß bei Occam von Kirchengewalt und von Autorität im eigentlichen Sinne keine Rede ist ... Um so viel weniger kann man nach Occam dem Papste eine Vollgewalt zuschreiben. Wenn aber das nicht, dann ist es überhaupt fraglich, ob ein Papst so unbedingt nötig (!) sei, oder ob nicht verschiedene Häupter als Vertreter verschiedener Teilkirchen (!) die Einheit der Kirche ebenso gut wahren könnten.) (D, S. 376/77). Uns fällt besonders auf, daß die Möglichkeit des Daseins verschiedener Teilkirchen in Erwägung gezogen wird, und das zu einer Zeit, als doch — wenn die Überlieferung echt wäre — die Universalkirche nicht nur in der Idee und Tradition, sondern „in Wirklichkeit" felsenfest gegründet stand.

Für die Praxis jener Jahrzehnte noch wichtiger wurde eine andere zu Beginn des 14. Jahrhunderts entstandene revolutionäre Streitschrift, die gleichfalls zwei zu Paris wirkende Professoren, nämlich die Weltgeistlichen Marsilius von Padua und den Franzosen Johann von Jandun, zu Verfassern hat. Schon der Titel der Schrift ist recht bezeichnend: Defensor Pacis („Verteidiger des Friedens"). Die Verfasser wollen mit ihrem Buche die Verteidigung des durch die Ansprüche der „Universalpäpste" — in Wahrheit des französischen Nationalpapsttums — gestörten Weltfriedens (!) übernehmen. „In dem Streite über die Armut Christi ganz auf Seite der Minoriten [von denen wir im nächsten Kapitel hören werden] stehend, weist er [der Defensor Pacis] die Kirche auf die vom Evangelium ge botene Grundlage zurück, verlangt, daß sie arm, machtlos, duldsam ihr einziges Ziel darin suche, durch geistige Mittel auf die Sittlichkeit der Menschen einzuwirken. Kein Primat [Oberhirtenamt] des Pap-

stes, keine Hierarchie, keine weltliche Gewalt oder bevorrechtete Stellung des Priestertums! Nur durch die staatliche Gesetzgebung etwa könne dem Papsttum eine mehr als priesterliche Gewalt eingeräumt werden." (2) Schärfer kann man gegen Universalpapsttum und Hierarchie nicht Sturm laufen, als es hier geschehen ist.

Aus obigen Darlegungen ergibt sich: wenn wir annehmen, die Überlieferung hätte recht, daß bereits um das Jahr 1300 eine Universalkirche mit einem Universalpapsttum existierte, und zwar schon seit vielen Jahrhunderten in der Tradition fest gegründet existierte — so ist und bleibt die radikalskeptische Revolte gläubiger Theologen, die zu Beginn des 14. Jahrhunderts urplötzlich gegen die Glaubensgrundlagen des Papsttums und der Kirche einsetzte, ein unlösbares Rätsel. Nun wissen wir aber, daß die mittelalterliche Geschichte systematisch verfälscht wurde, und daß von einer Universalkirche und einem Universalpapsttum am Anfang des 14. Jahrhunderts in Wahrheit gar nicht die Rede sein kann. Eine nicht existierende Universalkirche konnte also auch von Occam und Marsilius nicht angegriffen werden. Und doch sind diese Angriffe nicht etwa total erdichtet! Sie wenden sich gegen eine damals sehr reale Macht: gegen die französische Nationalkirche und ihre universalistischen Bestrebungen! Nicht jahrhundertelang anerkannte Traditionssätze einer angeblichen Universalkirche werden in Zweifel gezogen; die Kritik bezieht sich überhaupt nicht auf aus der Vergangenheit Stammendes, sondern auf Neubildungen der damaligen Gegenwart, auf Probleme, die in jenen Tagen erstmalig von Frankreich aus in die Christenheit hineingeworfen wurden! Zu diesen ganz neuartigen und unerhörten Problemen und Forderungen — unabhängige Teilkirchen? Universalkirche? — nehmen Occam und Marsilius in ihren Schriften Stellung. Es gab ja damals in Wirklichkeit nur unabhängige Teilkirchen! Ist es zweckmäßig oder gefährlich, diese Teilkirchen zu einer Überkirche (Universalkirche) zusammen zu schließen?: das ist die neue, große Fragestellung, mit der sich die Geister des anbrechenden 14. Jahrhunderts so leidenschaftlich beschäftigt haben. Es handelte sich nicht um Vergangenes, sondern um Gegenwärtiges, besser noch: um Zukünftiges! Nichts Vergangenes wurde kritisiert, sondern der damals erst-

malig auftauchende *Plan einer künftig zu verwirklichenden Universalkirche* mit einem Oberhirten wurde, wie nicht anders zu erwarten, aufs lebhafteste im bejahenden und (von Occam und Marsilius) im verneinenden Sinne theoretisch erörtert. In der französischen Nationalkirche war die zukünftige Überkirche soeben gleichsam in einem verkleinerten Maßstabe Wirklichkeit geworden; gegen das französische Papsttum richteten sich daher die Angriffe eines Marsilius in allererster Linie.

Der Schluß dieses Kapitels sei einem Nebenproblem gewidmet, auf das aufmerksame Leser wohl bereits gestoßen sein könnten. Dieses Problem gibt uns die Tatsache der Existenz einer so „kirchenfeindlichen" Schrift wie die des Defensor Pacis auf. Wie kommt es, daß von der um das Jahr 1400 einsetzenden Fälschungsaktion eine solche papstfeindliche Schrift *nicht beseitigt* wurde? Aber in der Tat: die Schrift *ist* beseitigt worden! Oder vielmehr: sie ist tendenzgemäß umgefälscht worden! Was uns heute vorliegt, ist gar nicht die echte, ursprüngliche Schrift des Marsilius! Das geht aus mancherlei Anzeichen unzweideutig hervor. Zuerst fehlt selbstverständlich das Original (oder die Originale) auch dieser jetzt existierenden Fälschungsschrift. Dann ist die Rede vom Primat des Universalpapsttums — einen Universalpapst gab es aber im 14. Jahrhundert noch nicht. Nun könnte der Leser meinen: auch in dieser verfälschten Fassung muß ein solcher Angriff auf das Papsttum auffällig erscheinen. Sollten wirklich die kirchlichen Fälscher *gegen ihre eigene Kirche*, also doch wohl zum eigenen Schaden, eine solche Schrift in dieser aggressiven Form angefertigt haben? Sollten die Fälscher so dumm gewesen sein? Nein, lieber Leser, die Fälscher waren so schlau, das zu tun! Man muß sich lange Jahre mit der Psychologie der Fälscher der großen Aktion beschäftigt, man muß alle Fälschungstaktiken und -kniffe gründlich studiert haben, um die *Notwendigkeit* zum Beispiel der Fälschung des Defensor Pacis zu erkennen. Wenn Schriftquellen papstfeindlichen Inhaltes ganz und gar unterdrückt werden sollten, so hätte man nicht bloß den Defensor Pacis, sondern die ganze Streitliteratur jener Jahrzehnte — worauf wir im folgenden Kapitel noch zu sprechen kommen — radikal vernichten müssen. Das träfe für fast alle Appellationen, Erklärungen und

Briefe Ludwigs des Bayern zu, um nur ein Beispiel zu nennen. Denn alle diese Quellen enthalten dieselben Angriffe auf das „Universalpapsttum" wie sie der Defensor Pacis bringt! Sie sind gleichsam Variationen des vom Defensor angeschlagenen Themas. Hätte man alle diese „papstfeindliche" Literatur unterdrückt, so wäre auf der einen — der königlichen — Seite der Überlieferung ein leerer Raum entstanden! Das trifft noch mehr für das letzte Viertel des Jahrhunderts zu. Hätten die Fälscher für diesen Zeitraum jede papstfeindliche Äußerung vermeiden wollen, so hätten sie die ganze Geschichte des sogenannten Schismas des Papsttums total auslöschen müssen. Ja, sie hätten durch alle mittelalterliche Jahrhunderte hindurch immer wieder in der gefälschten Überlieferungsmasse gewaltige Hohlräume stehen lassen müssen, wenn sie es sich dummerweise zum Prinzip gemacht hätten, gar nichts Nachträgliches gegen Papsttum und Kirche zuzulassen. Wie gesagt, solche Taktik wäre sehr dumm gewesen; denn wenn auf dem Papier das gute, fleckenlose Papsttum immerzu gesiegt hätte, das böse Königtum ebenso regelmäßig im Kampfe unterlegen wäre, dann würde sehr bald alle Welt gemerkt haben, daß es sich dabei nicht um reale Geschichte handeln kann.

O nein, die Väter der Fälschungsaktion waren nicht dumm. Sie wußten, daß man kein lebenswahres Bild ohne Schatten malen kann! Schon einmal (in „Dogmenchristentum . . .") habe ich auf die wirksamste aller schlauen Fälschungstaktiken hingewiesen: „Nichts verstärkt den Schein der Echtheit gefälschter Überlieferung so außerordentlich als die Taktik, gelegentlich mit voller Absicht Ungünstiges von ... seiner Sache zu berichten!"

II.

# Ludwig der Bayer und das Problem der „Weltlichkeit" des Priestertums.

Ludwig der Bayer steht in der gefälschten Überlieferung da wie ein anderer Heinrich IV. Zwar läßt die „Geschichte" den Bayer nicht in Person nach einem zweiten Canossa pilgern; aber dafür läßt sie diesen deutschen König vor seinen päpstlichen Gegnern in brieflichen Botschaften derart hündisch winseln und sich charakterlich erniedrigen, daß selbst die grinsenden Kurialen zu Avignon über Ludwig gespottet haben sollen: „Er ist vor Verzweiflung verrückt geworden!" (3) Gott sei Dank sind wir auf Grund unserer bisher gewonnenen Erkenntnisse über die wahre Natur der sogenannten mittelalterlichen „Geschichte" in der Lage, auch dieses schändliche Lügengespinst zu zerreißen und vom echten Wesensbilde dieses stolzen deutschen Herrschers die Fälschungstünche abzuwaschen.

Was ist denn nun in der uns überlieferten Geschichte Ludwig des Bayern und seiner Zeit Tendenzlüge und Erdichtung und was ist die Wahrheit? Wir überlassen zuerst einmal der gefälschten „Geschichte" das Wort.

Im Jahre 1322 hatte Ludwig die Streitmacht seines königlichen Nebenbuhlers Friedrich von Österreich in der Schlacht von Mühldorf besiegt und ihn selbst in seine Gefangenschaft bekommen. Durch diese Wendung schien also der deutsche Thronstreit endlich zugunsten Ludwigs des Bayern erledigt. Aber, so meldet die „Geschichte", der „römische Universalpapst" Johann XXII. weigerte sich auch nach der siegreichen Entscheidungsschlacht ebenso hartnäckig wie vorher, Ludwig als rechtmäßigen deutschen Herrscher anzuerkennen, indem er immer noch mit seiner päpstlichen „Approbation" hintanhielt. Ein Approbationsrecht beanspruchte nämlich der „Universalpapst" besonders in Hinsicht

auf das Imperium (Kaiserreich), dessen wichtigster außerdeutscher Bestandteil Oberitalien gewesen sei. Johann von Avignon tat also, als sei überhaupt noch kein rechtmäßig gewählter deutscher König vorhanden, gebärdete sich als der Verweser des erledigten Reiches und bestellte den ihm gewogenen König Robert von Neapel — den Franzosenfreund und heftigsten Feind der Deutschen — zum Reichsvikar für Italien. Der junge König Ludwig — auch die gefälschte Überlieferung gibt das zu — war aber nicht der Mann, den irgend etwas auf der Welt einschüchtern konnte. Er übersah ganz und gar den „Universalpapst" mit seinen Approbationsrechten und sandte seinerseits einen deutschen Reichsvikar über die Alpen, um die vom Papst und König Robert bedrängten „Ghibellinen" zu verteidigen. Ludwig wagte also, gegen Johann von Avignon anzugehen und das schlug dem Faß den Boden aus.

Durch sein Eintreten für die Sache der „reichstreuen Ghibellinen" in Italien hatte sich König Ludwig die erbitterte Feindschaft Johanns zugezogen. Und der „Universalpapst" zögerte nicht, den rebellierenden König-Usurpator seine Macht fühlen zu lassen. Was tat er? Er eröffnete den Kampf, so berichten die Quellen, „indem er im Oktober 1323 in einem an die Kirchentüren von Avignon angeschlagenen Erlasse [einem sogenannten „Prozeß] den Wittelsbacher bei Strafe des Bannes aufforderte, binnen drei Monaten seine Würde niederzulegen." Ungesäumt habe sich Ludwig, so befahl der Erlaß, vor dem päpstlichen Richterstuhl zu verantworten! Also eine förmliche Staatsanwaltszitation von Avignon her — wenn die „Geschichte" hier wahrreden würde! Und Ludwig der Bayer? Der deutsche Herrscher, melden die Quellen, nahm den vom Papst = Staatsgewalt verkündeten „Prozeß" bitter ernst! „Vergeblich suchte Ludwig die Rechtmäßigkeit seiner Wahl nachzuweisen, vergeblich legte er auch energische Verwahrung gegen die Anmaßungen der Kurie ein. Johann erwiderte die gerechten Beschwerden des Königs damit, daß er ihn im Jahre 1324 seiner Würde entsetzte und alle, die ihm fürderhin anhängen würden, mit dem Fluche der Kirche bedrohte." (E., S. 340.) In mehreren Schriftsätzen („Appellationen"), deren Wortlaut uns überliefert ist, hat der angeklagte Wittelsbacher dem „Universalpapst"

gegenüber sein Recht beteuert und des Gegners Behauptungen zurückgewiesen. Eine kritische Begutachtung eben dieser Appellationen soll uns aber nun in die Lage setzen, das über den König geworfene Lügennetz an einer wichtigen Stelle zu zerreißen.

Drei Appellationen sind überliefert: 1) die von Nürnberg am 18. 12. 1323; 2) die von Frankfurt am 5. 1. 1324 und 3) die von Sachsenhausen am 22. 5. 1324. Nehmen wir an, die Quellen böten hinsichtlich des Streitverhältnisses die lautere Wahrheit, so wäre es ja natürlich, daß der angegriffene König in den Appellationen die *staatsrechtlichen* Gründe darlegte, warum er rechtmäßig gewählter Herrscher sei. Aber merkwürdigerweise beschränken die Appellationen den Angriff nicht auf die staatsrechtliche Materie, sondern tragen ihn auf — *dogmatisches* Gebiet! Ludwig schleudert dem „Universalpapst" den ungeheuerlichen Vorwurf ins Gesicht, er, Johann, sei ein Ketzer! Wie? Griff hier der König seine Beschuldigung aus der Luft oder hatte er Beweise für des Papstes Ketzerei? Worin sollte sich die Häresie Johanns kundtun? Um das verstehen zu können, müssen wir notgedrungen etwas abschweifen und einen kurzen Blick auf gewisse Ereignisse im Orden der *Franziskaner* (Minoriten) werfen.

Innerhalb des Ordens, so erzählt die „Geschichte", waren Wirren ausgebrochen, die sich auf die von der Ordensregel hingestellte Forderung der apostolischen *Armut* bezogen. Neben einer weniger strengen Richtung sei im Orden eine Strömung aufgekommen, deren Anhänger — Fratizellen oder Spiritualen genannt — das Heil in einer absoluten Armut erblickten, indem sie sich sogar sträubten, ein Eigentum an Dingen des täglichen Gebrauches (Speise und Trank) anzuerkennen. Obwohl bereits angeblich seit langem die „Universalpäpste" für oder gegen die Fratizellen Stellung genommen hatten, war es nicht gelungen, den Streit im Orden beizulegen; schließlich geriet sogar der 1316 gewählte Ordensgeneral Michael von Cesena in Konflikt mit dem Papst. Es ist bemerkenswert, daß neben dem General auch der uns schon bekannte Wilhelm von Occam und mehrere Provinzialobere und theologische Magister die Streiterklärung unterschrieben haben sollen: „Es sei unumstößliche Wahrheit, daß Christus und die Apostel weder einzeln noch in Gemeinschaft je ein Eigentum oder Lehen gehabt

hätten." (4) Dieser Satz nun wurde von Johann XXII. als ketzerisch verdammt.

In dieser „geschichtlichen" Darstellung angeblicher minoritischer Ordensstreitigkeiten ist, wie immer in der Überlieferung jener Jahrzehnte, Wahres und Falsches innig miteinander vermischt. Da es ja im Anfang des 14. Jahrhunderts noch keine römische Universalkirche gab, so konnte damals auch noch kein römischer-katholischer Orden bestehen! In der Tat ist denn auch die angebliche Stiftung des Franziskanerordens durch Franz von Assisi eine Fabel und der hl. Franz selbst eine rein dichterische Persönlichkeit. Dieser Schluß folgt axiomatisch aus dem Generalergebnis unserer bisherigen Untersuchung und kann natürlich vermittels Sonderuntersuchung (z. B. über die erdichteten Anfänge des Ordens) bestätigt und erhärtet werden, wozu aber hier keine Veranlassung besteht. Handelt es sich also beim Armutsstreit nicht um innere, theoretische Angelegenheiten eines angeblichen katholischen Ordens: was für eine religiöse Bewegung findet denn ihren tendenziös verfälschten Ausdruck in den hier angedeuteten Zwistigkeiten?

Die historische Wahrheit lautet: unter dem französischen Nationalpapst Johann wurde nicht nur innerhalb der Kirchenchristen Frankreichs, sondern ebenso in Italien, Deutschland, England usw. ein religiöses Hauptproblem des Jahrhunderts brennend, und zwar gab aktuelle Veranlassung hierzu die bei vielen Christen sehr befremdende Entwicklung der Ansprüche und Befugnisse seitens der französischen Nationalhierarchie. Dies die Christenheit damals so stark erregende Problem betraf die Stellung der Priesterschaft zu den weltlichen (und insonderheit den politischen) Dingen, wobei die sogenannte Armutsfrage nur eine gewisse Nebenrolle spielte. Einfluß des Priestertums auch auf weltlich-politische Dinge? — das war die alle Geister bewegende Frage. Alle Spannungen und Kämpfe der Zeit Ludwigs des Bayern strahlen von diesem Problem aus: und König Ludwig selbst kämpfte und starb als der härteste Gegner der „Weltlichkeit" des Klerus. Des deutschen Königs Forderung an die Priester lautete in Übereinstimmung mit dem Defensor

Pacis, daß sie arm, machtlos und duldsam ihr einziges Ziel darin sähen, durch geistige Mittel auf die Sittlichkeit der Menschen einzuwirken.

Ludwig der Bayer trat mit seiner Forderung als der erbittertste Gegner auch des französischen Nationalpapstes auf. Sahen doch Johann von Avignon (und die Mehrheit seines Klerus) gerade in der Erringung immer größerer weltlicher Befugnisse das allerwirksamste Mittel, ihrem Nationaldogma die so notwendige äußerliche Autorität zu sichern, sowie die Anerkennung als Universaldogma über Frankreichs Grenzen hinaus vorwärts zu treiben. In Deutschland und Italien hatte das französische Streben innerhalb der Priesterschaft der einzelnen Regionalkirchen teilweise ein lebhaftes Echo und eifrige Nachahmung gefunden. Auch in Deutschland und Italien suchten gewisse Priesterkreise Einfluß im weltlich-politischen Raum zu gewinnen: dem im Interesse des geistlich zu verkündenden Evangeliums entgegenzutreten, sah Ludwig als seine Aufgabe an.

Es ist nun gar nicht verwunderlich, daß diese Bewegung gegen die „Weltlichkeit" des Klerus auch in der französischen Nationalkirche aufflammte. Hier, an Ort und Stelle des stärksten Einbruchs der Priester in die Befugnisse der Welt und des Staates, taten sich naturgemäß vielen Laien und auch manchen Mitgliedern des Klerus selbst ganz besonders die Augen über die Folgen solcher Übergriffe der Kirche auf, die mit der Seelenreligion Christi wenig oder gar nicht zu vereinbaren waren. Zumal ausländischen Beobachtern im Zentralpunkt der französischen Nationalkirche — in der Universität Paris — mußte der Widerspruch zwischen dem nach weltlicher Macht strebenden Priester und dem weltabgewandten, armen Christus fühlbar werden. Der Hauptkirchenstürmer jener Tage, Wilhelm von Occam, der Magister der Pariser Universität, war Engländer! Und der andere große Opponent des französischen Papsttums, der gleichfalls zu Paris lehrende Marsilius, stammte aus Italien, aus Padua! Die Revolte dieser Männer beweist, daß in der Pariser Dogmenzentrale unter den Theologen bezüglich des Aussehens der angestrebten Universalkirche der Zukunft und der den Klerikern zu übertragenden Befugnisse durchaus nicht jeder Zeit volle Einigkeit herrschte. Wir können hier schon vorweg berichten, daß Marsilius und Occam und andere „Rebellen" bald ge-

nötigt wurden, ihr Heil in der Flucht aus Frankreich zu suchen. Um auch darauf noch hinzuweisen: in den außerfranzösischen Ländern nahm, wie die kommenden Ereignisse lehren, die aufkommende Reaktion gegen die angemaßten Rechte der Priesterschaft sehr scharfe Form an. So wurden nun bald in Deutschland und Italien sogar von gläubigen Kirchenchristen gegen die Institution „Kirche" als autoritäre äußerliche Heilanstalt Bedenken ausgesprochen, und Occam und Marsilius sind eben das Sprachrohr dieser revoltierenden kirchlichen Kreise. Ein starker Rückschlag zum freien Christentum (ohne sichtbare Zwangskirche und autoritäres Priestertum) ist überhaupt — auch innerhalb der Kirchenchristen — das charakteristische Merkmal der entbrennenden Kämpfe in Italien und Deutschland.

Wir kehren nunmehr zu den Appellationen Ludwigs des Bayern zurück und erinnern uns, daß der König in einer dieser antipäpstlichen Erklärungen Johann von Avignon einen Ketzer schalt. In der Appellation erklärt der König auch, warum er sich hierzu berechtigt glaubt: weil Papst Johann den evangelischen Satz von der absoluten Armut Christi, den die rebellischen Minoriten vertraten, verdammt habe. Sicher hat Ludwig sowohl Johann von Avignon als auch dessen Nachfolger in aller Öffentlichkeit für Ketzer erklärt, denn sein ganzer Lebenskampf war ja gegen die Ketzerei der „Weltlichkeit" des französischen Papsttums als Abfall vom Evangelium gerichtet. Aber wie wir soeben gesehen haben, kann der deutsche König zu seinen dogmatischen Angriffen nicht von römisch-katholischen Ordensmitgliedern (Minoriten) gedrängt worden sein, weil es damals Orden der „Universalkirche" noch nicht gab. (Auch Occam ist daher nicht Franziskanerordensmann gewesen.) Die überlieferten Appellationen müssen also schon aus axiomatischen Gründen verfälscht oder besser ganz erdichtet sein! Sehen wir zu, ob diese Erdichtung der königlichen Kundgebungen noch im besonderen bestätigt werden kann.

Verwunderlich ist da bereits die Art und Weise, wie die königlichen (!) Schriftsätze zustande gekommen sein sollen. Ganz wie ein kleiner Privatmann, dem der Staatsanwalt eine Klageschrift ins Haus geschickt hat und der nun angsterfüllt nach dem Rechtsanwalt eilt, so benimmt sich der deutsche König! Der „allmächtige Universal-

papst" hat ihm — o weh! — den „Prozeß" gemacht. Nun gilt es, sich zu „verteidigen". Also läßt der König Notare und Zeugen (!) zusammenrufen, um vor ihnen eine Gegenschrift (eben seine Appellation) aufzusetzen. Und zum Schluß ersuchen die Notare den König, seine „Überzeugung von der Wahrheit des Inhaltes ... durch einen auf die Evangelien geschworenen körperlichen Eid" zu bekräftigen! Dies Ansinnen wies nun aber der königliche Angeklagte doch zurück. Also sollten die Notare von einem königlichen Eid nichts schreiben? Merkwürdigerweise doch, so hören wir, aber das solle in einer sanfteren Weise geschehen. Wie nämlich? Ludwig erklärt sich bereit, „die Wahrheit durch Berufung auf seinen dem Reiche geschworenen Eid, den der deutsche König bei seiner Krönung ablegte, zu bekräftigen". (5) Der unbefangene Leser wird meinen, hier liegt doch bezüglich des Eides kein wesentlicher Unterschied vor; und Zeumer, dem wir hier folgen, räumt das auch ein: „In Wirklichkeit setzt ja in dem einen Falle wie in dem anderen der König seinen Eid für die Richtigkeit seiner Behauptungen ein." Bei solcher kniffligen Unterscheidung wollen wir uns jedoch nicht aufhalten, sondern zur Hauptsache kommen. Wir wollen uns erzählen lassen, welch ein frevelhaftes Spiel hier angeblich mit dem gutmütigen, aber hiernach anscheinend reichlich „dummen" König Ludwig getrieben worden ist. Etwas Ruchloses ereignete sich, so verrät eine Quelle, im Dunkel der notariellen Kulisse. „Aus böswilliger Absicht und im Zorn gegen Ludwig" ließ sich der erste königliche Notar Ulrich der Wilde von den „Minoriten" zu einer Schlechtigkeit verleiten. Statt die vom König einzig genehmigte offizielle Fassung B der Appellation von Sachsenhausen — die nur Ludwigs Berufung auf seinen früheren Königseid enthielt — schickte der rachsüchtige Notar eine vom König verworfene erste Fassung A — mit der Angabe des körperlichen Eides — in die Welt hinaus!! Die genehmigte Fassung B aber wurde vom bösen Notar Ulrich im Schranke verschlossen!

Der Leser wird gebeten, jetzt seine Ruhe zu bewahren, er muß Seltsames vernehmen. Wenn er etwa die Meinung hegen sollte, den Schwindel mit der Vertauschung der beiden Fassungen der Appellation müßten doch Ludwig und seine Räte sehr bald gemerkt haben, so muß

ich ihm leider auf Grund der „Quellen“ mitteilen: der dumme König und seine dummen Räte haben nichts, lange Jahre hindurch (!) haben sie nichts von dem plumpen Betruge gemerkt! Erst als der Notar Ulrich viele Jahre nachher auf seinem Totenbett seine Untat selbst reumütig bekennt, erst da kommt die Bosheit an den Tag, erst da sieht der König mit Schrecken, wie tölpelhaft er einst hintergangen worden ist! Glaubwürdige Quellen berichten so, also muß sich die Sache wirklich und wahrhaftig so verhalten haben — beteuern uns die überlieferungsgläubigen Historiker. Doch mit diesen mittelalterlichen Quellen, das wissen ja auch meine Leser längst, hat es eine eigenartige Bewandtnis: sie sind planmäßig gefälscht worden. Und siehe da, ein erstes Fälschungsanzeichen: der „Zeitgenosse“, der uns das Schuldbekenntnis überlieferte, hat „fatalerweise“ den bösen Notar Ulrich den Wilden mit dem unschuldigen Kanzler Ulrich von Augsburg verwechselt.

Die Freveltat Ulrichs des Wilden und ganz besonders die „Tatsache“ des Unentdecktbleibens seiner in Szene gesetzten Vertauschung will noch weiter bedacht sein. Überall im Reiche wurde, wie gesagt, die verworfene Fassung A publiziert — und der König und seine Räte ahnten nichts! Sicher hat der Notar seinen Plan mit aller nur erdenklichen Sorgfalt und Schlauheit ausgeführt, meint der Leser, und wieder denkt er von mittelalterlicher „Klugheit“ grundfalsch. Ulrich verschickte nämlich die nicht genehmigte Fassung A ohne genaues Datum und ohne Zeugennamen! Sehr dumm — o nein, sehr schlau von dem Manne, erklärt uns Zeumer. „Ulrich durfte doch wohl nicht wagen, die von ihm unterschobene Fassung mit den Namen der Zeugen und Notare zu versehen, die bei der Publikation der B-Fassung zu Sachsenhausen zugegen oder beteiligt gewesen waren und wohl auch von der Eidesverweigerung des Königs und von seinem sonstigen Verhalten Kenntnis hatten. Ulrich scheint sich vielmehr damit begnügt zu haben, den von ihm in die Welt hinausgeschickten Exemplaren des A-Textes ein Jahresdatum in der kürzesten Form hinzuzufügen. Ein solches tragen die Handschriften A 4 und 5 in der Form: ... anno domini 1324.“ Und sieh, lieber Leser, weil Ulrich so überaus — dumm verfuhr, hat kein Mensch den Schwindel entdeckt! Wenn man nun aber nicht, wie die relativistischen Historiker, ein blinder Sklave der

Überlieferung ist, so erkennt man bereits an diesem angeblichen Unentdecktbleiben, daß mit der geschilderten Bosheit und damit mit den Appellationen selbst etwas nicht stimmt. Es besteht gar kein Zweifel: dieser „schlaue“ Ulrich wäre mit seinem in Wahrheit so plumpen Betrugsmanöver bereits nach wenigen Tagen entlarvt worden. Schon daß diese königliche Kundgebung, dieses hochwichtige staatsrechtliche Schriftstück, das überall lebhaft diskutiert worden wäre, ohne die notwendige Angabe der Notare und Zeugen und ohne genaue Datierung (ohne Tag und Ort!) in die Welt geschickt wurde, hätte alle interessierten Menschen stutzig gemacht. Die Zeugen, die Notare, die königlichen Räte, der König selbst hätten unweigerlich nach kurzer Zeit den dummen Schwindel entdeckt. Denn sie — Ludwig und seine Räte — haben selbst, so erzählt die „Geschichte“, einer Publikation des unterschobenen A-Textes beigewohnt! (NA 37, S. 244, Anmerkg. 1.)

Man braucht sich die geschilderten Vorgänge nur im Raume der harten Praxis auszudenken, um sofort zu erkennen, daß diese ganze angebliche Vertauschungsaffäre eine Fabel ist. Einige Forscher sind der Ansicht, das Vergehen des Notars Ulrich habe darin bestanden, daß er in den Text der Appellation, wie er vom König genehmigt war und dessen ursprünglicher Wortlaut nur staatsrechtliche Fragen betraf, die ganze heikle Materie der dogmatischen Erörterungen eingeschmuggelt habe. Aber dann wäre der schändliche Betrug des Notars nur noch schneller ans Tageslicht gekommen! Wie nun, wenn etwa Ludwig der Bayer die ganze angebliche Betrugsaffäre nachträglich nur erfunden und vorgebracht hätte, um sich beim „Universalpapst“ hinterher wegen seiner einstigen dogmatischen Auslassungen reinzuwaschen? Auch diese Annahme bietet keine Lösung des Rätselkomplexes dieser Appellationen: die Eigentümlichkeiten weisen aber dem mit meinem Generalergebnis vertrauten Leser auf die richtige Fährte.

Die sogenannte Appellation von Sachsenhausen, mit deren Rätseln wir uns eben beschäftigt haben, ist in z w e i F a s s u n g e n (Rezensionen) überliefert: ein uns wohlbekanntes Merkmal der gelehrten Geschichtsfälschungsaktion. In unserem Falle führt das Fehlen des vollständigen Datums und der Zeugen in Fassung A auf den „wunden Punkt“. Die späteren gelehrten Fälscher hüteten sich, wie so oft, die

fatale Dreiheit von Ort, Datum und Namen (Zeugen) eindeutig festzulegen, denn sie wußten, wie gefährlich das war, wenn man historische Fälschung und Dichtung betrieb. Muß man einen angeblichen „Tatsachen"-Komplex dichterisch konstruieren, so heißt es, mit der erdichteten Verknüpfung von Datum, Ort und Personen äußerst behutsam umgehen, um nicht hinterher einen Reinfall zu erleben. In solchen Fällen ist die „doppelte Buchführung", insbesondere die elastische Datierung, oder noch einfacher: das Stehenlassen von Lücken für Datum, Ort oder Namen ein beliebtes und unendlich oft angewandtes Tarnungsmittel. (In „Fälschung der deutschen Geschichte" kann sich über diesen Punkt der Leser gründlich unterrichten.) Auch bezüglich der Appellation von Sachsenhausen sind von den Fälschern mit voller Absicht in den geschmiedeten „Fassungen" Ort, Datum und Namen entweder ganz ausgelassen oder nur teilweise (nur das Jahr) genannt worden. Sehr hübsch offenbart sich die elastische Datierung dadurch, daß in verschiedenen Exemplaren (Kopien) der A-Fassung verschiedene Jahresdaten angegeben sind: einmal 1324, das anderee Mal 1325 (NA. 37, S. 244). Ein weiterer Kodex enthält die Kopie der Appellation „mit dem Datum datum a. d. [Moderflecken!] ind. 7, die 22 mensis [Moderflecken!]" (6) O diese einsichtsvollen Moderflecken! Ausgerechnet die Jahreszahl und den Monatsnamen löschen sie aus! Der „Zeitgenosse" G. Villani aus Florenz hat auch ein Exemplar der Appellation eingesehen; und was für einen Monatsnamen hat er gelesen? Den Oktober! (In „Wahrheit" soll die Sachsenhauser Appellation am 22. Mai 1324 verkündet sein.) Die Angabe des Ortes ist — wie vorsichtig! — überhaupt nur in einer Kopie der B-Fassung zu finden. Verräterisch ist ferner folgendes: „Es muß auffallen, daß uns kein einziges durch Besiegelung als Original beglaubigtes Exemplar überliefert ist." (NA. 37, S. 244, Anmerkg. 2.) Dieser Hang des sonst so blinden Zufalls, gerade die mittelalterlichen Originale zur Vernichtung herauszugreifen, hat meinen Lesern schon früher viel Verwunderung bereitet.

Wir stellen fest: die Sachsenhauser Appellation ist durch und durch Fälschung, d. h., von Anfang bis zu Ende Dichtung. Niemals hat Ludwig der Bayer auf die angebliche Zitation des „universalpäpst-

lichen" Staatsanwaltes angsterfüllt vor Notar und Zeugen eine eidliche Gegenerklärung abgegeben. Denn einen Universalpapst gab es noch nicht. Und der französische Nationalpapst Johann (wie seine Nachfolger) hat natürlich ebenfalls niemals irgendwelche „offiziellen" Befugnisse hinsichtlich des deutschen Königtums geltend machen können, weil den Franzosen Johann die innerdeutschen Angelegenheiten so wenig angingen wie den Mann im Mond. Aus diesem Wissen ergibt sich axiomatisch, daß nicht nur die Sachsenhauser, sondern alle Appellationen gelehrte Produkte der dichtenden Geschichtsfälschungsaktion sind. Damit hängt zusammen, daß die ganze Art des Spannungsverhältnisses zwischen Johann von Avignon (bzw. dessen Nachfolgern) und König Ludwig so, wie es die gefälschte Überlieferung darzustellen sich bemüht, tendenziös umgedeutet worden ist. Ludwig hat sich nicht „verteidigt"; aber Papst Johann hat auch niemals offiziell „angeklagt". So sind denn die päpstlichen „Prozesse" reiner Trug. Aber wie denn? Bestand also überhaupt in Wirklichkeit zwischen Johann und Ludwig kein Spannungsverhältnis? O doch. Und wir haben ja auch oben bereits klargelegt, daß und warum sich die beiden feindlich gegenüberstanden: nicht als „Universalpapst" und „römischer" König (und Kaiser), sondern dort als Führer der politisierenden Nationalkirche Frankreichs und hier als königlicher Führer der Gegner der französisch-kirchlichen Universalbestrebungen und der weltlichen Macht des Priestertums überhaupt. Die beiden Gegner sind wirklich hart aufeinandergeprallt, wenn auch nicht aus den Gründen und in den Formen, wie die „Geschichte" es gern wahrhaben möchte.

III.

# Erster Versuch der Schaffung eines deutsch-italienischen Gegenpapsttums.

Wie zur Zeit Heinrichs (VII.) rückt auch unter Ludwig dem Bayer Italien in den Brennpunkt weltgeschichtlich hochbedeutsamer Kämpfe. Und wiederum trat als Anstifterin die französische Nationalkirche auf den Plan. Alle Kämpfe jener Jahrzehnte sind offene oder verkappte Religionskämpfe, hinter denen als Urheberin die um die Ausbreitung ihres Dogmas ringende französische Nationalkirche steht. Aus dem Heft „Dogmenchristentum ..." wissen wir, warum die französische Kirche nicht allein mit geistigen Waffen ihrem Dogma zur (vorerst nationalen) Alleinherrschaft verhelfen konnte, daß es ihr aber gelang, für ihren Zweck das französische Königstum als gefügigen Helfer und „weltlichen Arm" zu gewinnen. Was nun Italien angeht, so war um jene Zeit der Einfluß des französischen Nationalpapstes, dank der Bundesgenossenschaft König Roberts von Neapel, in Mittelitalien bereits bestimmend geworden. Es lockte ein nächstes Ziel: auch Oberitalien (Lombardei) durch vorhergehende politische Unterwerfung für dogmatische Eroberungen sturmreif zu machen. Auf eine gewisse Anhängerschaft — die sogenannten Guelfen — konnte sich dabei Papst Johann auch in Oberitalien bereits stützen; allerdings erwies sich gerade in der Lombardei der Widerstand der Gegner — der Ghibellinen — als ungemein hartnäckig. Florenz konnte als Machtzentrum der Guelfen, Mailand als Hauptstützpunkt der Ghibellinen betrachtet werden. Doch darf man eins nicht übersehen: das fortwährende Schwanken und Wechseln des Parteistandpunktes von Teilen der beiderseitigen Anhängerschaft. (Selbstverständlich darf man auch in dieser Hinsicht den gefälschten Quellen nicht aufs Wort glauben; die überlieferte Parteigruppierung für einen bestimmten Zeitpunkt in einer bestimmten Stadt ist oft glatt erdichtet.) Es lag einfach in der Natur der religiösen Gä-

rung, daß seit dem Aufkommen der kirchlichen Priesterschaften in den Regionalkirchen und mit dem Steigen nicht nur ihrer geistlichen, sondern auch ihrer weltlichen Machtbefugnisse alle Verhältnisse im Fluß der Entwicklung unstabil werden mußten. Die von Frankreich angestrebte Entwicklung in Richtung einer Alleinherrschaft ihres Dogmas (und als Voraussetzung hierfür das Wachsen des Einflusses der Hierarchie in der politisch-weltlichen Sphäre) verlief eben keineswegs glatt und ungestört. Rückschläge blieben nicht aus. Und gerade unter Ludwig dem Bayer trat sogar — wie wir bereits hörten — in Frankreich selbst, im Schoße der Pariser Dogmenzentrale, die große Rückschwenkung ein. Beschränkung der priesterlichen Befugnisse auf das Amt des geistlichen Lehrers und Mahners — hieß das Losungswort der Opposition gegen Papst Johann und jede Hierarchie einer Regionalkirche überhaupt, wobei in Deutschland und Italien das Pendel des religiösen Interesses auffällig stark nach der Seite der „freien" Christen ausschlug. Das Schicksal aber bestimmte den deutschen König Ludwig den Bayer zum politischen Führer dieser religiösen Oppositionsbewegung.

Von der „Geschichte" haben wir uns oben erzählen lassen, das Eingreifen Ludwigs zugunsten der „reichstreuen Ghibellinen" habe den schweren Bruch mit dem „Universalpapst" Johann herbeigeführt. Daß in dieser Darstellung ein historisch echter Kern verborgen liegt, haben wir anerkannt. Wenn nun die „Geschichte" weiter berichtet, daß vom „Universalpapst" über den ungehorsamen deutschen Herrscher die Exkommunikation und über Ludwigs Anhänger das päpstliche Interdikt ausgesprochen worden sei, so lügt hier die Geschichte kräftig. Der Trug wird diesmal aus der gefälschten Überlieferung ohne weiteres ersichtlich: die Quellen weisen nämlich auf die erstaunliche Tatsache hin, daß sich in Deutschland die Fürsten überhaupt nicht um Interdikt und Bannstrahl des „Universalpapstes" kümmerten und daß nicht etwa bloß die eigentliche „minoritische Ordens-Opposition", sondern merkwürdigerweise auch ein sehr großer Teil der Geistlichkeit die von „ihrem" Papst ausgehenden „Prozesse" und das Interdikt gar nicht beachtete. Der angebliche Universalpapst fand bei „seiner" Geistlichkeit in Deutschland herzlich wenig Gehorsam! In Wahrheit mußten ja auch solche

Schläge des französischen Nationalpapstes, der in Deutschland nichts zu kommandieren hatte, ins Wasser treffen, oder richtiger: es ist Johann von Avignon gar nicht eingefallen, gegen den deutschen König „offiziell" vorzugehen.

Auf dem Boden Italiens sollten also die Gegensätze zwischen Ludwig und Johann mit dem Schwerte zum Austrag kommen. Bereits stand ein französisch-päpstlicher Legat mit einem angeworbenen Heere in der Lombardei. Nun überschritt auch der Bayer die Alpen und machte vorerst in Trient halt. In seiner Umgebung fand sich allmählich die gesamte gelehrte „kirchliche Opposition" ein: Wilhelm von Occam, Marsilius von Padua, der angebliche Ordensgeneral Michael von Cesena und andere.

Uns interessiert, wie die „Geschichte" die kommenden italienischen Ereignisse darstellt. Danach fühlt sich der deutsche König zum Eingreifen in Italien mehr gerufen als berufen. In einem „authentischen" Briefe spricht er sich wie folgt aus: „Obwohl wir ... um einiger besonderer Gründe willen, nämlich wegen der Getreuen des Reiches [der „Ghibellinen"] und unserer Krone ... nach Trient kamen, empfingen uns alle Edle der Städte, Flecken und Burgen [in Oberitalien], die der kaiserlichen Krone getreu waren, und setzten uns ihre unzähligen Bedrückungen und Beschwerden auseinander, denen sie, die Anhänger des Kaisertums, nicht länger gewachsen seien. Unter Tränen und Schluchzen flehten sie zu uns, sie boten uns ihre Personen und die Macht von neunzehn Bistümern und geradezu unzähligen Ortschaften und Burgen nebst vielem Gelde an, sie beschworen uns ... zur Abstellung ihrer unerträglichen Lasten zu schreiten und nach alter Sitte das kaiserliche Diadem und den Thron des Kaiserreiches anzunehmen." (E., S. 342.) Mit kurzen Worten: die armen bedrückten „Reichstreuen" (Ghibellinen) flehten Ludwig um Hilfe gegen die Unterdrückung der mit dem „Universalpapst" im Bunde stehenden Guelfen an. Betrachten wir doch diese angebliche Parteilage in Italien einmal genauer.

Da flößt uns gleich anfangs die wunderbare Treue der Ghibellinen gegen Ludwig und das „Reich" einen gewaltigen Respekt ein. Besonders, da wir wissen, daß die damals aller „kaiserlichen" Ideale baren

deutschen Fürsten und Bischöfe sich keinen Deut um das „heilige römische Imperium“ kümmerten. (Einfach deshalb nicht, weil es ein römisches Reich damals noch nicht gab!) Direkt beängstigend aber wirkt die Treue der Ghibellinen, wenn wir uns länger in ihre Lage hineindenken. Sagen sie es nicht selbst, wie furchtbar sie von den Guelfen ihrer Reichsanhänglichkeit wegen verfolgt werden? Doch um der stolzen Idee des „römischen Imperiums“ willen nehmen sie willig alle Pein auf sich. Das heißt: von nun an nur noch bedingungsweise! Wenn Ludwig etwa nicht nach Italien komme, so erfahren wir nämlich noch aus dem königlichen Briefe, „so würden sie uns von nun an die Treue aufkündigen“. Sonderbar: bis jetzt haben diese „Treuen“ das „Reich“ unter größten Opfern gern gegen alle guelfisch-päpstlichen Widersacher verteidigt. Woher und warum solche wunderbare Treue und angebliche Reichsanhänglichkeit? Vorteile haben sie von ihrer Reichstreue nicht, im Gegenteil, nichts als Beschwerden und Bedrückungen! Was sagen eigentlich unsere Historiker zu diesem Phänomen? Sie sind selbst der Meinung, daß es in Wahrheit mit der Reichstreue der Ghibellinen nicht weit her war; daß diese sich so „reichstreu“ nur gestellt hätten, um Ludwig für ihre sehr privaten und örtlichen Händel in ihren Dienst zu spannen. Und wieder fiel der gutmütige, dumme König prompt auf die erheuchelten Beteuerungen hinein! Aber wie? Nach der „Geschichte“ standen doch in der Tat die Ghibellinen wegen ihrer Reichstreue (!) gegen die päpstlich gesinnten Guelfen im harten Kampf! Und eben dieser Gegensatz der beiden Parteien, wie er von der Überlieferung tendenziös motiviert wird, bietet ein psychologisches Problem. Die „Guelfen“ waren ersichtlich mit der Herrschaft des „Universalpapstes ganz zufrieden! Warum wehren sich denn andere Italiener (eben die Ghibellinen) so heftig gegen die Wohltat der „universalpäpstlichen“ Oberhoheit? Beide Parteien hatten doch — immer unter der wider besseres Wissen erfolgenden Annahme der Echtheit der mittelalterlichen Überlieferung — auch dieselbe „katholische Universalreligion“. Als „Ketzer“ wurden doch nach Aussage der „Geschichte“ die Ghibellinen vom erzürnten „Universalpapst“ nur deshalb verschrieen, weil sie sich politisch gegen den Papst zu erheben wagten und weil sie es mit dem exkommunizierten König Ludwig hielten. Waren

also die Ghibellinen angeblich treue Söhne der „Universalkirche“, warum dann eigentlich der dumme Widerstand gegen den Herrn Papst? Ja, warum? Wenn dieselben „Reichstreuen“ wenig später, nach Ludwigs Abzug aus Italien, sich „tatsächlich“ ungemein schnell mit dem „Universalpapst“ aussöhnten?! Ja, warum, wenn diese Ghibellinen sich erst wenige Jahre vorher vom Papste (!) den Bruder des französischen Königs zum Protektor gewünscht haben sollen?! Über dies Problem haben auch die relativistischen Forscher nachgedacht, und sie glauben, eine befriedigende Erklärung gefunden zu haben: national-italienische Freiheitsideen seien bei den Ghibellinen wirksam gewesen. Man bedenke: diese merkwürdigen Freiheitshelden wollen sich „unabhängig“ machen, indem sie einen Fremden, nämlich den deutschen König, flehentlich um seine Oberherrschaft über ihre Länder bitten! Da hätten sie sich doch ebenso gut — nein, noch besser — die vorläufige Oberhoheit des „Universalpapstes“ gefallen lassen können. Wie der deutsche König, so war ja auch der Herr Papst weit weg! Im letzteren Falle würde auch die „grausame Bedrückung“ durch die Guelfen ein schnelles Ende gefunden haben.

Die Herrscherfamilie der Visconti von Mailand stellte damals die Häupter der Ghibellinenpartei. Matteo Visconti, der gefährlichste Widersacher der französischen Kurie, war im Jahre 1322 gestorben. Wie glühend seine Feindschaft gegen Avignon war, bezeugt die Angabe von Zeugenaussagen: „Matteo habe darauf hingearbeitet, daß die Deutschen (!) und die Ghibellinen und die italienischen Rebellen (!) einen neuen Papst (!) wählen möchten.“ Wohlgemerkt: Die Deutschen und Italiener sollen einen Sonderpapst, einen Nebenbuhler des französischen wählen! Ein ander Mal soll Matteo (schon mehrere Jahre vor Ludwigs des Bayern Zerwürfnis mit dem „Universalpapst“) geäußert haben, „daß nämlich Johann XXII. ein so wenig rechtmäßiger Papst sei wie Matteo selber“ (7). Hier wird durch die gefälschten Quellen hindurch sichtbar, daß die Abwehr der „Ghibellinen“ nicht nur den weltlichen Herrschaftsgelüsten des „Universalpapstes“ galt, sondern, daß sie sich gegen das (französische) Papsttum als solches richtete. Nach Matteos Tode hatten seine Söhne (besonders der älteste: Galeazzo)

den Kampf gegen die „Guelfen“ und Papst Johann mit Erfolg weitergeführt.

Indem wir nun die weiteren Ereignisse der Italienfahrt Ludwigs des Bayern verfolgen, werden wir durch die „Geschichte“ teilweise in die Gefilde der reinen Dichtung geführt. Ludwigs Expedition über die Alpen war in Wirklichkeit keine bequeme „Italienfahrt“, bei der man „nirgends auf Widerstand stieß“, sondern diese Fahrt war ein Feldzug gegen den guelfisch-päpstlichen Gegner in Italien. Vor allem war die sogenannte Italienfahrt keine Krönungsreise nach Rom! Nach Rom konnte der König aus einem einfachen Grunde nicht reisen (und sich dort also auch nicht zum Kaiser krönen lassen): weil damals eine Stadt Rom überhaupt noch nicht existierte. Rom war zur Zeit Ludwigs des Bayern noch eine von Viehhirten bewohnte Einöde. Zu einer Stadt, zur modernen Weltstadt der wirklichen Universalpäpste hat sich Rom erst seit Beginn des 15. Jahrhunderts allmählich entwickelt. (Meine Leser werden sich hierfür der Beweisführung im „Rätsel Rom im Mittelalter“ erinnern.) Weil also der angebliche Romzug Ludwigs eine Fabel ist, so brauchen sich auch die Historiker nicht länger mehr über die auffällige „Tatsache“ zu wundern, daß weder der in Italien stehende Legat mit seiner überlegenen (!) Streitmacht, noch Karl von Calabrien mit seinem Heere dem königlichen Romreisenden hindernd in den Weg getreten ist, sondern daß beide Gegner Ludwigs, von Angst wie gelähmt, gleichsam bei dem Romzuge Spalier bildeten. In der erdichteten „Geschichte“ versteht es sich dagegen von selbst, daß man den deutschen Reisenden nicht von seinen Gegnern angreifen läßt, weil der König ja sonst nicht nach Rom hingelangen würde!

Während die Kaiserkrönung Ludwigs schlechthin erdichtet ist (sie hat auch nicht etwa in einem anderen Orte als Rom stattgefunden, da es damals ein „römisches Universal-Kaisertum“ ebensowenig gab wie ein römisches Universal-Papsttum), wird uns eins der bedeutsamsten Ereignisse des 14. Jahrhunderts zwar auch mit einer entstellenden Fälschungsschicht bedeckt überliefert, aber hier vermögen wir verhältnismäßig leicht den echten Kern freizulegen. Es handelt sich bei diesem in der Entwicklungsgeschichte der christlichen Regionalkirchen so wichtigen Ereignisse um den ersten Versuch der Schaffung eines

deutsch-italienischen Sonderpapsttums. Was schon ein Jahrzehnt vorher Matteo Visconti gewünscht hatte, fand jetzt durch Ludwig den Bayer Verwirklichung: die Deutschen und Italiener stellten erstmalig für ihre Regionalkirchen einen unabhängigen Eigenpapst auf.

Wie und wo soll sich der Vorgang der Wahl des italienisch-deutschen Papstes nach Angabe der Quellen zugetragen haben? Die „Geschichte" meldet: Auf einer Volksversammlung in Rom wurde unter dem Vorsitz des angeblich kürzlich gekrönten „römischen Kaisers" von einem deutschen Abt eine Proklamation Ludwigs vorgelesen. Diese Erklärung richtete sich gegen den französischen Priester „der sich lügnerischer Weise Papst Johann XXII. nennt." „Er ist der apokalyptische Reiter . . ., der ausging, den Frieden von der Erde zu nehmen. Derselbe zeigt sich ferner als Zerstörer der evangelischen Wahrheit und Ordnung dadurch, daß er die christliche Lehre von der Herrschaft und Regierung der zeitlichen Dinge durch das Kaisertum zu übertreten gebietet und selbst Kaisertum und Priestertum in sich vereinigen will gegen Christi ausdrückliches Gebot." (M. 1, S. 185 bis 186) Die Proklamation nimmt noch in weiteren Wendungen gegen die „Weltlichkeit" des angeblichen Universalpapstes von Avignon Stellung und erklärt Johann ipso facto durch Christus selbst als Oberhirt der Kirche abgesetzt. Dann erfolgte — immer laut Angabe der gefälschten Quellen — in einer zweiten Versammlung auf dem Petersplatze zu Rom durch bejahenden Zuruf des römischen Volkes die Erhebung des angeblichen Minoriten Petrus von Corbara zum neuen, rechtmäßigen „Universalpapst". Der neue Papst habe sich, so hören wir weiter, den Namen Nikolaus (V) beigelegt. „Die Person des Gewählten ist charakteristisch genug. Ein einfacher Bettelmönch tritt an die Spitze der Kirche, deren Ideal ja auch dem Defensor Pacis eine arme, aller weltlichen Herrschaft, ja allen Besitzes entblößte Kirche ist". (M. 1, S. 194) Nun melden aber die Quellen Einzelheiten über die Regierung des neuen Papstes, die mit dem Ideal der armen Kirche wenig in Einklang zu bringen sind: der Mönch-Papst habe sich sehr bald mit allem äußerlichen Pomp einer eigenen Hierarchie umgeben. Er habe sich ein Kardinalkollegium geschaffen,

dessen anspruchsvolle Mitarbeiter genau so weltlich und glänzend zu leben wünschten wie ihre Kollegen in Avignon. Von Einfachheit und „christlicher Armut" wäre demnach auch am Hofe Papst Nikolaus keine Rede gewesen.

Wir sind neugierig, wie nach der „Geschichte" die Christenheit die Proklamation eines Gegenpapstes in der ‚Universalkirche" aufgenommen haben soll. Da berichtet der „Zeitgenosse Mussatus: „Die Kunde hiervon verbreitete sich über den ganzen Erdkreis und trieb die Christen aller Orte dazu an, einer der streitenden Parteien anzuhangen. Beinahe die ganze Christenheit wurde in zwei Teile zerspalten." (E., S. 347). Wollen wir jetzt anderen „glaubwürdigen" Nachrichten glauben, so hat Mussatus viel zu stark aufgetragen; denn nach Aussage dieser Garnitur von Quellen regte sich die Welt außerhalb Italiens über die Wahl des Gegenpapstes nicht im mindesten auf. Man nahm kaum Notiz von dem Ereignis, berichten diese Quellen. „Nicht einmal die deutschen Fürsten", so heißt es in diesem Quellenmaterial, „erkannten den Papst ihres Kaisers an." (8) Sogar in Ludwigs nächster Umgebung sollen die „Besonnenen" mit der Ausrufung des „Gegenpapstes" nicht einverstanden gewesen sein. Und siehe, die glorreichen und festlichen Tage in der „Welthauptstadt" Rom nahmen bald ein jähes Ende. Die zuerst angeblich so günstige Stimmung der Römer schlug um; und der fernere Aufenthalt in der Tiberstadt wurde für Ludwig und seinen Papst Nikolaus so gefahrdrohend, daß man den Abzug beschloß. „Unter den Schmähungen des Volkes, das ihm „Häretiker" und „Exkommunizierter" nachrief . . ., verfolgt von . . . Steinwürfen, zogen der Kaiser, sein Papst und ihre Kardinäle aus, schmählich und fluchtähnlich." (M. 1, S. 206). Überall geriet nun auch sehr schnell die gerühmte „Reichstreue" der Ghibellinen ins Wanken. Niederlagen der „kaiserlichen" Truppen bereiteten endlich dem „Römerzuge" Ludwigs des Bayern ein klägliches Ende, so berichtet die Überlieferung. Beim Verlassen des italienischen Bodens war von den Führern der Ghibellinenpartei, die den Kaiser nach Italien gezogen hatten, fast niemand mehr übrig, keiner (!) jedenfalls mehr auf Ludwigs Seite." (M. 1, S. 223.)

Reumütig kehrten also die Ghibellinenhäupter in die offenen Arme der „Universalkirche" und des Universalpapstes" von Avignon zurück!

Was ist nun an dieser Geschichtserzählung historisch wahr? Zuerst sind aus mehrfach dargelegten Gründen alle Ereignisse insoweit erlogen, als sie sich in der „Weltstadt" Rom abgespielt haben sollen. Das bedeutet aber, auch die Wahl des italienisch-deutschen Sonderpapstes kann nicht in Rom stattgefunden haben. Beileibe darf man auch sonst diesem Ereignis nicht in allen überlieferten Einzelheiten vertrauen. Nur das läßt sich als historisch festlegen: das nackte Faktum der Ausrufung des deutsch-italienischen Eigenpapsttums als solches! Ungewiß bleiben muß sowohl die Einzelheit des Ortes, als auch die Einzelheit des Datums. Pisa, wo Ludwig auf der Rückkehr in die Heimat vom September 1328 bis April 1329 geweilt haben soll, könnte wohl der Ort der Papsterhebung Nikolaus' gewesen sein. Die „Geschichte" verplaudert sich nämlich einmal: Michael Cesena (der angebliche Franziskaner-Ordensgeneral) habe auf seinem Totenbette das Bekenntnis abgelegt, daß er „als Kardinalbischof von Ostia . . . den Gegenpapst Nikolaus in Pisa gekrönt habe". (M. 1, S. 370) Weiter ist merkwürdig, daß in Pisa eine nochmalige Absetzungsproklamation gegen den „Universalpapst" Johann von Avignon erlassen worden sei. Verfälscht sind auch die Angaben über die weiteren Lebensschicksale des Sonderpapstes Nikolaus. Er blieb, so wird uns überliefert, nach König Ludwigs Heimkehr in Italien zurück und mußte nun erleben, daß in kurzer Zeit alle seine Anhänger wieder von ihm abfielen. Schließlich sei dem Betrogenen und Verlassenen nichts anderes übriggeblieben, als sich seinem Rivalen in Avignon auf Gnade und Ungnade auszuliefern, der ihn bis ans Lebensende gefangenhielt. Soweit die „Geschichte", die aber hier einmal wieder kräftig lügt. Richtig ist allerdings, daß dies erste italienisch-deutsche Papsttum nur von kurzer Dauer war und wirkliche Bedeutung für das Leben und die Organisation der bestehenden Regionalkirchen (etwa in Hinsicht auf eine Union der deutsch-italienischen Teilkirchen) nicht erringen konnte. Die Ursache für den Mißerfolg dieses Sonderpapsttums liegt aber auf der Hand: sie ist in dem Mangel der „dogmatischen Ausstellungsurkunde" zu suchen. (Im

Heft: Dogmenchristentum und Geschichtsfälschung" kann man über die unbedingte Notwendigkeit der sogenannten dogmatischen Basis einer Hierarchie nachlesen.) In der französischen Nationalkirche war diese Basis geschaffen und mit Hilfe des weltlichen Armes „gefestigt" worden. Aber sowohl in Deutschland, als auch in Italien fehlte noch ein einheitliches Dogma, und an ein übervölkisches italienisch-deutsches Gesamtdogma war überhaupt noch nicht zu denken. Daher war das Oberhirtentum des Armut-Papstes Nikolaus in eine dogmatische Leere gebaut und mußte unweigerlich wieder in sich zerfallen. Dieser Ausgang wurde gerade durch das Ideal dieses antifranzösischen Sonderpapsttums noch beschleunigt, denn dies Ideal strebte danach, eine möglichst rein geistliche Oberleitung einer möglichst von äußerlich-kirchlichen (autoritären) Bindungen freien Christenwelt zu verwirklichen. Eine Regierung ohne Autorität ist aber ein Widerspruch in sich selbst.

Triumphierend meldet die „Geschichte" die „Unterwerfung Nikolaus' unter dem angeblich siegreichen „Universalpapst" Johann von Avignon. Und mit noch größerer Befriedigung berichtet nun die gefälschte Überlieferung auch von dem Strafgericht Gottes über den „kirchenfeindlichen" König Ludwig, dem unter dem furchtbaren Bannfluche des göttlichen Stellvertreters in Avignon Willenskraft und königliches Ehrgefühl dahingeschwunden seien. Wäre der König auch nicht in Person nach Avignon-Canossa gepilgert, so habe er doch desto mehr in immer erneuten Unterwerfungsanerbieten um das verzeihende Erbarmen des „Universalpapstes" gebettelt. Obwohl wir axiomatisch wissen, daß hier die „Geschichte" lügt, wollen wir doch die Überlieferung über das angebliche Spannungsverhältnis zwischen König Ludwig und Papst Johann (bzw. dessen Nachfolgern) noch etwas eingehender begutachten. Da muß es schon auffallen, daß Ludwig zu keiner Zeit durch unüberwindliche politische Schwierigkeiten — etwa durch Abfall der Reichsfürsten — zu seiner schmählichen Büßerrolle gezwungen worden ist. Im Gegenteil: als den Kurfürsten das jammervolle Gebahren und die klägliche Gnadenbettelei ihres Königs zu arg wurden und sie fürchteten, Ludwig werde sogar vor Schmälerung der Reichsrechte nicht zurückschrecken, um nur vom päpst-

lichen Banne erlöst zu werden, da traten sie zu Rense zusammen, um gegen die Ansprüche des „Universalpapstes“ vor aller Welt festzustellen: ein durch die Kurfürsten rechtmäßig zum römischen König Gewählter bedarf keiner „Approbation“ durch den „apostolischen Stuhl“ in Avignon. Diese kurfürstliche „Feststellung“ ist nun zwar selbst wieder eine Lüge — denn ein deutscher Herrscher war eben kein „römischer“ König und hatte mit dem französischen Nationalpapst offiziell überhaupt nichts zu schaffen —, aber sie enthüllt, daß der Wittelsbacher nicht unter innerpolitischem Druck Bettelbriefe nach Avignon zu schreiben brauchte. Dem ob des Bannes vor Gewissensangst Schlotternden aber war, so berichtet man uns, einfach nicht zu raten und zu helfen, so daß der „Reumütige“ sogar „die größten Vorteile [wie das wertvolle Bündnis mit England] naiv wie ein Kind (!) opferte, um nur die Stimme seines zagenden Herzens zu beruhigen und den Frieden mit der Kirche zu erkaufen“. (9) .

Gewissensbisse und Herzenszerknirschung sollen den stolzen Wittelsbacher zermürbt haben, weil angeblich der Bannfluch aus Avignon so schwer auf seiner Seele lastete. Bei drei avigonesischen Päpsten soll der arme König immer wieder demütig um Lösung des Kirchenbannes gebeten und Unterwerfungsbedingungen angenommen haben, die, wäre an den ganzen Verhandlungen ein wahres Wort, dem deutschen Herrscher als einen charakterlichen Schwächling größten Ausmaßes kennzeichnen würden. Gesandtschaften über Gesandtschaften schickte Ludwig angeblich nach Avignon, denn, so heißt es, „seine Seele sehne sich nach der Gnade Seiner Heiligkeit, wie ein Säugling nach der Mutterbrust.“ (W. 1, S. 341) Und von all den heiligen Vätern wurden die königlichen Boten immer wieder hochmütig abgespeist. Manchmal war man angeblich in Avignon fast soweit, den Bettelnden verzeihend in die Arme zu schließen, aber dann verhinderten unglücklicherweise der König von Frankreich oder von Neapel oder von Böhmen die Aussöhnung, oder aber Ludwig war noch immer nicht „reumütig“ genug. Schließlich soll es, wie schon eingangs des Kapitels erwähnt, soweit gekommen sein, daß die Hofleute an der Kurie spotteten: Ludwig ist vor Verzweiflung verrückt geworden.

Es ist uns der Wortlaut sogenannter Prokuratorien erhal-

ten; das sind Schriftstücke, in denen die Kurie zu Avignon dem König Ludwig die Versöhnungsbedingungen diktierte (!), die dieser dann vermittels Besiegelung anerkennen und annehmen, sowie die gewissenhafte Ausführung des Übernommenen beschwören solle. Und wahrhaftig, so erzählt die „Geschichte", der deutsche Herrscher hat „in der Tat" mehrfach das Diktat der Kurie angenommen: er hat mit Siegel bekräftigt, daß er beispielsweise den Kaisertitel niederlegen, daß er dem Papste Gehorsam (!) versprechen, daß er die vom Papste bezeichneten Ketzer (insbesondere seine gelehrten Bundesgenossen!) ausrotten werde, wenn sie nicht zur „Universalkirche" zurückkehren wollten. Dem Papste Clemens sollen die Gesandten Ludwigs die feierliche königliche Erklärung abgegeben haben, „daß sich ihr Herr mit Leib und Seele, mit Hab und Gut, mit Freiheit und Willen zur Sühne für seine Verbrechen und zur Leistung der entsprechenden Genugtuung dem heiligen Vater auf Gnade und Ungnade ergebe. Dieser Versicherung folgte der Schwur der Gesandten, wodurch sie ihren Herrn verpflichteten, den Anordnungen des Papstes gewissenhaft Folge zu leisten." (W. 1, S. 347)

Noch einmal: wir wissen, daß das hier geschilderte Anklageverhältnis vom ersten päpstlichen „Prozeß" an bis zur letzten angeblichen Unterwerfungserklärung Ludwig des Bayern erlogen ist. Aber nun gewahren wir auch an der gefälschten Quellenüberlieferung selbst das Brandmal der dichterischen Konstruktion. Wir stehen nämlich wieder einmal vor einer psychologischen Bruch- und Verwerfungsstelle; und zwar erscheint das psychologische Rätsel im Zusammenhang mit den Prokuratorien. Wie verhielt es sich doch damit? Der Papst diktierte die Bedingungen, die der König anzunehmen und deren Ausführung er zu beschwören hatte, wenn eine Versöhnung zustande kommen solle. Nun nahm ja „in der Tat" der König die Bedingungen an, beschwor auch die gewissenhafte Befolgung der übernommenen Verpflichtungen: also war damit der Streit aus der Welt geschafft, die Versöhnung verwirklicht! Wer vernünftigerweise so denkt, dem antwortet die „Geschichte" zu seiner nicht geringen Überraschung: fehlgeschossen! Daß Ludwig die Bedingungen annahm, war nur Voraussetzung dafür, daß am päpstlichen Hofe über-

haupt über die Bedingungen (der Versöhnung) verhandelt werde!! Wirklich, lieber Leser, wenn wir der „Geschichte" glauben wollen, so ist es trotz der besiegelten Prokuratorien (also trotz Annahme der gestellten Bedingungen) jedesmal noch zu Verhandlungen (der Kurie mit den königlichen Gesandten) eben über die Unterwerfungsbedingungen gekommen. Ludwig hat von vornherein seinen Gesandten außer den gesiegelten Prokuratorien noch besondere „Instruktionen" mitgegeben, die als die eigentliche Basis für die endgültige Feststellung der Bedingungen dienen sollten! Über diese psychologische Merkwürdigkeit — Annahme der Bedingungen und dennoch anschließende Verhandlungen über die Bedingungen — haben auch die relativistischen Forscher nachgegrübelt. Denn die Prokuratorien sind nicht etwa von den Gesandten stillschweigend zurückbehalten, sondern, wie ausdrücklich betont wird, beim Verhandlungsbeginn dem Papste übergeben worden! (M. II., S. 321 u. 324) Eine Erklärung des Rätsels seitens der Historiker lautet nun so: die Kurie billigte es und rechnete damit, daß die von ihr gestellten und vom König angenommenen(!) Bedingungen in Wirklichkeit (!) nicht bindend seien, sondern nur die vorläufige „Basis" für die durch Verhandlungen zu ermittelnden eigentlichen Bedingungen darstellen sollten. Ludwig seinerseits, so „erklärt" man weiter, setzte eine solche Auslegung (seiner Annahme der Bedingungen durch Besiegelung der Prokuratorien) beim Papste hellseherisch voraus; er fand also gar nichts dabei, die Bedingungen in den Prokuratorien restlos anzunehmen, da er ja „ahnte", daß trotz alledem verhandelt werde! Über diese „bestimmte Ahnung" König Ludwigs, wie die Kurie seine Annahme der Bedingungen werten werde, wollen wir nicht länger sinnieren, denn es ist klar, daß die vorstehende Erklärung einem Zirkelschluß ihre Geburt verdankt. Weil nach der gefälschten Überlieferung trotz Annahme der Bedingungen noch über die Bedingungen verhandelt worden ist: so folgt eben aus dieser angeblichen „Tatsache" die „Erklärung", daß nun auch tatsächlich von vornherein alle Beteiligten solche nachfolgenden Verhandlungen vorausgesetzt hätten! Diese Erklärung löst nicht das psychologische Rätsel der „ahnungsvollen" Beteiligten, sondern umschreibt nur den „Tat-

bestand", wie ihn die Geschichtsfälscher konstruiert haben. Die wirkliche Erklärung, die nicht relativistisch im Rahmen der papiernen Überlieferung kreisen darf, sucht ihre Basis in der lebendigen Erfahrung. Ihre Grunderwägung hat immer zu lauten: ist das geschilderte Verhalten psychologisch möglich? Nun wenn wir sowohl beim König (und seinen Ratgebern), als auch bei den avignonesischen Päpsten eine ganz eigenartige Psychologie voraussetzen müßten, könnten wir die Möglichkeit des Berichteten gelten lassen. Es zwingt uns aber nichts zu einer solchen Voraussetzung, nicht einmal die papierne Überlieferung selbst. Unser axiomatisches Wissen läßt uns denn auch an der Unmöglichkeit des geschilderten sonderbaren Seelenlebens nicht länger zweifeln. Die Berufung auf die Erfahrung belehrt uns, daß ein seelisches Verhalten, wie es geschildert wird, bei den in Frage stehenden Personen höchst unwahrscheinlich ist, da man nicht annehmen darf, alle diese Menschen seien geistig abnorm veranlagt gewesen. Diese Wahrscheinlichkeit wird dann durch axiomatische Folgerung aus unsern bisherigen Generalergebnissen zur vollen Gewißheit gesteigert. Die angeblichen Unterwerfungsverhandlungen Ludwigs des Bayern sind von Anfang bis zu Ende von den Vätern der Geschichtsfälschungsaktion erdichtet.

IV.

# Der Gegenstoß des französischen Nationalpapsttums.

Ludwig der Bayer sah seine Lebensaufgabe darin, als Führer einer machtvollen „antiweltlichen" Gegenbewegung den weltlich-politischen und universell-dogmatischen Bestrebungen der französischen Nationalkirche in Deutschland und Italien Halt zu gebieten. In der Tat vermochte diese Gegenaktion den Gallikanismus für einige Jahrzehnte von Deutschland fernzuhalten und in Italien beträchtlich zurückzudrängen. Aber ein Dauererfolg blieb aus. Das „ideale" italienisch-deutsche Sonderpapsttum brach sogar überraschend schnell zusammen; und dies Fiasko mußte auch auf manche Anhänger Ludwigs einen ungünstigen Eindruck machen. Es ist daher nicht verwunderlich, daß noch zu Lebzeiten Ludwigs des Bayern die Nationalkirche Frankreichs an vielen Orten verlorenes Einflußgebiet zurückgewinnen konnte. Von neuem trat das französische Papsttum in der Rolle des siegreichen Angreifers auf, und seine ersten harten Schläge galten dem erbittertsten Gegner, dem deutschen König. Diese Wendung der Dinge muß nunmehr behandelt werden.

Die Kurie in Avignon war sich darüber klar, daß die Stoßkraft der Gegenaktion am wirksamsten in ihrem politischen Machtzentrum — im deutschen Königstum — lahmgelegt werden könne. Wenn es dem französischen Papsttum gelang, deutsche Kurfürsten dafür zu gewinnen, einen geeigneten Gegenkönig aufzustellen, dann durfte man für erneute Fortschritte des Gallikanismus in Deutschland und Italien das Beste erhoffen. Wie gesagt, die Aussicht auf Verwirklichung des Planes hing in erster Linie von dem Vorhandensein eines im Sinne

der französischen Nationalkirche geeigneten Thronkandidaten ab. Und ein solcher Kandidat stand schon bereit! Der Bewerber um die deutsche Krone war selbstverständlich, möchte man sagen — ein Mitglied des luxemburgischen Herrscherhauses, der bekannten Dynastie, in welcher Franzosenfreundlichkeit notorisch war. Markgraf Karl von Mähren hieß der nun auf den politischen Kampfplatz tretende Gegenspieler Ludwig des Bayern. Er war der Sohn König Johanns von Böhmen, also ein Enkel des vormaligen „römischen Kaisers" Heinrich (VII.)

Die Erziehung des jungen böhmischen Prinzen erfolgte von vornherein ganz im Banne der Gedankenwelt der französischen Nationalkirche. Der spätere deutsche König Karl (der angebliche „römische Kaiser" Karl IV.) durfte sich sogar rühmen, einen Mann, der später französischer Nationalpapst wurde — Peter Roger, der nachmalige Papst Clemens (VI.) — zum Freund und Lehrer gehabt zu haben! König Johann von Böhmen hatte nämlich seinen Sohn in dessen siebten Lebensjahre nach Paris geschickt, um ihn dort erziehen zu lassen. Gleich nach seiner Ankunft wurde der siebenjährige Karl mit einer französischen Prinzessin vermählt. Es braucht nicht betont zu werden, wie tiefgehend und nachwirkend die Erlebnisse des Pariser Aufenthaltes sowohl in weltlich-politischer als auch besonders in kirchlich-religiöser Hinsicht auf den empfänglichen jungen Geist des Böhmenprinzen gewesen sein müssen. Hier in Paris, inmitten der theologischen Magister der Universität, mußten dem Knaben Herz und Geist von den Ideen der französischen Nationalkirche förmlich überflutet werden. Ein hoher Geistlicher, der schon erwähnte Peter Roger, war gern bereit, den jungen Prinzen gründlich mit den Anschauungen und Dogmen der Kirche Frankreichs bekannt zu machen. Von den „idealchristlichen" und staatsrechtlichen Theorien eines Occam, eines Marsilius und des deutschen Königs Ludwig wird der Schüler natürlich nur erfahren haben, daß sie unbedingt falsch und verwerflich seien. Bezeichnend ist die Nachricht, daß Karl auch die niederen Weihen erhalten habe, also ein „halber" Priester (der französischen Nationalkirche) geworden sei.

Frühzeitig konnte sich der Böhmenprinz auch durch Anschauung an Ort und Stelle mit den politischen und kirchlichen Verhältnissen

Italiens vertraut machen. Er erlangte die Möglichkeit hierzu durch das „italienische Abenteuer“ seines Vaters, des Königs von Böhmen. Kaum war nämlich Ludwig der Bayer von seiner „Romfahrt“ nach Deutschland zurückgekehrt, da boten, wie die „Geschichte“ meldet, Gesandte der „Guelfen“ aus Brescia dem in Trient weilenden Johann von Böhmen die Signorie (Herrschaft) über ihre Stadt an! Warum? Um mit Hilfe Johanns ihre Stadt gegen den „ghibellinischen“ Tyrannen von Verona zu verteidigen. Folgte Johann dem Rufe, so griff er sowohl in „kaiserliche“ als auch in „universalkirchliche“ Rechte ein. Trotz allem nahm aber Johann das Anerbieten der Gesandten an; und die Frage erhebt sich: kam der Böhmenkönig im geheimen Auftrage Ludwigs oder des französischen Papsttums. Ein „zeitgenössischer“ Chronist meldet nun, Johann sei mit Einwilligung Ludwigs nach Italien gegangen. (10) Aus anderen Quellen erfahren wir aber, daß der Böhme nicht im Auftrage und mit Wissen Ludwigs in die italienischen Verhältnisse eingegriffen habe. (A., S. 261) Stand also das französische Papsttum als geheimer Auftraggeber hinter Johann? „Nun wurde eben dieses, daß nämlich der König unter Billigung, ja wohl gar im Auftrage des Papstes in Italien erschienen sei, gleich anfangs von ihm selbst (!) behauptet.“ (A., S. 280). Und wie äußerte sich hierzu der „Universalpapst“? Er stellte es zwar (öffentlich) in Abrede, den Böhmen zu dem Unternehmen „beauftragt“ zu haben, erklärte aber bezeichnenderweise in mehreren Schreiben nicht, „daß er etwas gegen dieselbe [Johanns Unternehmung] tun wolle, ja nicht einmal ausdrücklich, daß er sie mißbillige.“ (A., S. 284) Und siehe, im Verlaufe der Aktion ergab es sich, daß Johann mit dem päpstlichen Legaten in Italien eine Unterredung unter vier Augen hatte, deren Ergebnis die Verkündigung des „herzlichen Einvernehmens“, also eines Bündnisses war! (A. S. 321). Wir können uns mit diesem italienischen Abenteuer nicht näher befassen. Es ist einfach wunderbar, wie die Städte Oberitaliens sich angeblich förmlich darum rissen, den Böhmenkönig als Herrn anzuerkennen, und zwar ghibellinische Kommunen ebenso eifrig wie guelfische. Genau wie sein Vater Heinrich (VII.) erschien Johann als Friedensstifter: vertriebene Ghibellinen mußten auf Geheiß des Böhmen

von den Gegnern wieder aufgenommen werden! Ja, Johann erließ sogar angeblich ein Verbot, sich fürderhin Guelfe oder Ghibelline zu nennen! (A., S. 265). Ungemein interessant ist das Ende des Abenteuers. Die Stimmung schlug wieder einmal um: gegen den Böhmenkönig. Wie die „Geschichte" weiß, bildete sich sogar ein guelfo-ghibellinischer Bund wider den vor kurzem so freudig aufgenommenen König Johann! Doch die Liga wollte nicht nur den Böhmen, sondern auch den Legaten des „Universalpapstes" aus dem Lande jagen. „Seltsam ist der Eingang [des Bundesvertrages], wonach ein Bund, der doch auch gegen den Stellvertreter des Papstes sich richtete, dennoch zu Ehren der Kirche und des Papstes gestiftet sein wollte. Zur Ehre des Papstes sollte sein Statthalter bekämpft werden." (A., S. 412) Das heißt: es ist Johann nicht geglückt, für das französische Papsttum in Italien große Liebe zu erwecken; bestimmte Kreise von bisher kirchlichen Gegnern fanden sich dagegen zur Abwehr der avignonesischen Einflüsse zusammen.

Wie erwähnt, nahm am italienischen Abenteuer seines Vaters auch der damals fünfzehnjährige Prinz Karl teil, zeitweise mußte er sogar den Vater vertreten. Der Jüngling konnte nicht nur die Kunst der Kriegsführung und des politischen Unterhandelns erproben, sondern sah sich auch mitten in den kirchlich-dogmatischen Kampfplatz gestellt. Zur Pariser Theorien kam die italienische Praxis hinzu.

Nunmehr ist es Zeit, wieder der Rolle zu gedenken, die Karl von Mähren als königlicher Gegenspieler Ludwig des Bayern spielen sollte. Mögen vorerst die Quellen plaudern.

Da erinnern wir uns, daß es angeblich dem Bayern bei drei „Universalpäpsten" — Johann, Benedikt und Clemens — trotz seiner demütigen Bettelei nicht gelungen war, die Absolution und die Approbation zum „römischen König" zu erlangen. Papst Clemens — es ist das Peter Roger, der Erzieher Karls von Mähren — erneuerte natürlich den „Prozeß" gegen Ludwig, denn er wußte, was er wollte. Als sich der „gebannte" deutsche König nicht zur Verantwortung in Avignon einfand, erfolgte von dort seine feierliche Verfluchung! Und den deutschen Kurfürsten wurde von Clemens befohlen, so berichtete die „Geschichte", sofort zu einer neuen Königswahl zu schreiten, widrigen-

falls der „Universalpapst", dem ja „Recht und Gewalt der Wahl" zustehe, von sich aus Abhilfe treffen werde. Erzbischof Balduin von Trier hatte schon vorher von Avignon den Auftrag erhalten, einen geeigneten Kandidaten für die Neuwahl ausfindig zu machen; und Balduin brauchte gar nicht lange zu suchen. Sein Neffe, eben Karl von Mähren, begab sich denn auch schleunigst über Trier nach Avignon, um vom Papst Clemens die Bedingungen zu erfahren, unter denen er deutscher König werden könnte. Clemens stellte keine harmlosen Bedingungen, die aber bereitwilligst angenommen wurden. Hierauf sandte der Papst Schreiben an die Kurfürsten von Köln, Trier und Sachsen, in denen er ihnen die Wahl Karls zur Pflicht machte! „Am festgesetzten Tage fanden sich fünf Kurfürsten in Rense ein, von denen der eine der Vater, der andere der Großoheim des Kandidaten, der dritte [Mainz] ein Kurfürst ohne Land, die anderen, Köln und Sachsen, um hohe Summen bestochen waren." (11) Gewählt wurde selbstverständlich der präsentierte Karl von Mähren. Wie geheimnisvoll es bei diesen Wahlvorgängen hergegangen sein muß, deutet die merkwürdige Äußerung eines „Zeitgenossen" an: „. . . daß nicht leicht herauszubringen sei, wie, wo, wann und von wem Karl gewählt worden." (12)

In dieser tendenziösen Darstellung den historischen Kern freizulegen, wird dem aufmerksamen Leser jetzt nicht mehr schwerfallen. Erlogen ist alles, was sich auf angeblich „rechtliche Befugnisse des Universalpapstes" gegenüber dem deutschen König und den Erzbischöfen und Kurfürsten bezieht. Konnte sich demnach der französische Papst auch nicht auf Tradition und Rechtstitel stützen, um öffentlich in die deutschen (und italienischen) Verhältnisse einzugreifen, so stand doch nach wie vor nichts im Wege, auf geheimen Bahnen, beispielsweise durch Geldzuwendungen, bestimmend auf die Entschlüsse einflußreicher Persönlichkeiten in Deutschland (und Italien) einzuwirken. Das ist denn auch gründlich geschehen. Den Wünschen des französischen Papsttums kam auch der sich ankündende Umschwung der Stimmung in Deutschland entgegen, die sich in dem Wiedererstarken der weltlich-kirchlichen Bestrebungen äußerte.

In Avignon (und später als König) soll Karl dem Papste Eide ge-

schworen haben. Nun kann an der Tatsache beschworener Verpflichtungen Karls auch kein Zweifel bestehen, desto mehr aber an den Einzelheiten des angeblichen Inhaltes der überlieferten Eide. Wieder ist alles das als erdichtet auszusondern, was Karl als „römischer" König dem „Universalpapst" geschworen haben soll, beispielsweise das Nachsuchen der Approbation. Ganz selbstverständlich dagegen ist es, daß der Böhme seinem päpstlichen Freund und Wohltäter eidlich das Versprechen gab, Stellung und Macht als deutscher König soweit als möglich auch im Sinne der französischen Kirche zu verwenden. Soweit das möglich war! Man muß sich darüber klar sein, daß Karl nicht daran denken konnte, sofort und unter allen Umständen den deutschen Regionalkirchen das französische Dogma aufzunötigen, Deutschland in religiös-kirchlicher Hinsicht zu gallikanisieren. War doch gerade eben von Ludwig dem Bayer und seinen theologischen Bundesgenossen jede autoritäre Kirchlichkeit und „weltliche" Hierarchie im Prinzip bekämpft worden. Karls übernommene Verpflichtungen konnten bei dieser Lage nur lauten: als König vorerst in Deutschland das bestehende autoritäre Kirchen-Christentum als solches wieder zu begünstigen und zu festigen, dagegen alle deutschen Kirchen- und Priesterfeinde — also die „freien" Christen und die Gottgläubigen — mit allen Mitteln zu bekämpfen und als „Ketzer" auszurotten.

Aber noch lebte König Ludwig der Bayer, und noch hatte dieser überall Anhänger. Von seinen gelehrten Bundesgenossen waren zwar inzwischen Marsilius und Cesena gestorben; doch lebte Occam noch, und er lehnte sogleich den Gegenspieler Ludwigs des Bayern, den „Pfaffenkönig" Karl scharf ab. Die Bürger der Krönungsstadt Aachen, wie übrigens die aller freien und Reichsstädte, wollten ebenfalls nichts von dem Pfaffenkönig wissen und hielten vor ihm die Tore verschlossen. Karl hielt es daher vorderhand fürs beste, im Auslande (nämlich in Frankreich und Italien) die Weiterentwicklung der deutschen Dinge abzuwarten.

Da starb plötzlich auf einem Jagdausflug Ludwig der Bayer. Nach diesem „Glücksfall" rückte Karl alsbald mit einem in Böhmen gesammelten Heere in Deutschland ein, und nun wurde ein Umschwung der Stimmung offenbar. Es zeigte sich, daß nach dem Verlust ihres

Oberhauptes viele bisherige Gegner bereit waren, auf Karls Seite zu treten und ihn als König anzuerkennen. Der Zögling Peter Rogers konnte nun den Beweis führen, daß er zu Paris und Avignon in Sachen der Diplomatie etwas Tüchtiges gelernt hatte. Wirklich, der Pfaffenkönig hatte sich eine der Hauptlehren des französischen Nationalpapsttums fest eingeprägt: Gewinne Dir Freunde mit dem Mammon! Nach diesem Grundsatze handelnd, hat Karl in der Tat Deutschland mehr erkauft als erobert. Man braucht bei Werunsky nur die Seiten 93, 95, 98, 112, 144, 159, 170, 174, 187, 231 aufzuschlagen, um gewahr zu werden, in welchem Ausmaße der König die goldene „Handsalbe" nach allen Seiten hin ausgeteilt hat. (W., II.) Auch bei zwei von den Gegenkönigen Karls, die nach Ludwigs Tode von der bayrischen Partei nacheinander aufgestellt wurden, spielte im Endkampf das Geld eine gewichtige Rolle: sie ließen sich ihre Abdankung von Karl mit bedeutenden Summen bezahlen.

Alles Andere eher versuchen als das Eisen, war Karls diplomatisches Prinzip. Wie er die Affäre des falschen Waldemar, (die natürlich auch sattsam überfälscht ist), für seine Zwecke auszubeuten wußte, kann man in den Geschichtsbüchern nachlesen. Auf Seiten der bayrischen Partei stand nun anfangs auch der einflußreiche Pfalzgraf Rudolf. Durch einen klugen Schachzug gelang es Karl, sich den Pfalzgrafen zum Freunde zu machen und dadurch die wittelsbacher Kurfürstenpartei zu sprengen: der inzwischen Witwer gewordene König heiratete des Pfalzgrafen einzige Tochter Anna!

Was bei den deutschen Fürsten und Städten etwa die Handsalbe des Goldes nicht vermochte, bewirkte in vielen Fällen das königliche Pergament. Freigebig streute König Karl überallhin seine Privilegien aus. Daß man dergestalt „auf kaltem Wege" auch vortrefflich für die weltliche Stärkung des Priestertums sorgen konnte, liegt auf der Hand. Beispielsweise war es sehr bedeutungsvoll, einem Geistlichen die weltliche Gerichtsbarkeit zu übertragen. Wie steht es nun aber mit der Echtheit der Urkunden Karls (IV.)? Für die Beurteilung, wie weit die Geschichte des Pfaffenkönigs verfälscht wurde, ist die Beantwortung dieser Frage maßgebend. Sie lautet: auch alle Urkunden dieses Herrschers sind durch die Umprägefilialen

der großen Fälschungsaktion gegangen. Wir stoßen nämlich beim Urkundenschatz Karls auf die uns so wohlbekannten Fälschungsbrandmale. 1. Manchmal stimmen die Daten einer Urkunde nicht mit den betreffenden Angaben eines Schriftstellers überein. 2. Oft stimmen die großen Entfernungen von Ausstellungsorten nicht zu der Kürze der Zeit, d. h., die Entfernungen sind auffallend groß, teilweise unmöglich. 3. Nicht selten ergeben sich Fälle, „wo der König nicht gerade am angegebenen Tage, wohl aber kurz vorher oder nachher am bezeichneten Ort gewesen ist." (13) 4. Fälle, „wo der Kaiser weder am angegebenen Tage noch kurz vorher oder kurz nachher am bezeichneten Orte sich aufgehalten hat. (H., S. 51.) Ganz sonderbar ist die Urkunde Nr. 1552, angeblich vom 4. Mai 1353, „wo Karl dem Rat von Straßburg seine in Ofen vollzogene Vermählung ... anzeigt, die nach allen Nachrichten im drauffolgenden Juni gefeiert wurde". (H., S. 51.) 5. Widersprüche zwischen „Originalurkunde" und Eintragung im Register (NA. Bd. 43, S. 585/586.) Das sind eklatante Anzeichen der erfolgten Verfälschung, wie sie im Buche: „Die Fälschung der deutschen Geschichte" (und in „Neue Beweise...") ausführlich besprochen wurden. Vielsagend klingt das Resultat einer Untersuchung Gutjahrs: „Aus der Anzahl von 1400 Urkunden in deutscher Sprache aus der kaiserlichen Kanzlei . . . fand ich im ganzen nur 55 Urkunden, welche dem von der kaiserlichen Kanzlei selbst vorgeschriebenen (!) und angewandten Brauche entsprechen." (14)

V.

# Gewaltiges Erstarken des „weltlichen" Priestertums unter dem Pfaffenkönig.

Alles politische Geschehen des 14. Jahrhunderts wurde durch das Dasein und Wirken des Priestertums seiner gottgewollten Bestimmung — rassenmäßige Erhaltung und Wachstumsförderung des Volkes — entfremdet und offen oder verkappt zur Dienstleistung für übervölkische und überirdische Ideale gezwungen. Zur Kenntnis der letzten Motive aller bedeutsamen politischen Handlungen jener Jahrzehnte wird man nur dann gelangen, wenn man sich an jedem wichtigen Punkte die Frage vorlegt: welches kirchlich-priesterliche Interesse steckt dahinter? Das gilt auch von der merkwürdigen, epidemisch umgehenden Erscheinung der sogenannten „Landfrieden", lokal und zeitlich begrenzten „Bündnisse", von denen die Geschichte der Zeit förmlich wimmelt.

Es fällt mir nun nicht etwa ein, zu leugnen, daß bei der massenhaften Errichtung solcher „Landfrieden" auch weltlich-politische Ziele im Spiele gewesen seien. Das rein Politische mag bei der Durchführung solcher regionalen Bündnisse sogar äußerlich im Vordergrunde gestanden und gewirkt haben. Aber seitens der „Regionalkirchen" wäre es eine unbegreifliche Außerachtlassung gerade des Mittels gewesen, das für die Verwirklichung und Festigung ihrer dogmatisch-hierarchischen Bestrebungen weitaus am geeignetsten war, wenn sie solche politischen Regional-Bündnisse nicht zum Heil der „Kirche" ausgebeutet hätten. Sehen wir uns die Vertragspartner solcher Bündnisse an, so gewahren wir fast immer einen oder mehrere „Bischöfe" als Mitglieder derselben. Bedenken wir weiter, daß die durch die Hierarchie

der verschiedenen Teilkirchen eingeleitete dogmatisch-kirchliche „Unterwerfung“ des Volkes unweigerlich zu Zwistigkeiten und Spaltungen, zu Angriffs- und Abwehrmaßnahmen führen mußte, so wird das Hervorschießen von lokalen „Bünden“ und Zusammenschlüssen Gleichgesinnter auch aus kirchlichen Gründen verständlich. Solche regionalen Bünde konnten sowohl von den angreifenden Kirchen, als auch von den Angegriffenen (Gottgläubigen und „freien“ Christen) geschlossen werden, sie konnten öffentlich oder geheim sein. Sicher ist auch, daß einige dieser Bünde wirkliche „Landfrieden“, d. h., Waffenstillstandsverträge streitender Parteien darstellten. Wenn nun König Karl solche Landfrieden — im wörtlichen Sinne genommen — begünstigte, ja einigen selbst beitrat, so verriet er keineswegs die Sache der „Kirche“: in einem Waffenstillstandsgebiet konnte der erreichte Einfluß der Priesterschaft auch durch legale (gesetzgeberische) Maßnahmen des Königs ungemein gefestigt werden.

Durch eine Aufzeichnung, welche 1386 die Stadt Ulm an die befreundete Stadt Speyer gesandt haben soll, werden wir auf eine merkwürdige Wesensverbindung aufmerksam gemacht: „Etliche Fürsten hätten einen Landfrieden, der Faim genannt, aufgebracht, der sich von Tag zu Tag mehre. ... Man hat heimlich Faimgerichte eingesetzt ...“ (15) Der Vemeforscher Lindner bemerkt hierzu: „Der Berichterstatter wirft in seinem Schreck und Argwohn Richtiges und Unrichtiges durcheinander. Da man in Norddeutschland den Landfrieden auch Veme zu nennen pflegte (!), vermischt seine erregte Einbildungskraft diesen mit den Freigerichten.“ (L., S. 459/60.) Lindner hat ganz verkannt, worin das Problem hier eigentlich liegt, nämlich in der sonderbaren Tatsache, daß und warum man (in Norddeutschland) den Landfrieden auch Veme zu nennen pflegte! Dinge, Erscheinungen, die in ihrem Wesen gar nichts miteinander gemein haben, „pflegt“ man auch begrifflich und namentlich nicht zu vermengen. Die Veme ist denn auch in Wahrheit nichts anderes als ein geheimer Landfriedensbund. Es ist der Pfaffenkönig Karl, der 1349 „die früheste Andeutung eines wirklichen Geheimnisses bei Gericht und Schöffen gibt“. (L., S. 481.) Die Überlieferung deutet noch mehr an: Karl hat sich als kluger Politiker auch um die Be-

setzung der Freistühle der Veme bekümmert. In einem Diplom von 1349 ermächtigt er einen Geistlichen, die Freigrafen des geheimen Gerichts zu bestimmen. (16) Es ist hier nicht der Ort, eine gründliche kritische Erörterung der interessanten Probleme des „heimlichen Gerichts" vorzunehmen, zumal die Veme ihre eigentliche Bedeutung erst mit dem Ende des 14. Jahrhunderts (nach vollzogener Gründung der römischen Universalkirche!) gewinnt. Thudichum hat erkannt, daß die Vemgerichte gleichsam weltliche Ketzergerichte seien; sie sind es tatsächlich auch gewesen. Auch wenn darüber nichts in den (verfälschten!) Quellen über die Veme steht! Aber die Quellen verraten schon so genug. „Unterm 25. November 1371 erteilte Karl dem Erzbischof von Köln, den Bischöfen von Münster, Paderborn und Osnabrück, sowie dem Grafen von der Mark, ein geheimgehaltenes Privilegium, „Landfriedensrecht" genannt, welches sie ermächtigte, durch die von ihnen abhängigen „heiligen" Femgerichte ... jeden Gegner ohne Gehör aufhängen zu lassen." (17) Landfrieden pflegte man eben, wenn sie geheim waren, auch „Faim" zu nennen.

König Karl wußte für seinen Zweck — Stärkung der Priestergewalt und Ausrottung der freien Christen und Gottgläubigen als „Ketzer" — neben goldenen „Handsalben" und Privilegien auch offene und geheime Bünde wohl zu verwenden. Natürlich wurden Gegenbünde der „Ketzer", soweit das in Karls Macht stand, aufgelöst. Nord- und Mitteldeutschland mußte dem König aus einem bestimmten Grunde ganz besonders ein Dorn im Auge sein. In diesen Gebieten lebten immer noch große Massen von Gottgläubigen und freien Christen! Die Überlieferung läßt Karl im Interesse der Geistlichkeit Niedersachsens (!) eine Verfügung richten „gegen die Übergriffe der Laien und namentlich der Stadtobrigkeiten, welche durch willkürliche Gesetze (!) die Rechte der Kirche beschränkten, den Erwerb von weltlichem Besitz (!) verhinderten, Exkommunikationen nicht beachteten, geistliches Gut an sich rissen und besteuerten, die kirchlichen Zufluchtsstätten verletzten." (18)

Natürlich schickt die „Geschichte" König Karl auch auf die „Romfahrt", um ihn von dort die „römische Kaiserkrone" holen zu lassen. Was es mit dem damaligen Rom und mit der angeblichen

„römischen" Kaiserkrönung deutscher Könige vor dem 15. Jahrhundert auf sich hat, weiß der Leser nun schon zur Genüge. Sehr vorsichtig und klug ist es daher, daß auch die meisten „Zeitgenossen" von der angeblichen Romfahrt Karls gar nichts berichten. Das Werk des einzigen berichtenden „Augenzeugen" jener erdichteten römischen Krönungsereignisse ist — selbstverständlich! — im „Original" verschollen. Es existiert zwar eine Abschrift aus dem 15. Jahrhundert — also aus der Zeit der Fälschungsaktion! — aber „die Qualität des Textes ist nicht erfreulich. Der Schreiber hat stellenweise seine Vorlage überhaupt nicht verstanden". An vielen Stellen steht ein „geradezu sinnloser Text". (N. A. Bd. 38, S. 240.)

Mit einer gesetzgeberischen Großtat König Karls müssen wir uns etwas ausführlicher beschäftigen. Es handelt sich um das berühmte Königswahlgesetz von Nürnberg-Metz aus dem Jahre 1356, genannt die Goldene Bulle. Eigentlich geschah damals etwas Ungeheuerliches, etwas bis dahin angeblich Unerhörtes und Niedagewesenes. Zum ersten Male erscheint nämlich in der (gefälschten) deutschen Geschichte ein geschriebenes Reichsverfassungsgesetz! Wer wüßte nicht aus der „Geschichte", daß die deutschen Könige und Fürsten des Mittelalters — so ganz im Gegensatz zu den klugen „Universalpäpsten"! — auf Geschriebenes gar keinen Wert legten! Angeblich scheuten alle mittelalterlichen Herrscher Geschriebenes wie Teufelswerk. Es war schon von den deutschen Königen viel verlangt, daß sie Urkunden für andere ausstellen sollten. Am liebsten hätten sie überhaupt keinen Schreiberling für solche unnütze Zeitverplemperei um sich geduldet. Wenn schon geschrieben werden muß, dann aber nur das Allernotwendigste! Register und Archive sollen wir deutschen Könige anlegen lassen? Wir Könige denken gar nicht an solchen Unsinn! Mögen sich die dummen Päpste mit solchen unnützen Dingen plagen — wir nicht. Also sprachen alle deutschen Könige des Mittelalters — vorausgesetzt natürlich, daß man treuherzig der „Geschichte" aufs Wort glauben will. Und so geschah es denn, daß bis auf die Zeit König Karls noch immer kein geschriebenes Reichsgesetz über die deutsche Königswahl existierte.

Der Pfaffenkönig hat in Nürnberg und Metz kein von Grund auf neues Wahlgesetz erlassen, belehrt uns die Überlieferung. So fand er angeblich bezüglich der namentlich festgelegten sieben Kurfürsten bereits eine feste Tradition vor. Es mußten nur noch gewisse Unsicherheiten, wie sich solche unter anderem infolge der üblichen Erbteilungen bei den weltlichen Kurstimmen herausgestellt hatten, aus der Welt geschafft werden. Uns interessiert vor allem die Frage: ist die Überlieferung der Goldenen Bulle, so wie sie in den erhaltenen Exemplaren vorliegt, echt oder gefälscht? Zuerst eine Vorfrage: kann die Überlieferung des Gesetzwerkes überhaupt echt sein? Da ja das Gesetz im Jahre 1356 erlassen sein soll, so ist es vor der Epoche der großen Fälschungsaktion entstanden. Das besagt aber, daß die Goldene Bulle unbedingt durch die Hände der Väter der bald nachher einsetzenden Fälschungskampagne gegangen sein muß. Sollte nun ausgerechnet im vorliegenden Falle die ursprüngliche Überlieferung unangetastet geblieben sein? Darf man demnach von vornherein mit höchster Wahrscheinlichkeit vermuten, daß die vorliegenden Exemplare der Goldenen Bulle Fälschungsfabrikate sind, so wird diese Vermutung zur Gewißheit, wenn eben gewisse Eigentümlichkeiten nur aus der Annahme der Verfälschung erklärt werden können.

Von der Goldenen Bulle sind als die ältesten Ausfertigungen folgende Exemplare erhalten: B (das sogenannte böhmische, aus der Reichskanzlei) und vier kurfürstliche, nämlich T (Trier), C (Köln), M (Mainz), P (Pfalz). Dazu kommen noch zwei weitere Exemplare, nämlich F (Frankfurt) und N (Nürnberg), die aber aus etwas späterer Zeit stammen und Abschriften von B darstellen sollen.

Betrachten wir erst einmal die einzelnen Exemplare für sich, so fällt im einzelnen folgendes auf: „T und C haben zahlreiche Rasuren"; sie sind also nachträglich systematisch durchkorrigiert worden, was ja bei Schriftstücken in der Ordnung ist. Aber in C sind sonderbarerweise „gerade die konsequent (!) durchgehenden Fehler stehengeblieben, wie auch manche schwer zu korrigierenden groben Mißverständnisse". (19) Der Korrektor von C verfuhr also nach dem Grundsatz: die kleinen Diebe hängen, die großen laufen lassen! Da-

bei sind die Abweichungen des Textes in C manchmal direkt „sinnlos". (20) Und wie stehts mit den anderen Exemplaren? P ist „durch die Willkür (!) des Abschreibers ... vielfach entstellt". (Ha. S. 452.) In M ist nicht selten ein Wort ausgelassen (!); also auch der Schreiber von M hat flüchtig gearbeitet. „Wenn hier unzweifelhaft Flüchtigkeit die Schuld trägt, so fällt es doch sehr auf, daß an zahlreichen anderen (!) Stellen M und T gemeinsam die gleichen Lücken (!) zeigen." (MJÖG. S. 103.) Wie der Leser bereits jetzt sieht, ist ein Hauptcharakteristikum aller kurfürstlichen Ausfertigungen die Fehlerhaftigkeit, und zwar eine Fehlerhaftigkeit, die merkwürdige Verbindungsfäden von einem Exemplar zum anderen zieht. Vom Schreiber von C hören wir noch, daß er „einen nur durch Flüchtigkeit vielfach, aber nie sinnentstellend (!) veränderten Text schrieb". (Ha. S. 451.) Hier halten wir nun unwillkürlich ein; denn was haben wir da soeben gelesen? Veränderung des Textes durch Flüchtigkeit, die aber sinnvoll ist!! Welch wunderliche Psychologie des Schreibers von C! Dem Leser meiner Schriften ist solche Paradox-Psychologie allerdings nichts neues mehr: er weiß auch, was dahinter steckt. (Die Väter der Fälschungsaktion nämlich!) Und nun das am sorgfältigsten angefertigte Exemplar, das böhmische (B). Auch dies ist nicht ganz fehlerfrei. Wir hören da: „Zwei der kurfürstlichen Exemplare ... M und P ... stehen B näher, mit dem sie namentlich einige auffallende Fehler (!) gemein haben, welche die beiden anderen kurfürstlichen Exemplare ... C und T ... vermeiden." (21)

Vergebens haben die Forscher über die Rätselfrage gegrübelt: wie sah denn nun die Urschrift der Goldenen Bulle aus, von der doch alle erhaltenen Exemplare Abschriften sein müssen? Oder ist vielleicht B das Original? Nein! Obwohl beispielsweise M und P mit gewissen Texteigentümlichkeiten dem böhmischen Exemplar B sehr nahe stehen, können beide doch nicht aus diesem B abgeleitet sein. Das heißt, B kann nicht die unmittelbare Vorlage für die Kopien M und P gewesen sein, „da sie im einzelnen doch zu oft von diesem Text abweichen". (Z., S 176.) Die textliche Verwandtschaft der erhaltenen Exemplare — die doch alle letzten Endes von der Urschrift abstammen, also im Wortlaut bei sorgfältiger Abschrift sich

gleichen müssen! — ist eine ganz verzwickte. Nach Zeumer stehen bezüglich der Abweichungen im Text M und P zusammen gegen C und T. Lindner findet nun aber, daß keineswegs M und P, sondern M und T näher verwandt sind. Dieser Forscher hat noch weiter über die textliche Verwandtschaft aller Handschriften der Goldenen Bulle Beobachtungen angestellt und erklärt: „Auffallenderweise hält aber auch C in einzelnen Stellen zu M und T gegen P und B. Endlich machen auch M, T, P, C zusammen gegen B Front.“ (MJÖG., S. 104.) Nicht gerade kurz und bündig ausgedrückt heißt das: „... daß nicht nur keins der überlieferten ... Exemplare als das eigentliche Original der Goldenen Bulle gelten kann, sondern auch, daß weder zu Nürnberg noch zu Metz irgendein Text vorhanden war, der auch nur in dem Sinne die Bedeutung eines Originals gehabt hätte, daß er offiziell als der alleinmaßgebende angesehen und als solcher in der kaiserlichen Kanzlei bei Abschriften ... zugrunde gelegt wäre. Mindestens zwei verschiedene (!) Texte wurden zur Herstellung des sogen. Böhmischen, der vier kurfürstlichen Exemplare ... verwendet.“ (Z., S. 178.)

Eine sehr rätselhafte Sache: eine Urschrift der Goldenen Bulle gab es eigentlich gar nicht, oder besser gesagt, nicht nur eine maßgebende „Original“-Schrift war vorhanden! Sondern mindestens zwei Niederschriften des Königswahlgesetzes lagen angeblich in der kaiserlichen Kanzlei als Unterlagen für die Abschriften vor; mindestens zwei verschiedene Urschriften also! Es hilft uns kein Sträuben, denn die Untersuchung der textlichen Verwandtschaftsverhältnisse führt zwangsläufig zu diesem Überraschungsschluß. (Immer treuherzig vorausgesetzt natürlich, die Exemplare der Goldenen Bulle, so wie sie vorliegen, seien echte, unangetastete Schriftstücke!) Einen offiziellen einheitlichen Text des wichtigen Gesetzes herzustellen, darauf legte angeblich keiner der Beteiligten Wert. Da waren eben zwei oder drei textlich verschiedene Konzepte (oder wie man die Vorlagen bezeichnen will), und jeder Kurfürst (und die kaiserliche Kanzlei selbst) konnte sich nun aussuchen, nach welchem „Konzept“ man seine Abschrift ausfertigen lassen wollte. Einerseits ging es nun bei dieser Abschriftnahme höchst flüchtig zu: „Die Fehlerhaftigkeit aller durch Besiegelung ...

beglaubigten authentischen Exemplare zeugt von einem hohen Grad von Sorglosigkeit." (Z., S. 177.) Andererseits hörten wir jedoch, daß man auch große Sorgfalt walten ließ, denn einige Exemplare sind systematisch durchkorrigiert. Man verglich sogar die Abschriften miteinander! Man ließ aber doch wieder einige „konsequente Fehler" herzensruhig stehen! Eine rätselhafte Geschichte fürwahr.

Es wäre Zeitverschwendung, sich noch länger mit den Exemplaren der Goldenen Bulle aufzuhalten, denn für meine Leser liegt die Lösung aller Rätsel auf der Hand. Die wieder einmal kraß auftretende gewollte Abweichung („absichtlicher Widerspruch"), wie sie besonders in der „sinnvollen Flüchtigkeit" offenbar wird, beweist schlagend, daß sämtliche Exemplare der Goldenen Bulle gelehrte Fabrikate der großen Fälschungsaktion sind. Aus einem guten Grunde betrifft der gewollte Widerspruch im vorliegenden Falle nicht die inhaltliche, sondern die formale (textliche) Seite. Um das nämlich sogleich zu betonen: die Goldene Bulle ist nicht etwa in allen Bestimmungen glatt erdichtet, sondern sie liefert trotz der erfolgten tendenziösen inhaltlichen Teilumfälschung im wesentlichen echtes Staatsrecht. Das Gesetz sollte ja in der Praxis Verwendung finden, nicht etwa bloß, wie der große Haufen der gefälschten mittelalterlichen Akten und Urkunden, als gelehrtes Fälschungsfabrikat nur für die Archive geschmiedet werden. Aber warum mußte denn das Königswahlgesetz überhaupt gefälscht werden? Unter anderem deshalb, weil die Bestimmungen der Goldenen Bulle in Wahrheit nicht aus dem Jahre 1356, überhaupt nicht aus Karls (IV.) Zeit stammen, sondern einen Rechtszustand erst des folgenden Jahrhunderts darstellen. Das will besagen: die Goldene Bulle (als solche) ist zurückdatiert worden! Um nun die Notwendigkeit solcher Zurückdatierung seitens der Fälscher zu verstehen, müssen wir den Zweck unseres Gesetzes ins Auge fassen.

Die goldene Bulle regelt die deutsche Königswahl, indem sie das Recht der sieben Kurfürsten bezüglich des Wahlgeschäftes schriftlich fixiert. Daß gerade sieben, und zwar drei geistliche und vier (ganz bestimmte) weltliche Kurfürsten den König „kiesen" durften, war, so gibt die Überlieferung zu verstehen, zu Karls Zeiten seit langem

anerkannte Rechtsgewohnheit. Mindestens seit 1257 soll eben *diesen bestimmten sieben* Fürsten vor allen übrigen Reichsfürsten das Vorrecht der Wahl des deutschen Herrschers eingeräumt worden sein. Früher hatten und übten *alle* Reichsfürsten das Wahlrecht aus! Noch um das Jahr 1200 verhielt sich das so; und gewisse angesehene geistliche und weltliche Fürsten (eben die späteren sieben Allein-Kurfürsten) hatten damals nur einen Vorrang bei der *Abgabe* der Wahlstimmen: sie durften *zuerst* abstimmen. Im Verlaufe eines halben Jahrhunderts etwa muß sich dann die Entwicklung des Wahlrechtes nach einer bestimmten Richtung hin förmlich überstürzt haben. Denn, wie schon gesagt, im Jahre 1257 sahen sich *alle* Reichsfürsten „rechtlich" von dem Königswahlgeschäft ausgeschlossen — bis auf die *sieben* Vorrangwähler, die also nun *Allein*-Wähler geworden waren. Eine überraschende Entwicklung, so konstatieren, ein wenig befremdet, auch unsere Historiker. Aber da unsere relativistischen Forscher demütige Sklaven der Überlieferung sind, so finden sie sich eben mit der „Tatsache" der aus den Quellen zu folgernden Entwicklung des Wahlrechtes ab. Für jeden unbefangenen Denker ist jedoch die geschilderte „Entwicklung" ein Rätsel: man vermag nämlich von der sonst so redseligen (gefälschten) Überlieferung durchaus nicht zu erfahren, welche politischen Kräfte solche „Entwicklung" *bewirkt* haben. Die Entwicklung vollzieht sich im leeren Raum, oder wenn man will: durch „Fügung" des Schicksals! In der rauhen Wirklichkeit verläuft aber eine politische Entwicklung (des Wahlrechtes) nicht durch „Fügung", sondern unter dem Druck politischer Kräfte. Wie nur konnten sich alle übrigen Reichsfürsten (es waren sehr angesehene und mächtige unter ihnen) das wichtige Königswahlrecht widerstandslos entreißen lassen? Hierüber tiefes Schweigen der Quellen. Die sieben bevorrechteten Reichsfürsten sind deshalb schließlich zu Allein-Wählern geworden, weil sie sogenannte Erzämter verwalten, deuten manche Quellen an. Das mag immerhin noch den alten Vorrang bei der Stimmabgabe einigermaßen erklären, nimmermehr aber die widerstandslose *Ausschaltung* aller übrigen Reichsfürsten. Bloch spricht von einer „Logik der Tatsachen", die solche Ausschaltung zuwege gebracht habe, aber leider, leider: die „Tatsachen" sind unauffindbar! (22)

Hiermit hängt eng zusammen ein weiteres psychologisches Rätsel. Setzen wir noch einmal den Fall, die Überlieferung sei echt, so mußten also die Zeitgenossen jener „Entwicklung" genau davon unterrichtet sein, seit wann und wie das Recht der Allein-Wahl der sieben Kurfürsten entstanden war. Aber nun erleben wir eine Riesenüberraschung: Ausgerechnet die „Zeitgenossen" fangen an, sich über die mutmaßliche Entstehung des Kurfürstentums die Köpfe zu zerbrechen und wunderliche Märchen darüber in die Welt zu setzen. Man lese nur, was Buchner über die „Kurfürstenfabel" zusammengetragen hat. (23) Über etwas, das jedermann wissen mußte, begann plötzlich ein gewaltiges Rätselraten! Wenn es überhaupt noch nötig wäre, nach Beweisen für die erfolgte systematische Verfälschung der spätmittelalterlichen Quellen zu suchen: hier hat man wieder einen wundervollen psychologischen Beweis dafür in die Hand bekommen.

Den speziellen Tatbestand, daß die Goldene Bulle nicht auf den Reichstagen zu Nürnberg und Metz im Jahre 1356 entstanden ist, gibt nun die gefälschte Überlieferung ungewollt selbst zu. Wir hören nämlich: „Merkwürdig ist, wie überaus geringfügig die Spuren sind, welche der Akt der Gesetzgebung in den gleichzeitigen Aufzeichnungen hinterlassen hat." Die Zeitgenossen sind „fast durchweg achtlos an ihr vorübergegangen. Selbst die auf den Reichstagen, auf denen das Gesetz publiziert wurde, anwesenden Personen schienen von den bedeutsamen Vorgängen, abgesehen natürlich von den unmittelbar beteiligten Kreisen, kaum etwas gemerkt zu haben ... In dem kurz nach Weihnachten 1356 von den [anwesenden!] Straßburger Ratsboten über diesen Tag erstatteten Bericht wird von allen möglichen Dingen gehandelt, von der an demselben Tage vollzogenen Publikation des Gesetzes kein Wort! ... Von den gleichzeitigen chronikalischen Quellen erwähnt nur eine die Nürnberger Gesetzgebung, und zwar in der allerdürftigsten Weise." Z., S. 3).

VI.

# Auf dem Wege zum zweiten deutsch-italienischen Sonderpapsttum.

Wir überfliegen ein Jahrzehnt der Regierungszeit Karls (IV.). Durch eine von der Überlieferung gemeldete zweite „Romfahrt" des Pfaffenkönigs vom Jahre 1368 wird unsere Aufmerksamkeit jetzt wieder auf die Verhältnisse Italiens gelenkt.

Immer noch waren die Visconti von Mailand, deren Herrschaft sich noch über zahlreiche andere Städte der Lombardei erstreckte, die Führer der antifranzösischen Bewegung in Oberitalien. Mit „guelfisch" gesinnten Nachbarstädten lagen sie in dauernden, recht wechselvollen Kämpfen. Trotzdem also die Kurie von Avignon nach wie vor in Italien mächtige Bundesgenossen, wie Florenz, besaß, war der so heiß erstrebte dogmatisch-kirchliche Einfluß der französischen Nationalkirche infolge der ungebrochenen Angriffskraft des Mailänder Gegners immer wieder lahmgelegt. Da verwundert es uns nicht, wenn wir vernehmen, daß in früheren Jahren auch König Karl, der eifrige Beschützer französischen Priestertums, mit den Mailändern zusammengeraten war. Schon 1356 hatte Karl durch seinen für Italien ernannten Generalkapitän Markwart die beiden Visconti Bernabo und Galeazzo wegen ihrer „Übergriffe gegen Kirche und Reich" zur Verantwortung vorladen lassen, unter anderem deswegen, „weil sie kirchliche Benefizien aus eigener Autorität verliehen, Geistliche eingekerkert und gefoltert, die gegen Ketzer verhängten Sentenzen nicht publiziert . . . hatten." Die Visconti antworteten damals mit einem groben Briefe, worin sie Markwart Räuberhauptmann und Brandstifter titulierten. Es ist nicht unsere Aufgabe, die immer wieder aufflackernden Kämpfe der Parteien im einzelnen kritisch zu verfolgen. Wir können uns mit

der nackten Tatsache dieser Kämpfe **für und gegen das** (weltliche) **Priesterchristentum** (insbesondere gegen das Papsttum Frankreichs) begnügen, wollen nur noch die in diesen Kämpfen hervortretenden sog. „bösen Gesellschaften" erwähnen. Die Quellen verstehen unter diesen „Gesellschaften" zahlenmäßig oft sehr starke, unabhängige, militärische Söldnerbanden und Freibeuterkompagnien. Im Jahre 1366 „erlies [der damalige französische Papst] Urban eine große Strafbulle gegen die in Italien hausenden Gesellschaften, in der er ihre Greueltaten weitläufig schilderte: ihre . . . Feindseligkeiten gegen Städte und Orte der römischen Kirche (!) . . ." (W., III, S. 341 bis 343).

In der Tat sind denn auch die „**bösen**" Kompagnien nichts anderes als Streitkräfte der **Kirchengegner**, insbesondere der Gegner der französischen Kirche. Kämpften solche Gesellschaften aber **im Dienste der Kurie** von Avignon, so waren sie natürlich willkommen als **gute** Hilfsstreitkräfte. Auch die französischen Päpste haben nämlich solche „Banden" in Italien aufgestellt. Nur spricht dann die Überlieferung in solchem Falle einfach und schlicht von „päpstlichen Truppen". So hatte Innocenz (VI.) von Avignon den Kardinal Aegidius **Albornoz** als seinen Heerführer nach Italien geschickt, der für den „Universalpapst" den fast ganz verlorenen „Kirchenstaat" wieder zurückerobern sollte. In Wahrheit bestand Albornoz' Aufgabe darin, im Bunde mit den italienischen Freunden (Städten) die widerspenstigen Gegner der Kirche zur Unterwerfung zu zwingen. Der französische Kardinal = Feldhauptmann habe mit den Waffen der Diplomatie und des Krieges besonders in Mittelitalien große Erfolge erzielt, melden die Quellen, und es liegt kein Grund vor, dies im allgemeinen zu bezweifeln. Ohne Frage haben ja die Visconti nicht am laufenden Bande gesiegt, sondern sie sind, wie es die Überlieferung berichtet, gewiß öfter durch vorübergehende Mißerfolge zum Waffenstillstand, bzw. zu Friedensverhandlungen genötigt worden. So soll kurz vor der Ankunft des Albornoz ein Friedensschluß zwischen Florenz und Mailand zustandegekommen sein. Wenn es damit im Zusammenhange aber heißt, damals habe der „Universalpapst" an die Mailänder „Rebellen und Ketzer" das Ansinnen gestellt, sie möchten ihn wegen

ihrer kirchenschänderischen Taten „um Verzeihung bitten“, damit er ihnen „Absolution von den Kirchenstrafen“ erteilen könne, so steht, von unserem Erkenntnisstandpunkte aus gesehen, die Tendenzlüge ohne weiteres fest.

Wir kehren nun zu König Karl zurück. Von ihm hören wir, daß er in persönlicher Besprechung zu Avignon mit Papst Urban (V.) einige dringende Fragen, wie Bekämpfung der „bösen“ Gesellschaften und der Visconti, erörtert habe. Der Hauptgegenstand der Unterhaltungen zwischen Karl und Urban war aber angeblich ein anderer. Die Quellen berichten nämlich, der König habe dem „Universalpapst“ die Rückkehr von Avignon nach Rom nahegelegt. „Die Völker und Staaten Europas sahen das dauernde Verweilen der Kurie in Avignon mit großem Mißvergnügen. Namentlich Deutschland schrieb die Unbilden, die es unter Johann XXII. und seinen Nachfolgern erlitten, der Einwirkung des feindlichen Nachbars im Westen zu, und Karl wußte am besten, wie eng Frankreich und Papsttum zusammenstanden.“ (Li., II. S. 70). Und damit stehen wir — vorausgesetzt die mittelalterliche Überlieferung sei grundsätzlich echt! — wieder vor jenem großen religionspsychologischen Rätsel: Wie ist es möglich, daß sich die Christen jener Zeit um die durch das „babylonische Exil des Papsttums“ so grausam verletzte Glaubenstradition von der Sedes Romana so ganz und gar keine Gedanken und Sorgen gemacht haben? Nehmen wir die „Geschichte“ für echt, so bleibt dies religionspsychologische Rätsel unlösbar. Aber die „Geschichte“ des Mittelalters ist, wie wir wissen, eben nicht echt! In Wirklichkeit konnten also die „Gläubigen“ von derartigen Sorgen gar nicht bedrückt werden. Das Generalaxiom meiner Schrift „Rätsel Rom im Mittelalter“ lautete denn auch: die Übersiedlung des „Universalpapsttums“ von Rom nach Avignon ist erdichtet! Eine katholische Universalkirche mit einem Universalpapst und eine päpstliche Welthauptstadt Rom existierten vor dem 15. Jahrhundert noch nicht! Ungemein aufschlußreich wirkt denn auch die Angabe, daß die Völker und Staaten Europas die angebliche Rückkehr des „Universalpapstes“ nach dem „gottgewollten ewigen Sitz des Papsttums“, nach Rom, gar nicht aus religiösem Grunde gewünscht hätten, sondern aus dem ganz

weltlichen Grunde, um das Papsttum aus den politischen Fesseln Frankreichs zu lösen.

Niemals wurde das „Universalpapsttum" von Rom nach Avignon „verlegt"; woraus folgt: es konnte also auch nicht wieder nach Rom „zurückverlegt" werden! Erlogen sind daher sowohl die angeblichen Bemühungen Karls, den Papst Urban zur „Rückkehr" zu veranlassen, als auch natürlich die von den Quellen berichtete vorübergehende Rückkehr Urbans nach Rom selbst. Also ist auch König Karl niemals mit Urban zusammen in Rom gewesen. Die axiomatische Konsequenz unserer Zentralerkenntnis liefert dann noch die Feststellung: auch Urbans Nachfolger in Avignon, Gregor (XI.) kann nicht, wie uns die „Geschichte" einreden möchte, im Jahre 1377 den „Stuhl Petri" endgültig nach Rom „zurückverlegt" haben! Ebensowenig wie Urban hat Gregor eine Stadt Rom gesehen und kann darum auch nicht in der „Welthauptstadt" am Tiber gestorben und begraben sein.

Warum tischt uns die „Geschichte" die Lüge von der Rückverlegung des „Universalpapsttums" nach Rom und im Zusammenhang hiermit die Lüge von Urbans und Gregors Anwesenheit in Rom auf? Warum mußte in der gefälschten Überlieferung gerade jetzt im Jahre 1377, der Papst nach Italien zurückkehren? Die Geschichtsfälscher waren zu solcher Tendenzfabelei gezwungen durch ein sich damals in Italien vollziehendes folgenschweres Ereignis, dessen wahre Natur mit allen Mitteln verdunkelt werden mußte. Dies Ereignis ist die zweite und diesmal sehr dauerhafte Aufstellung eines genuinen italienisch-deutschen Sonderpapsttums. (Wir kommen sogleich auf die Gründung und ungeheure Bedeutung des zweiten italienisch-deutschen Papsttums zurück). Unmöglich konnten die Fälscher diese Tatsache eines unabhängigen deutsch-italienischen Eigenpapsttums zugeben (wie sie auch das französische Papsttum nicht als genuines Sonderpapsttum gelten lassen durften.) Denn eine Generaltendenz der mittelalterlichen Geschichtsfälschung lautet ja: unabhängige Sonderpäpste hat es im Mittelalter nicht gegeben; es hat immer nur ein Universalpapsttum mit dem Sitz in Rom existiert! Das bereits um das Jahr 1300 angeblich seit vielen Jahrhunderten bestehende Universalpapsttum ist ja

eigentlich *die* große Tendenzlüge der Fälschungsaktion. Der Tendenz wurde man nun einmal *betreffs des französischen Papsttums* dadurch gerecht, daß man das „Universalpapsttum“ einfach nach Avignon „verlegte“. Als dann das italienisch-deutsche Sonderpapsttum ebenfalls mit der Generaltendenz in Einklang gebracht werden mußte, ergab es sich für die Fälscher ganz von selbst, daß man in der gefälschten Überlieferung das „Universalpapsttum“ nun wieder nach Italien, nach Rom „zurückverlegte“. So gewinnt es durchaus den gewollten Anschein, als handele es sich beim französischen wie beim deutsch-italienischen Eigenpapsttum immer um das „seit alters“ existierende „Universalpapsttum“. Weil das im Jahre 1378 verwirklichte zweite italienisch-deutsche Papsttum *unmöglich als völlig unabhängig* von dem in Avignon weilenden angeblichen „Universalpapsttum“ entstanden dargestellt werden durfte — wie es der Wahrheit entsprach —, *deshalb* mußte in der Geschichtsdichtung *ein Jahr vorher* der „Universalpapst“ von Avignon nach Rom „zurückkehren“! Das neue Sonderpapsttum erschien dann als *das* „Universalpapsttum“.

Soeben haben wir ein geschichtliches Hauptereignis des ausgehenden 14. Jahrhunderts genannt: im Jahre 1378 wird zum zweiten Male ein italienisch-deutsches Sonderpapsttum verwirklicht und dem französischen Nationalpapsttum gegenübergestellt. Diese Tatsache bedeutet für den Leser immerhin eine Überraschung, denn in ihr liegt ja beschlossen, daß die französische Nationalkirche plötzlich mit ihren Expansionsbestrebungen in Italien und Deutschland Fiasko erlitten haben muß. Dieser Ausgang, so wird man schließen müssen, setzt doch einen allgemeinen und *gewaltigen Umschwung der Stimmung* und der Lage der Dinge zu *ungunsten* Frankreichs voraus. Und in der Tat, diese sensationelle Wendung gibt die Überlieferung offenherzig zu.

Schon seit etwa 1360 verspüren wir beim Pfaffenkönig erste, heimliche Anzeichen, einer Modifizierung seiner Anschauungen über das „weltliche“ Priestertum. Karl, der ja im Gegensatz zu seinem verstorbenen königlichen Nebenbuhler Ludwig anfangs die Priesterschaft der Regionalkirchen auch hinsichtlich ihrer „weltlichen“ Machtwünsche be-

günstigte, soll im Jahre 1359 an die deutschen „Bischöfe" ein Rundschreiben erlassen haben, „worin er dieselben zur Reformation ihrer ritterlichen Spiele und Trachten und sonstigen weltlichen Treiben ergebenen Diözesangeistlichkeit ermahnte, und im Falle der Nichtbeachtung . . . mit Anzeige an den Papst und mit Ermächtigung der weltlichen Fürsten zur Beschlagnahme der geistlichen Einkünfte drohte." (W. III., S. 212). In diesem Rundschreiben fällt natürlich die „Anzeige an den (französischen!) Papst" als Fälschung weg; aber das spätere grundsätzliche Verhalten Karls bestätigt uns, daß hier eine wirkliche Änderung seiner Anschauungsweise offenbar wird. Mancherlei Erfahrungen können den König zur Sinnesänderung veranlaßt haben. Als ein Hauptmoment jedoch wird die Einsicht gewirkt haben, daß es sich immer deutlicher als unmöglich erwies, die Priesterschaft der Regionalkirchen Deutschlands dem autoritären Einfluß des französischen Papsttums zu unterwerfen. Ja, nicht einmal das hatte sich innerhalb Deutschlands erreichen lassen: die Verwirklichung einer unabhängigen deutschen Nationalkirche nach dem Muster Frankreichs! Karls Anstrengungen fruchteten nichts, weil schließlich doch die deutschen Fürsten und das deutsche Volk nicht gesonnen waren, den deutschen Staat auf Gnade und Ungnade den Händen der Priester auszuliefern. Die große Idee der Zeit Ludwig des Bayern, die in der Mahnung und Forderung lebendig war: Beschränkung der priesterlichen Befugnisse auf das rein geistliche Gebiet, war trotz „Handsalben", Feuer und Schwert nicht ganz aus der Welt verbannt worden; sie gewann im Gegenteil mit der Zeit überall wieder an Geistboden und bewies aufs neue ihre Werbekraft.

Von einer Vereinigung der deutschen Regionalkirchen mit Frankreichs Nationalkirche zu einer Universalkirche konnte also um 1370 weniger fast als je die Rede sein. Karl wird bei seiner Anwesenheit in Avignon vor seiner zweiten „Romfahrt" auch Papst Urban über die wirkliche Lage der Dinge in Deutschland nicht im Unklaren gelassen haben. Insofern hatten allerdings die einzelnen Regionalkirchen eine bedeutende Stärkung erfahren, als durch die Gewaltmaßnahmen der letzten Jahrzehnte bzw. durch Privilegien und Handsalben nunmehr

auch weite Kreise der früheren „freien“ Christen (und vielleicht auch manche Gottgläubige) mit dem Dasein und Wirken einer autoritären Priesterschaft „ausgesöhnt“ waren. Aber gerade d i e s e Neugewonnenen werden offen oder geheim dahin gewirkt haben, daß die Forderung nach Ausschluß der Geistlichkeit von jeder weltlichen Macht dringender erhoben wurde. Auf solche Stimmung ihrer Gläubigen mußten auch die geistlichen Oberen notgedrungen Rücksicht nehmen, so daß auch von ihrer Seite her der Franzosenfreundlichkeit Karls nicht durchaus Billigung zuteil wurde. Wie groß damals die Spannung zwischen weltlichen und geistlichen „Kurfürsten“ einerseits und König Karl andererseits war, erhellt aus Angaben anläßlich der angeblichen zweiten „Romfahrt“ (in Wirklichkeit des erneuten Kriegszuges Karls nach Italien). Da hören wir, daß sich die „Erzbischöfe“ von Mainz und Trier geweigert haben, Karls Heerfahrt gegen Mailand zu unterstützen, und daß in den entbrennenden Streitigkeiten der Herzog Stephan von Bayern auf Seiten Bernabo Viscontis gekämpft habe. Damals kündigte sogar Pfalzgraf Ruprecht die enge Freundschaft, die er jahrelang mit Karl gepflogen hatte.

In die Jahre 1374 bis 1376 fällt nun der endgültige Bruch des alternden Königs mit den französisch-kirchlichen Idealen seiner Jugend. Das äußerliche Anzeichen der radikalen Umkehr dürfen wir in der „Aussöhnung“ Karls mit den deutschen Kurfürsten erblicken. Die Versöhnung, d. h., ein ferneres einmütiges Zusammengehen, kam unter der Voraussetzung zustande, daß der König sich bereit erklärte, einen neu auftauchenden Plan der geistlichen Oberen aller deutschen und italienischen Regionalkirchen zu unterstützen. Dieser Plan bezweckte nichts Geringeres als d i e e r n e u t e A u f s t e l l u n g e i n e s d e u t s c h - i t a l i e n i s c h e n S o n d e r p a p s t t u m s. (Sogleich werden wir hierüber Näheres erfahren). Als Gegenleistung für Karls Entgegenkommen in der Kirchenfrage erklärten sich die Kurfürsten ihrerseits dazu bereit, noch bei Karls Lebzeiten seinen Sohn Wenzel zum dereinstigen königlichen Nachfolger zu wählen. Die Kurfürsten handelten aber hier auch im eigenen Interesse, denn sie sicherten sich mit dieser vorsorglichen Frühwahl einen künftigen deutschen Herrscher, der wie sein Vater ein Beschützer des aufzustellenden neuen Sonder-

papstes sein würde. Am 10. Juni 1376 soll dann der junge Prinz Wenzel in Frankfurt gewählt und am 6. Juli in Aachen gekrönt worden sein. Nehmen wir wieder für einige Augenblicke an, die Überlieferung sei nicht systematisch verfälscht, so erhebt sich jetzt die interessante Frage: wie stellte sich der „Universalpapst" in Avignon zu dem Plane der Wahl Wenzels? Wir haben es ja von den Quellen so oft gehört, daß die Kurie das Approbationsrecht beanspruchte, überhaupt jede Wahl von ihrer vorher eingeholten Zustimmung abhängig sehen wollte. Demzufolge läßt denn auch die gefälschte Überlieferung Papst Gregor (XI.) von Karl verlangen 1. dieser möge die Kurie um Gestattung der Wahl und 2. um Bestätigung des Gewählten bitten. Höchst beachtenswert ist, was die Quellen den König Karl auf das angebliche Ansinnen des „Universalpapstes" dessen Boten sagen lassen, nämlich: „Nachdrücklich hielt er dem Gesandten vor, wie gereizt die Stimmung [gegen den französischen Papst!] in Deutschland sei. Der Papst kenne nicht die Bosheit . . . vieler Herren, und wenn er sich nicht in acht nehme, würde das Kaisertum an einen Feind der römischen Kirche kommen. Er möge sich doch überlegen, welche Häuser ihm ergeben wären." (L. II. S. 90). Gegen den Willen des „Universalpapstes" also wird die Wahl Wenzels vollzogen. Damit aber dennoch die vorgeblichen Rechte des „Universalpapstes" nicht geschmälert erscheinen, läßt die „Geschichte" den König zusammen mit dem Papst eine kleine Komödie aufführen. Nachträglich, heißt es, habe Karl dem „Universalpapst" doch die gewünschten Zugeständnisse gemacht. „Als sich [Papst] Gregor hartnäckig weigerte, Wenzel als König anzuerkennen, stellte er [Karl] ein Schreiben aus, welches vor dem Wahltag zurückdatiert wurde, in dem er Gregor um Genehmigung bat . . ., und der Papst ließ die entsprechende [zurückdatierte] Gegenurkunde ausfertigen." (L. II., S. 91). Mit Recht wundert sich Hauck über die Naivität dieser Komödie: „Wie konnte die Kurie wähnen, es sei möglich, eine weltbekannte (!) Tatsache durch ein paar gefälschte Briefe aus der Welt zu schaffen?" (24) Nun haben gar nicht Gregor und Karl gefälscht, sondern diese „zeitgenössischen" Urkunden sind gelehrte Erzeugnisse der späteren Fälschungsaktion.

Wie stellte sich Italien zu dem Plane eines neuen deutsch-italie-

nischen Sonderpapsttums? Wir denken dabei vor allem an die italienischen „Guelfen“ und in erster Linie an Florenz, die langjährige „wärmste Freundin“ der französischen Nationalkirche. Denn das neue Papsttum bedeutete für Avignon einen Schlag ins Gesicht und den endgültigen Abschied. War das Unglaubliche denkbar, auch Florenz könnte einmal vom avignonesischen Papsttum abfallen? Leise kündigt der Umschwung sich an. Da vernehmen wir bereits zum Jahre 1365 aus den Quellen einen Mißton im politischen Konzert der beiden Partner Florenz-Avignon. Die Florentiner weigerten sich damals, dem Ersuchen aus Avignon entsprechend, einer Liga zur Bekämpfung der „bösen“ Gesellschaften beizutreten. Über diese Weigerung war der Papst derart aufgebracht, daß er sich ingrimmig über die ungehorsame Tochter Florenz ausließ. „Die Florentiner“, soll er gesagt haben, „bezeugen ihre Ergebenheit gegen die [französische] Kirche nur mit Worten, ihr wirkliche Dienste leisten wollen sie nicht, ja, sie hindern sogar andere, der Kirche zu dienen.“ (W. III. S. 338). So hatte die alte Freundschaft doch einen Riß bekommen. Und dann, nur etwa fünf Jahre später, als Gregor (XI.) den französischen Papstthron bestiegen hatte, da wurde das kaum Vorstellbare dennoch Ereignis: ganz Ober- und Mittelitalien erhob sich in gemeinsamer Abwehr gegen die Kurie von Avignon, und das Haupt dieser Aufstandsbewegung war — Florenz!! Florenz ruft alle italienischen Städte auf, einmütig das Joch der „weltlichen“ (französisch gesinnten) Priesterschaft abzuwerfen! Und Florenz hatte Erfolg mit seinem leidenschaftlichen Aufruf: achtzig Städte traten der Liga gegen Avignon bei, und die einstigen Eroberungen des Albornoz gingen fast restlos wieder verloren. „Fast überall trat ein Haß gegen die weltliche (!) Macht des Papsttums und den weltlichen (!) Besitz der Kirche zutage . . . In Florenz wurde das Inquisitionsgebäude niedergerissen, das Kirchengut eingezogen und die Priesterschaft an Leib und Leben bedroht. (Lo., S. 378).

Eine Stadt schloß sich der Revolte gegen die „Universalkirche“ nicht an, erzählen uns die Quellen. Das sei Rom gewesen! Nun wissen wir auch ohne diese Meldung, warum sich Rom damals unmöglich gegen irgendjemand erheben konnte: weil eine Stadt Rom noch gar nicht existierte. Aber auch in der gefälschten Ge-

schichte durfte sich gerade damals die erdichtete „Welthauptstadt" nicht als Feindin der „Universalkirche" gebärden; sondern die Fälscher waren gezwungen, gerade zu diesem Zeitpunkt auf dem Papier der „Stadt" am Tiber ganz besondere Treue zum Papsttum zuzuschreiben. Warum? Weil nämlich jetzt der einst „entführte" Universal-Papstthron von Avignon wieder nach Rom „zurückverlegt" werden mußte. Und da mußte (in der Dichtung) der „zurückkehrende" Papst in Rom auch willkommen sein! Und so konnte Rom an der Rebellion nicht teilnehmen!

Was aber die Fälscher zwang, auf dem Papier gerade zu diesem Zeitpunkte die (erdichtete) Zurückverlegung des „Universalpapsttums" nach Rom stattfinden zu lassen, das ist uns bereits bekannt. Es ist das sensationelle Ereignis, das jetzt die christliche Welt aufhorchen ließ: die erneute Aufstellung eines (diesmal dauerhaften) italienisch-deutschen Sonderpapsttums. Wie es sich hiermit in Wirklichkeit verhielt, durfte natürlich die Überlieferung nicht ausplaudern. Dagegen mußten es sich die Fälscher, gemäß ihrer Generaltendenz, angelegen sein lassen, alle Verhältnisse so darzustellen, daß das fatale neue Eigenpapsttum als das „seit alters bestehende Universalpapsttum" der Nachwelt präsentiert und gedeutet wurde. Die gefälschte Überlieferung hämmert uns also ein: nur ein Papsttum, ein Universalpapsttum, habe es seit vielen Jahrhunderten gegeben. Durch unglückliche Zufälle sei es von seinem gottgewollten Sitze, Rom, nach Avignon „verlegt" worden, aber 1377 wieder in die christliche Welthauptstadt am Tiber „zurückgekehrt". Die Wahrheit lautet anders: das französische Nationalpapsttum ist, solange es bestand, immer in Avignon beheimatet geblieben; und das 1378 mit Urban (VI.) in Italien (aber natürlich nicht in der Einöde Rom!) verwirklichte neue Papsttum stellt eine ganz unabhängige, genuine Sonderinstitution der unter einem Oberhaupte nunmehr vereinigten deutsch-italienischen Regionalkirchen dar.

VII.

# Vom angeblichen „Schisma“ bis zur Gründung der römischen Universalkirche

Das Jahr 1378 ist in der Kirchengeschichte bekannt als der Zeitpunkt des Ausbruches des angeblichen Schismas des bis dahin einigen, seit alters bestehenden „universalen“ Papsttums. Dieses alte, einige „Universalpapsttum“, wird uns erzählt, war eben von seinem avignonesischen Exil nach Rom „zurückgekehrt“, da spaltete sich infolge schuldhaften Verhaltens Papsts Urban (VI.) die „einige“ römische Kirche in zwei Teile: das Schisma war über die Christenheit gekommen.

Wir wissen, daß dieser ganze papierne Überlieferungskomplex vom angeblichen Schisma der bisher „einigen Universalkirche“ ein gewaltiges Lügengespinst ist. Was insonderheit die angebliche Entstehung dieses Schismas betrifft, so brauche ich den Leser nur an die Schrift: „Dogmenchristentum und Geschichtsfälschung“ zu erinnern, deren erstes Kapitel auf psychologischer Grundlage einen Sonderbeweis für die Erdichtung darbietet.

Was geschah denn nun wirklich im Jahre 1378? Schon im vorigen Kapitel haben wir das hochwichtige Ereignis in seinem wahren Wesen erkannt; die Regionalkirchen Italiens und Deutschlands setzten sich gemeinsam einen Eigenpapst als Oberhaupt an ihre hierarchische Spitze. Urban (VI.) ist der Name des ersten Vertreters dieses zweiten deutsch-italienischen Papsttums. Dieser Urban ist jener Bartholomäus von Prignano, der 1378 angeblich zu Rom und vorwiegend von (aus Avignon nach Rom „zurückgekehrten“) französischen Kardinälen gewählt sein soll. So möchte es uns allerdings

die „Geschichte" nur allzugern einreden, und so h a t sie ja auch jahrhundertelang den überlieferungsgläubigen relativistischen Geschichtsforschern mit Erfolg vorgelogen. In Wahrheit ist das französische Nationalpapsttum immer da geblieben, wo es zuhause war, in Frankreich: daher haben auch niemals Kardinäle dieser f r a n z ö s i s c h e n Sonderkirche in I t a l i e n (und am allerwenigsten natürlich in der Einöde Rom) einen Papst gewählt (und schon gar nicht einen d e u t s c h - i t a l i e n i s c h e n)! Die Wähler Urbans sind italienische und deutsche Geistliche gewesen. Leider sind wir nicht mehr in der Lage, die genauen Umstände und Einzelheiten der Erhebung Urbans historisch-kritisch festzustellen, dank der in der ganzen „Schisma"-Angelegenheit so ungemein gründlichen Verfälschung aller hier in Frage kommenden Quellen. Wir wissen, warum die Wahl n i c h t in Rom hat stattfinden können; es ist aber unmöglich zu ermitteln, w o sie wirklich vollzogen wurde. Vage Möglichkeiten zu erwägen führt hier zu nichts; wir müssen uns wieder einmal mit der nackten Tatsache begnügen.

Aus der b l o ß e n T a t s a c h e d e s D a s e i n s eines deutsch-italienischen Sonderpapsttums lassen sich nun aber wichtige Schlüsse ziehen auf die B e s o n d e r h e i t dieses Oberhirtentums. Dies neue Papsttum muß in seinem Wesen grundverschieden von dem französischen gewesen sein. Hätte man in diesem neuen Papsttum das französische nur gleichsam kopieren wollen, so bliebe es unverständlich, warum sich die „guelfischen" Kirchenchristen Italiens (Florenz) schließlich doch so energisch gegen das französische Papsttum aufgebäumt haben. Gerade der in der Revolte einer so franzosenfreundlichen Stadt wie Florenz sich offenbarende allgemeine, radikale Umschwung der kirchlichen Grundanschauungen beweist den eingetretenen schroffen Gegensatz zum Gallikanismus. Die Ablehnung galt nicht etwa den Personen, den jeweiligen Inhabern des französischen Papsttums, sondern, wie auch die gefälschten Quellen noch klar erkennen lassen, der Idee, welche die avignonesische Kurie vertrat und propagierte: der „Weltlichkeit" der französischen Hierarchie. Und eben in der A b l e h n u n g jeder Vermischung geistlicher und weltlicher Befugnisse bestand die ideelle Eigentümlichkeit des neuen antifranzösischen Papsttums. Damit hängt zusammen, daß auch die ganze d o g m a t i s c h e B a s i s des deutsch-italienischen

Papsttums eine eigentümlich, d. h. eine andere war, als bei der französischen Nationalkirche. Wie aber? War denn nun tatsächlich auch in Italien-Deutschland eine gemeinsame dogmatische Plattform zustandegekommen? Diese Frage muß bejaht werden. Aus dem bloßen Dasein des neuen Oberhirtentums ergibt sich mit Notwendigkeit eine zustandegekommene gemeinsame Dogmengrundlage für das hierarchische Spitzeninstitut. Denn beim Fehlen der dogmatischen Einigung wäre ja eben die nötige Verständigung und das Einverständnis der verschiedenen beteiligten deutsch-italienischen Priesterkreise über die Aufstellung eines gemeinsamen Oberhirten gar nicht möglich gewesen. Durch Kompromiß kam aber, wie wir aus verschiedenen Anzeichen schließen müssen, gleichsam nur ein dogmatisches Minimal-Programm zustande, das für alle beteiligten Teilkirchen partikular-dogmatische Reservate bestehen ließ. An ein vollausgebildetes deutsch-italienisches Einheitsdogma (eines wirklichen Gegenstückes zum nationalfranzösischen) darf man also noch nicht denken. Die einzelnen Regionalkirchen waren nicht genötigt und gesonnen, ihre dogmatisch-hierarchische Selbständigkeit gänzlich aufzugeben. Es muß sogar dahingestellt bleiben, ob es nicht deutsche und italienische Teilkirchen gab, die überhaupt noch (vorläufig) abwartend beiseite standen und von einem einheitlichen Überdogma nichts wissen wollten. Nur das Schwert des weltlichen Armes hätte die Durchführung und Sicherung eines (jedes Partikulardogma verdrängenden) absolut verpflichtenden, einigen Glaubensfundamentes bewirken können. An derartige staatliche Zwangsmaßnahmen war aber bei der Lage der politischen Dinge in Deutschland (und Italien) nicht zu denken.

Als im Jahre 1378 das deutsch-italienische Sonderpapsttum Wirklichkeit wurde, bestand mit dem Sitze in Avignon das nationalfranzösische Papsttum selbstverständlich weiter. Ganz unabhängig voneinander existierten also jetzt in Europa zwei kirchliche Sonderinstitutionen. Der christliche Geistboden hatte zwei vollkommen gesondert stehende und lebende „Bäume" hervorgebracht. Für die Väter der Geschichtsfälschungsaktion entstand nun die Frage: Da wir gemäß unserer Generaltendenz das italienisch-deutsche Eigenpapsttum für das seit altersher schon bestehende, von Avignon nach Rom „zurückgekehrte"

Universalpapsttum ausgeben müssen — *wie erklären wir dann das doch daneben noch existierende nicht wegzuleugnende Nationalpapsttum Frankreichs?* Die Lösung war wirklich nicht schwer zu finden. Also: man läßt (in der gefälschten Überlieferung) das angeblich, nunmehr wieder in Italien weilende „Universalpapsttum" sich *spalten* und schickt dann (in der Dichtung) den einen Teil schleunigst wieder übers Meer nach Avignon! Siehe, nun haben wir tatsächlich *zwei* Papsttümer, eins in Italien und eins in Frankreich, ganz so, wie es sich in Wirklichkeit damals verhalten hat. Aber indem wir das französische Oberhirtentum sich vom italienisch-deutschen „Universalpapsttum" *abspalten* lassen, also ein *Schisma* vortäuschen, haben wir unserer Generaltendenz von der einigen, seit Jahrhunderten bestehenden römischen Universalkirche glänzend Genüge getan! — Wirklich, diese Lösung war nicht schwer zu finden.

Wenn die Überlieferung meldet: zum *französischen* Papsttums des angeblichen Schismatikers Klemens (VII) hielten Frankreich, Spanien, Schottland und von Italien die französische Einflußsphäre Neapel; zum *italienisch-deutschen* Papsttum Urbans standen Ober- und Mittelitalien, Deutschland und England —, so bietet diese Zweiteilung im wesentlichen die wahre historische Situation. Den einsetzenden Bemühungen der rivalisierenden Parteien gelang es, hier und dort weitere Kirchen anderer Länder auf ihre Seite zu ziehen. Zwei feindliche Christenlager, kenntlich an der Zugehörigkeit zu der „Obödienz" des einen oder anderen geistlichen Oberbeamten, standen sich seit 1378 gegenüber. Rund 30 Jahre sollte der trennende Graben durch die Christenheit laufen. Und dann, im Jahre 1409, trat, nicht mehr ganz unerwartet, jenes große Ereignis ein, das seit einem vollen Jahrhundert in erster Linie von der französischen Nationalkirche (und den Theologen der Pariser Universität) so heiß begehrt worden war: der *dogmatisch-hierarchische Universalismus*! Nicht auf geradem Wege wurde das ersehnte Ziel erreicht, aber nun, eben im Jahre 1409, war es trotz aller Rückschläge dennoch erreicht. Von 1378 an hat man gut 30 Jahre auf beiden Seiten daran gearbeitet, den trennenden Graben zuzuschütten. Endlich fiel im Jahre 1409 die

Schranke unter der Parole: **durch dogmatisch-hierarchische Union der beiden Kirchengruppen zu einer einigen Über- und Universalkirche!**

An jenem Tage, als auf dem Conzil zu Pisa (1409) Vertreter der bisher feindlichen Obödienzen gemeinsam einen Oberhirten, einen wirklichen Universalpapst wählten, wurde die gallikanische Idee einer **katholischen Universalkirche** Wirklichkeit!

**Alexander** (V), so nannte sich der Gewählte, ist also der **erste katholische Universalpapst!**

Die interessante Aufgabe, die immer erneuten Versuche zur Beilegung des angeblichen Schismas, wie sie die gefälschte Überlieferung im Banne ihrer Generaltendenz geschildert hat, im einzelnen kritisch zu begutachten, muß ich mir für später vorbehalten. Nur auf wenige bedeutsame Tatsachen soll an dieser Stelle noch hingewiesen werden.

Die eigentliche Treiberin der Union der beiden Kirchengruppen war — die Universität Paris! Man könnte sogar das Conzil von Pisa die vorübergehend hierher verlegte, durch die Teilnahme aller Nationen verstärkte theologische Fakultät der Pariser Universität nennen: in Pisa sollen neben vielen Kardinälen und Bischöfen 300 Doktoren der Theologie versammelt gewesen sein! Wir verstehen die Anwesenheit dieser Theologen aus allen Teilen beider Obödienzen sehr gut, wenn wir bedenken, daß ja auf dem Conzil zu Pisa als Grundvoraussetzung der Union und der Aufstellung eines Universalpapstes die Schaffung des notwendigen universalen Dogmas (Einheitsdogma!) verwirklicht werden mußte! Ohne Universaldogma kein Universalpapst! (Die Akten des Conzils, so wie sie vorliegen, sind natürlich gemäß der Tendenz von „Schisma" gefälscht!)

Auf dem Pisaner Conzil ist auch die Verlegung des neuen Universalpapsttums nach Rom beschlossen worden. An einem neutralen Orte sollte der Universalpapst seinen Residenzsitz haben (nicht in Frankreich und in Deutschland!); und da einigte sich die Eifersucht der Völker aus kluger Berechnung und unter Berücksichtigung aller Umstände sozusagen zwangsläufig auf die Ruinen-Einöde am Tiber. Aber die geplante Welthauptstadt der Christenheit mußte erst noch allmählich aufgebaut werden.

Auf dem Conzil von Pisa hat sich endgültig der Gallikanismus in den Romanismus verwandelt. Gewiß: die theoretische Konstituierung der katholischen Über- und Universalkirche damals in Pisa bedeutete in der Praxis vorerst noch keinen vollen Erfolg in dem Sinne, daß nun sofort alle Kirchenkreise der beiden Gruppen sich unter die Autorität des Überpapstes gestellt hätten. Eine solch allgemeine schnelle Wendung und Verwirklichung der Idee hat wohl auch keiner der zu Pisa Versammelten erwartet. Wir wissen ja, daß nach der Wahl des Universalpapstes die beiden Gruppenpäpste ihrerseits gar nicht an Abdankung dachten. Die Unterpäpste konnten deshalb im Amte bleiben, weil sie eben vorläufig noch eine große Anhängerschaft besaßen, die von einer Überkirche und von einem Überpapst nichts wissen wollte. So gab es damals tatsächlich drei Päpste in der Christenheit; und es vergingen bis zur absoluten Verwirklichung der Idee des Universalpapsttums unter hartnäckigen Kämpfen noch viele Jahre.

Das Jahr des Conzils von Pisa ist ferner auch der Anfangstermin der nunmehr stramm organisierten und von nun an systematisch betriebenen großen Geschichtsfälschungsaktion.

Das nächste Heft wird behandeln: Die Fälschung der Geschichte des Urchristentums.

Um den Leser in die Lage zu versetzen, den mit dem nächsten Hefte einsetzenden kritischen Vorstoß gegen die Geschichte des Urchristentums als notwendig zu begreifen, führe ich ihn schon an dieser Stelle ganz kurz in das neue Problem ein. Dies Problem betrifft die schriftliche Grundlage der christlichen Dogmenbildung: die heilige Schrift, insonderheit das Neue Testament.

Ich habe bisher aus taktischen Gründen das Neue Testament im hergebrachten Sinne als die „seit alters" fix und fertige Größe des festgefügten Schriftkanons der christlichen Kirche behandelt. Diese Voraussetzung darf aber nun nicht mehr länger kritisch unangetastet bleiben. Nachdenkliche Leser mögen sich schon selbst die Frage vorgelegt haben: welche „Kirche" hat denn den Schriftkanon des Neuen Testamentes geschaffen und sanktioniert, wenn bis zum 15. Jahrhundert

eine römische Universalkirche überhaupt noch nicht existiert hat. Wir wissen, daß es vor dem 15. Jahrhundert nur unabhängige, dogmatisch sehr unterschiedliche Regionalkirchen gegeben hat. Konnte da in den erbitterten Dogmenkämpfen dieser rivalisierenden Kirchen ein fester allgemeinverbindlicher Kanon überhaupt zustande kommen? Mit anderen Worten: sollte also vielleicht das Neue Testament, wie es heute vorliegt, erst entstanden sein, als die verschiedenen Teilkirchen sich (auf dem Konzil zu Pisa) zu einer Universalkirche zusammenschlossen? Das sind die Fragen, deren Beantwortung mit dem folgenden Hefte in Angriff genommen werden müssen.

# Literaturverzeichnis

1. Denifle-Weiß, Luther und Luthertum. Bd. II. (1909) S. 303 [Im Text abgekürzt: D]
2. Riezler, Geschichte Baierns. Bd. II (1880) S. 378
3. G. Erler, Deutsche Geschichte. Bd. III. (1884) S. 368 [E]
4. Hefele, Conziliengeschichte. Bd. VI. (1867) S. 509/10
5. Zeumer im Neuen Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. Bd. XXXVII. S. 234 u. 237 [NA]
6. Karl Müller, Der Kampf Ludwigs des Baiern mit der Kurie, Bd. I. S. 356 [M]
7. Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken. Bd. XIV. (1911) S. 159
8. R. Moeller, Ludwig der Baier und die Kurie im Kampf um das Reich. (Eberings historische Studien, Heft 116 (1914) S. 56
9. E. Werunsky, Geschichte Kaiser Karls IV. Bd. I. (1880). S. 321 [W]
10. Archiv für oesterreichische Geschichte. Bd. XXXV. (1865). S. 260 [A]
11. J. Loserth, Geschichte des späteren Mittelalters. (1903) S. 290 [Lo]
12. Nachrichten d. Gesellschaft d. Wissenschaften zu Göttingen. (1883) S. 243/44
13. A. Huber, Die Regesten des Kaiserreiches unter Kaiser Karl IV. (Regesta Imperii. Bd. VIII. (1877). S. XLIX [H]
14. E. A. Gutjahr, Die Urkunden deutscher Sprache in der Kanzlei Karls IV. (1906). S. 18
15. Th. Lindner, Die Veme. (1888). S. 459/60) [L]
16. Damberger, Synchronistische Geschichte. Kritikheft zu Bd. XV. S. 7
17. F. Thudichum, Femgericht und Inquisition. (1889). S. 73/74.
18. Th. Lindner, Deutsche Geschichte unter den Habsburgern und Luxemburgern. Bd. II. S. 34 [Li]
19. O. Harnack, Die ältesten Ausfertigungen der Goldenen Bulle. (In „Forschungen zur deutschen Geschichte".) Bd. XXIV. (1884). S. 451 bis 52 [Ha]
20. Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung. Bd. V. (1884. S. 104 Anmerkung 2 [MJOG]
21. K. Zeumer, Die Goldene Bulle Kaiser Karls IV. (Quellen und Studien z. Verfassungsgeschichte d. deutschen Reiches. Bd. II. (1908). S. 176 [Z]
22. H. Bloch, Die Stauffischen Kaiserwahlen und die Entstehung des Kurfürstentums (1911). S. 366.
23. M. Buchner, Die Entstehung und Ausbildung der Kurfürstenfabel. (1912)
24. A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands. Bd. V. 2. Teil. S. 669.